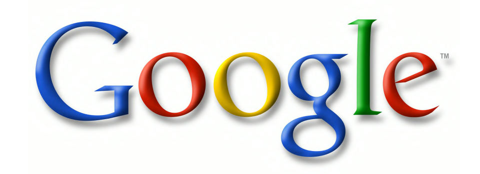
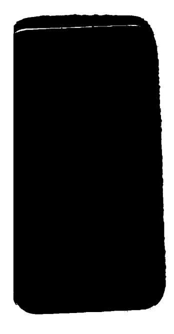
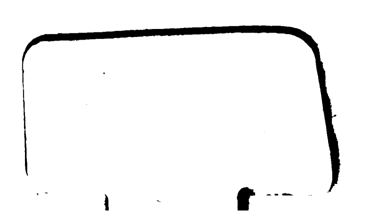



B 1,333,233





Morphologische Untersuchungen

auf dem Gebiete

der

indogermanischen Sprachen

Von

Dr. Hermann Osthoff

ord. Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit
an der Universität Heidelberg

und

Dr. Karl Brugman

Docent der vergleichenden Sprachwissenschaft und des Sanskrit an der
Universität Leipzig

Erster Theil

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1878.

Vorwort.

Seit dem erscheinen von Scherer's buch „Zur geschichte der deutschen sprache" (Berlin 1868) und wesentlich durch die von diesem buch ausgegangenen impulse hat sich die physiognomie der vergleichenden sprachwissenschaft nicht unbeträchtlich verändert. Eine forschungsmethode hat sich seitdem bahn gebrochen und gewinnt immer mehr anhänger, die sich von der methode, nach welcher die vergleichende grammatik im ersten halbjahrhundert ihres bestehens verfuhr, in wesentlichen stücken unterscheidet.

Die ältere sprachforschung trat, das kann niemand leugnen, an ihr untersuchungsobject, die indogermanischen sprachen, heran, ohne sich zuvor eine klare vorstellung davon gemacht zu haben, wie überhaupt menschliche sprache lebt und sich weiterbildet, welche factoren beim sprechen thätig sind und wie diese factoren in gemeinsamer arbeit die fortbewegung und umbildung des sprachstoffs bewirken. Man erforschte zwar eifrigst die sprachen, aber viel zu wenig den sprechenden menschen.

Der menschliche sprechmechanismus hat eine doppelte seite, eine psychische und eine leibliche. Ueber die art seiner thätigkeit ins klare zu kommen muss ein hauptziel des vergleichenden sprachforschers sein. Denn nur auf grund einer genaueren kenntniss der einrichtung und der wirkungsweise dieses seelisch-leiblichen mechanismus kann er sich eine vorstellung davon machen, was sprachlich überhaupt möglich ist — man denke dabei nicht an die sprache auf dem papier, denn auf dem papier ist

so ziemlich alles möglich —, ferner die richtige ansicht von der art und weise bekommen, wie die von den individuen ausgehenden sprachlichen neuerungen in der sprachgenossenschaft sich einbürgern, und überhaupt die methodologischen gesichtspunkte gewinnen, die ihn bei allen seinen sprachhistorischen untersuchungen zu leiten haben. Mit der rein leiblichen seite des sprechmechanismus beschäftigt sich die lautphysiologie. Diese wissenschaft ist schon decennien alt, und ihre ergebnisse hat sich auch schon die ältere sprachwissenschaft, etwa seit den fünfziger jahren, zu nutze gemacht; es ist das ein ihr hoch anzurechnendes verdienst. Aber mit der lautphysiologie allein ist es noch lange nicht gethan, wenn man über die sprechthätigkeit des menschen und die formalen neuerungen, die der mensch beim sprechen vornimmt, ins klare kommen will. Selbst die gewöhnlichsten lautveränderungen, wie z. b. der übergang von *nb* in *mb*, von *bn* in *mn* oder die umstellung von *ar* zu *ra*, sind, wenn man bloss vom lautphysiologischen standpunkt ausgeht, nicht begreiflich. Es muss notwendiger weise noch hinzukommen eine wissenschaft, welche über die wirkungsweise der psychischen factoren, die bei unzähligen lautbewegungen und lautneuerungen sowie bei aller sogenannten analogiebildung thätig sind, umfassende beobachtungen anstellt, eine wissenschaft, deren erste grundlinien von Steinthal gezogen sind in dem von seiten der sprachwissenschaft und der lautphysiologie bisher noch wenig beachteten aufsatze „assimilation und attraction, psychologisch beleuchtet“ in der zeitschr. für völkerpsych. I 93—179. In der unten s. 82 anm. 1 genannten schrift wird demnächst der eine der beiden verfasser in anknüpfung an diesen Steinthal'schen aufsatz ausführlich nachzuweisen suchen, wie wichtig es ist, dass man sich klar macht, in wie weit die lautlichen neuerungen einerseits rein leiblich-mechanischer art und in wie weit sie andererseits die leiblichen abbilder von psychischen bewegungen sind, und wird daselbst ferner auch der wirksamkeit der ideenassociation bei der sprechthätigkeit und der neubildung von sprachformen durch formassociation eine eingehende betrachtung widmen und die darauf bezüglichen methodologischen principien zu ent-

wickeln versuchen. Die ältere vergleichende sprachforschung, so bereitwillig sie die lehren der lautphysiologie annahm und verwertete, bekümmerte sich um jene seelische seite des sprechprocesses so gut wie gar nicht und verfiel in folge dessen in zahlreiche irrtümer. Erst in neuester zeit wird man mehr und mehr auf das versäumniss aufmerksam. Einige grundirrtümer, die die ganze ältere sprachwissenschaft beherrschten und die eben aus dem verkennen der thatsache entsprangen, dass auch die bloss an der äusseren sprachform sich vollziehenden, bloss den lautlichen ausdruck des gedankens betreffenden um- und neugestaltungen grösstentheils auf einer vor der verleiblichung des lautes durch die sprachwerkzeuge vor sich gehenden psychischen bewegung beruhen, hat die an Scherer's bestrebungen anknüpfende richtung, die 'junggrammatische' richtung, bereits glücklich abgestreift. Vieles in dieser beziehung wird freilich künftige forschung noch genauer im einzelnen zu untersuchen haben, und voraussichtlich wird, wenn die historische sprachforschung und die psychologie in nähere beziehung zu einander getreten sein werden als sie bisher standen, sich durch diese verbindung noch mancher für die methode der historischen sprachwissenschaft wichtige gesichtspunkt eröffnen.

War die ungenügende untersuchung des sprechmechanismus, besonders die fast völlige nichtbeachtung der psychischen seite desselben in der älteren vergleichenden sprachwissenschaft ein übelstand, der die gewinnung von richtigen leitenden gesichtspunkten für die untersuchung des formenwandels und der formellen neubildungen in unsern indogermanischen sprachen erschwerte und verzögerte, so kam noch ein anderes hinzu, was weit schlimmer wirkte und einen irrtum erzeugte, der, so lange man in ihm befangen war, die auffindung dieser methodischen gesichtspunkte geradezu unmöglich machte.

Die reconstruction der indogermanischen grundsprache war bisher immer hauptziel und mittelpunkt der gesammten vergleichenden sprachforschung. Die folge davon war, dass man bei aller forschung das gesicht stets nach dieser ursprache hin

gewandt hatte. Innerhalb der durch schriftdenkmäler uns bekannten einzelsprachen, innerhalb der indischen sprachentwicklung, der iranischen, der griechischen u. s. w., interessierten fast ausschliesslich die ältesten, der ursprache am nächsten liegenden perioden, also das altindische, hier wieder besonders das vedische, das altiranische, das altgriechische, hier vorzugsweise der homerische dialect, u. s. w. Die jüngeren sprachentwicklungen wurden mit einer gewissen geringschätzung, als verkommene, gesunkene, alternde phasen möglichst unberücksichtigt gelassen. Aus den formen der ältesten historisch zugänglichen sprachperioden construierte man die indogermanischen grundformen. Und diese letzteren wurden nun in dem grade zum gemeingiltigen maassstab der beurtheilung der historischen sprachformationen gemacht, dass die vergleichende sprachwissenschaft wesentlich an der hand der indogermanischen grundformen ihre allgemeinen vorstellungen von der art und weise, wie sprachen leben und sich fort- und umbilden, gewann. Dass diess aber nicht der richtige weg war, um zu richtigen leitenden principien für die untersuchung des formenwandels und der formenneuerung in unsern indogermanischen sprachen zu gelangen, liegt so sehr auf der hand, dass man sich wundern muss, wie sich viele darüber immer noch nicht klar geworden sind. Ist denn nicht die glaubwürdigkeit, die wissenschaftliche probabilität jener indogermanischen grundformen, die natürlich ja alle rein hypothetische gebilde sind, eben erst davon abhängig, ob sie mit der richtigen vorstellung von der fortentwicklung der sprachformen überhaupt im einklang stehen und nach richtigen methodischen grundsätzen construiert sind? Man bewegte sich also und auch heute noch bewegen sich viele, ohne es zu wissen oder es wort haben zu wollen, im offenbarsten cirkel.

Nicht an den hypothetischen ursprachlichen gebilden, auch nicht an den ältesten uns überlieferten formen des indischen, iranischen, griechischen u. s. w., deren vorleben ja immer erst

auf dem wege der hypothese und construction erschlossen werden kann, haben wir uns das bild von der fortbildungsweise der sprachformen im allgemeinen zu entwerfen, sondern — gemäss dem grundsatz, dass man vom bekannten auszugehen und von da aus zum unbekannten vorzuschreiten hat — an den sprachentwicklungen, deren vorleben auf eine grössere strecke hin an der hand von denkmälern verfolgt werden kann und deren ausgangspunkt uns unmittelbar bekannt ist. Je mehr sprachmaterial uns so in lückenloser, durch die jahrhunderte sich hinziehender schriftlicher überlieferung zur beobachtung unterbreitet ist, um so besser sind wir daran, und je weiter eine sprachphase in der richtung nach der gegenwart hin von dem punkt entfernt ist, wo die historische überlieferung einsetzt, um so lehrreicher wird sie notwendiger weise. Also von der ursprache ab und der gegenwart zuwenden muss der vergleichende sprachforscher den blick, wenn er zu einer richtigen vorstellung von der art der fortentwicklung der sprache gelangen will, und er muss endlich einmal von dem gedanken gänzlich sich frei machen, man brauche sich als vergleichender indogermanist um die jüngeren phasen der indogermanischen sprachen nur dann zu kümmern, wenn sie sprachmaterial darbieten, das für die reconstruction der indogermanischen grundsprache in betracht kommt.

Sprachgebiete wie das germanische, romanische, slavische sind ohne zweifel diejenigen, wo die vergleichende sprachforschung ihre methodologischen principien am sichersten gewinnen kann. Erstlich trifft hier die hauptbedingung zu: wir können die weiterentwicklung, den umgestaltungsprocess der sprachformen an der hand der denkmäler durch viele jahrhunderte hindurch verfolgen. Sodann haben wir es hier in weit höherem grade, als es bei sprachen wie der altindischen, altgriechischen, lateinischen der fall ist, mit unverfälschter volksrede, mit der gewöhnlichen verkehrs- und alltagssprache zu thun. Was wir von den altindogermanischen sprachen durch die auf uns gelangten denkmäler kennen, ist in solcher weise und in solchem umfang litterarisch beeinflusstes sprechen — das wort „litterarisch" im weitesten sinne genommen —, dass wir das echte,

naturwüchsige, reflexionslose alltagssprechen der alten Inder, Griechen und Römer kaum recht kennen lernen. Gerade diese letztere weise der gedankenmittheilung ist aber die, die man vor sich haben muss, um den richtigen standpunkt zu gewinnen für die beurtheilung der im volksmund sich vollziehenden umgestaltung der sprache und namentlich für die beurtheilung aller vorhistorischen sprachentwicklung. Ferner überragen die genannten jüngeren sprachen in bezug auf den in rede stehenden zweck auch darum bei weitem die antiken sprachen, weil ihre an der hand der denkmäler seit jahrhunderten zu verfolgende volkstümliche entwicklung in dialektisch reich entfaltete lebende sprache ausmündet, diese aber von der älteren, um jahrhunderte zurückliegenden und bloss in schriftlicher wiedergabe zugänglichen sprachgestaltung noch nicht so stark sich unterscheidet, dass sie nicht ein vortreffliches correctiv abgeben könnte gegen die irrtümer, die bei blossem verlass auf diese schriftliche wiedergabe der sprechweise früherer jahrhunderte notwendiger weise vielfach unterlaufen müssten. Jeder weiss, wie wir z. b. die geschichte der hochdeutschen laute in den einzelnen mundarten von der althochdeutschen periode an bis in die jetztzeit hinein darum weit sicherer controlieren können als z. b. die geschichte der griechischen laute in der altgriechischen periode, weil uns die lebendigen laute der gegenwart die möglichkeit an die hand geben, die schriftzeichen, durch die der Deutsche in vergangenen jahrhunderten den laut zu fixieren suchte, richtig zu verstehen. Die buchstaben sind ja immer nur rohe und unbeholfene und sehr oft geradezu irre leitende abbilder des klingenden lautes; eine genaue vorstellung von dem verlauf eines lautlichen umbildungsprocesses z. b. einer altgriechischen oder der lateinischen mundart zu bekommen ist überhaupt gar nicht möglich.

Gerade die jüngsten phasen der neueren indogermanischen sprachen, die lebenden volksmundarten, sind auch noch in mancher anderen beziehung von hoher bedeutung für die methodologie der vergleichenden sprachwissenschaft. Hier sei nur noch eins besonders hervorgehoben, was sich die sprachforschung bisher noch viel zu wenig hat gesagt sein lassen, eben weil sie dem

sprachleben jüngerer und jüngster zeiten immer wo möglich den rücken kehren zu müssen glaubt. In allen lebenden volksmundarten erscheinen die dem dialect eigenen lautgestaltungen jedesmal bei weitem consequenter durch den ganzen sprachstoff durchgeführt und von den angehörigen der sprachgenossenschaft bei ihrem sprechen inne gehalten als man es vom studium der älteren bloss durch das medium der schrift zugänglichen sprachen her erwarten sollte; diese consequenz erstreckt sich oft bis in die feinsten lautschattierungen hinein. Wer diese beobachtung nicht selbst, an seiner heimatlichen mundart oder sonstwo, zu machen in der lage ist, der mag sich z. b. an die vortreffliche schrift von J. Winteler „Die Kerenzer mundart des kantons Glarus" (Leipz. und Heidelb. 1876) wenden, wo er sich von der richtigkeit des gesagten überzeugen kann[1]). Und sollten nun nicht die, die so gern und so oft unmotivierte ausnahmen von den mechanischen lautgesetzen zulassen, diese thatsache sich zu herzen nehmen? Wenn der sprachforscher mit eigenen ohren hören kann, wie es im sprachleben zugeht: warum zieht er es vor, sich seine vorstellungen von consequenz und inconsequenz im lautsystem einzig auf grund der ungenauen und unzuverlässigen schriftlichen überlieferung älterer sprachen zu bilden? Wenn jemand den anatomischen bau eines organischen körpers studieren will und es stehen ihm die vorzüglichsten präparate zur verfügung: wird er dann zu notorisch ungenauen zeichnungen greifen und die präparate unbesehen lassen?

Also: nur derjenige vergleichende sprachforscher, welcher aus dem hypothesentrüben dunstkreis der werkstätte, in der man die indogermanischen grundformen schmiedet, einmal heraustritt in die klare luft der greifbaren wirklichkeit und gegenwart, um hier sich belehrung zu holen über das, was ihn die graue theorie

---

1) Man beherzige namentlich auch, was dieser lautphysiologe s. 233 im allgemeinen über die unzuverlässigkeit der gewöhnlichen darstellung des gesprochenen wortes und über die gefahren, die hieraus für den sprachforscher entstehen, bemerkt.

nimmer erkennen lässt, und nur derjenige, welcher sich für immer lossagt von jener früherhin weit verbreiteten, aber auch jetzt noch anzutreffenden forschungsweise, nach der man die sprache nur auf dem papier betrachtet, alles in terminologie, formelwesen und grammatischen schematismus aufgehen lässt und das wesen der erscheinungen immer schon dann ergründet zu haben glaubt, wenn man einen namen für die sache ausfindig gemacht hat: — nur der kann zu einer richtigen vorstellung von der lebens- und umbildungsweise der sprachformen gelangen und diejenigen methodischen principien gewinnen, ohne welche man überhaupt bei sprachgeschichtlichen forschungen keine glaubwürdigen resultate erreichen kann und ohne welche im besonderen ein vordringen in die hinter der historischen sprachüberlieferung zurückliegenden zeiträume einer meerfahrt ohne compass gleicht.

Das bild vom sprachleben, das man einerseits durch das studium der jüngeren sprachentwicklungen und der lebenden volksdialecte und andererseits durch rücksichtnahme auf das, was die beobachtung des psychischen und leiblichen sprechmechanismus unmittelbar sicher an die hand gibt, gewinnt, weicht in wesentlichen zügen von jenem anderen bilde ab, das die vergleichende sprachwissenschaft ehedem, als sie immer nur nach der ursprache ausschaute, dem urindogermanischen nebel entsteigen sah und das heute noch vielen forschern die leitende norm ist. Und eben weil diese verschiedenheit vorhanden ist, so bleibt, meinen wir, keine andere wahl als: die bisherigen methodischen grundsätze unserer wissenschaft umzugestalten und jenes nebelbild, das seine nebelheimat schlechterdings nicht verleugnen kann, für immer dahinfahren zu lassen.

Damit ist keineswegs gesagt, dass der ganze bau der vergleichenden sprachwissenschaft, so weit er sich bis jetzt erhoben, niedergerissen und von grund aus neu aufgeführt werden soll. Es ist trotz der oben angedeuteten mängel der forschungsmethode durch den scharfsinn und fleiss der bisher auf dem gebiet unserer wissenschaft thätig gewesenen forscher eine solche fülle von bedeutenden und, so scheint es, für alle zeit sicher stehenden

resultaten gewonnen worden, dass man mit stolz auf die bisherige geschichte unserer wissenschaft zurückblicken darf. Aber dass dem vielen guten vieles mangelhafte und unhaltbare beigemischt ist, ist nun einmal nicht wegzuleugnen, mögen auch viele forscher die unhaltbaren bestandtheile heutzutage immer noch für feststehende ergebnisse ansehen. Ehe man weiterbaut, bedarf der ganze bau, soweit er bis jetzt dasteht, einer gründlichen revision. Schon die fundamentmauern enthalten zahlreiche unsolide stellen. Was auf diesen von mauerwerk oben bereits aufgesetzt ist, muss notwendiger weise wieder niedergelegt werden. Anderes mauerwerk, das schon mehr oder minder hoch in die luft ragt, kann, weil es auf guter unterlage ruht, stehen bleiben oder bedarf nur der nachbesserung.

Wie schon oben angedeutet, ist es Scherer's verdienst, die frage, wie die sprachlichen umgestaltungen und neugestaltungen sich vollziehen, nachhaltig angeregt zu haben. Zum entsetzen nicht weniger mitforschenden, der wissenschaft selbst zum heile machte Scherer in jenem oben genannten buch einen sehr reichlichen gebrauch von dem erklärungsprincip der „formübertragung“. Viele formen auch der ältesten uns historisch zugänglichen sprachphasen, die man bis dahin stets für rein lautliche fortentwicklungen indogermanischer grundformen angesehen hatte, sollten nun mit einem male nichts anderes als „falsche analogiebildungen“ sein[1]). Das war gegen alles herkommen, und daher von vorn herein mistrauen und opposition. Nun, in vielen punkten hatte Scherer ohne allen zweifel unrecht, in nicht wenigen aber ebenso zweifellos recht, und das eine, alle irrtümer in schatten stellende und kaum hoch genug anzurechnende verdienst kann ihm niemand streitig machen: durch ihn wurde

1) So behauptete z. b. Scherer (was der eine verf., O., in seinen „forschungen“ II 137 mit unrecht noch bestritt), das aind. *bhárâmi* „ich trage“ sei nicht der lautliche nachkomme einer indogerm. grundform *bharâmi*, sondern urindogermanisch habe man *bharâ* gesprochen und aind. *bhárâmi* sei eine neubildung nach der analogie von unthematischen verba wie *dádâmi*. Vgl. unten s. 139 ff.

man zuerst vor die frage gestellt, ob die art und weise, wie man bisher den formenwandel in alten sprachphasen, wie im altindischen, altgriechischen u. s. f., zu beurtheilen gewohnt war, die richtige sein könne und ob nicht diese sprachen nach denselben gesichtspunkten behandelt werden müssten wie die neueren sprachen, für die man ja „falsche analogiebildungen“ sofort in grösserem umfang zugestand.

Ein theil der sprachforscher, namentlich einige, die es am nächsten betraf, gingen an der frage vorüber und liessen, kurz ablehnend, es beim alten bewenden. Kein wunder. Durch kritische störungsversuche, wenn sie gegen ein verfahren gerichtet sind, das man einmal gewohnt ist und bei dem man sich behaglich fühlt, wird der mensch ja immer eher dazu angereizt, die störung von sich abzuwehren, als eine gründliche revision und eventuell änderung des gewohnten verfahrens vorzunehmen.

Bei anderen, namentlich jüngeren forschern aber fiel die von Scherer ausgestreute saat auf fruchtbaren boden. Leskien vor allen bemächtigte sich des gedankens, und er kam, indem er gründlicher als es bisher geschehen war über den begriff des „lautgesetzes“ und der „ausnahme vom gesetz“ nachdachte, zu einer reihe von methodologischen principien, welche er zunächst in seinen akademischen vorlesungen in Leipzig fruchtbar machte und die dann andere jüngere forscher, durch ihn persönlich angeregt, unter ihnen auch die verfasser dieser „untersuchungen“, zu weiterer geltung und anerkennung zu bringen suchten und suchen. Diesen principien liegt der doppelte, unmittelbar einleuchtende gedanke zu grunde, erstens dass die sprache kein ding ist, das ausser und über den menschen steht und ein leben für sich führt, sondern nur im individuum ihre wahre existenz hat, und dass somit alle veränderungen im sprachleben nur von den sprechenden individuen ausgehen können[1]), und zweitens

---

1) Das hat man in thesi auch früherhin angenommen. Der umstand aber, dass man die sprache immer nur auf dem papier zu sehen gewohnt war, sowie der umstand, dass man stets „die sprache“ sagte, wo man genau genommen „die sprechenden menschen“ sagen musste — nicht

dass die psychische und physische thätigkeit des menschen bei der aneignung der von den vorfahren ererbten sprache und bei der reproduction und neugestaltung der ins bewusstsein aufgenommenen lautbilder zu allen zeiten im wesentlichen dieselbe gewesen sein müsse.

Die zwei wichtigsten von den methodischen grundsätzen der 'junggrammatischen' richtung[1]) sind folgende.

Erstens. Aller lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen gesetzen, d. h. die richtung der lautbewegung ist bei allen angehörigen einer sprachgenossenschaft, ausser dem fall, dass dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle wörter, in denen der der lautbewegung unterworfene laut unter gleichen verhältnissen erscheint, werden ohne ausnahme von der änderung ergriffen.

Zweitens. Da sich klar herausstellt, dass die formassociation, d. h. die neubildung von sprachformen auf dem wege der analogie, im leben der neueren sprachen eine sehr bedeutende rolle spielt, so ist diese art von sprachneuerung unbedenklich auch für die älteren und ältesten perioden anzuerkennen, und nicht nur überhaupt hier anzuerkennen, sondern

---

die griechische sprache z. b. hatte abneigung gegen die spiranten, liess auslautendes τ abfallen, verwandelte *θίθημι in τίθημι u. s. w., sondern diejenigen unter den Griechen, von denen der betreffende lautwandel ausging —, hatte zur folge, dass man vielfach den wahren sachverhalt vergass und mit dem ausdruck „sprache“ eine ganz falsche vorstellung verknüpfte. Die terminologie und nomenclatur ist oft ein sehr gefährlicher feind der wissenschaft.

1) Ueber diese grundsätze im allgemeinen haben sich bisher ausgesprochen: in kürzeren andeutungen Leskien „die declination im slavisch-litauischen und germanischen“ Leipzig 1876, Merzdorf in Curtius' stud. IX s. 231 f. 341, Osthoff „das verbum in der nominalcomposition“ Jena 1878, in etwas weiterer ausführung Brugman stud. IX 317 ff., Kuhn's zeitschr. XXIV 3 ff. 51 ff. und namentlich Paul „beitr. zur gesch. der deutschen sprache u. liter.“ IV 320 ff., wozu ganz neuestens noch hinzukommt Brückner „zur lehre von den sprachlichen neubildungen im litauischen“ archiv für slav. philol. III 293 ff. und Osthoff Jen. lit.-zeit. 1878 no. 33 recens. von Ascoli's „Studj critici“.

es ist dieses erklärungsprincip auch in derselben weise zu verwerten, wie zur erklärung von spracherscheinungen späterer perioden, und es darf nicht im mindesten auffallen, wenn analogiebildungen in den älteren und ältesten sprachperioden in demselben umfange oder gar in noch grösserem umfange uns entgegentreten wie in den jüngeren und jüngsten.

Zu weiterem eingehen auf die einzelheiten ist hier nicht der ort. Doch sei es erlaubt, zur rechtfertigung unserer methode gegenüber einigen neuerdings ihr gemachten vorwürfen wenigstens zwei hauptpunkte hier noch kurz hervorzuheben.

Der eine ist dieser. Nur wer sich an die lautgesetze, diesen grundpfeiler unserer ganzen wissenschaft, streng hält, hat bei seiner forschung überhaupt einen festen boden unter den füssen. Wer dagegen ohne not, nur um gewisse gelüste befriedigen zu können, ausnahmen von den einen dialekt beherrschenden lautgesetzen zulässt[1]), wer entweder einzelne wörter oder wortkategorien von einer lautneuerung nicht betroffen sein lässt, die alle anderen gleichartigen formen nachweisbar betroffen hat, oder aber sporadisch, nur bei vereinzelten formen, eine lautbewegung aufgekommen sein lässt, von der alle anderen gleichgearteten formen nichts wissen, oder endlich denselben laut unter ganz denselben verhältnissen bei den einen wörtern nach dieser, bei den andern nach einer andern richtung hin sich lässt verwandelt haben, und wer weiter in allen diesen von ihm beliebten unmotivierten ausnahmen gerade das normale, das aus der natur des mechanischen lautwandels an sich folgende sieht und nun gar — wie das sehr häufig vorkommt — diese ausnahmen zur grundlage von weiteren schlüssen macht, welche die sonst beobachtete consequenz des lautgesetzes aufheben sollen[2]),

1) Wir reden hier natürlich immer nur vom mechanischen lautwandel, nicht von gewissen dissimilationserscheinungen und lautversetzungen (metathesen), die in der eigenart der wörter, in welchen sie auftreten, ihre begründung haben, stets das leibliche abbild einer rein psychischen bewegung sind und den begriff des lautgesetzes in keiner weise aufheben.

2) Auf einen derartigen fall ist unten s. 156 anm. 1. hingewiesen.

der verfällt ganz notwendiger weise dem subjectivismus und der willkür, der kann in solchen fällen zwar immerhin recht geistreiche combinationen zu markte bringen, aber keine, die glauben verdienen, und darf sich also nicht beklagen, wenn man ihm die kalte negation entgegensetzt. Dass die 'junggrammatische' richtung heute noch nicht in der lage ist, alle „ausnahmen" von den lautgesetzen zu erklären, kann natürlich keinen einwand gegen ihr princip begründen.

Und zweitens noch ein kurzes wort über die verwertung des analogieprincips in der erforschung älterer sprachperioden.

Manche meinen, analogiebildungen kämen vorzugsweise in den sprachperioden auf, in denen das „sprachgefühl" bereits „gesunken" oder, wie man auch sagt, „das sprachbewusstsein getrübt" sei, und so könne man sie in älteren sprachperioden nicht in gleichem umfang erwarten wie in jüngeren[1]). Eine sonderbare anschauung — eine anschauung, die auf demselben boden erwachsen ist, wo man die sprache und sprachformen ein leben für sich, über den sprechenden individuen, führen lässt, und wo man sich von der terminologie in solchem grade beherrschen lässt, dass man fortwährend bildliche ausdrücke für die wirklichkeit selbst nimmt und begriffe, die lediglich grammatische anschauungsformen sind, in die sprache selbst hineinträgt! Wenn es nur jemand fertig brächte, die so gemeinschädlichen ausdrücke „jugendalter" und „greisenalter der sprachen", an denen ebenso wie noch an manchen andern — an und für sich ganz unschuldigen — grammatischen termini bisher fast nur fluch und kaum ein segen gehaftet hat, für immer aus der welt zu schaffen! Sind denn z. b. für das kind, das in Griechenland im homerischen zeitalter das licht der welt erblickte und die sprachformen seiner sprachgenossenschaft hörend ins bewusstsein aufnahm und dann, um sich seinen mitmenschen gegenüber verständlich zu machen, wieder reproducierte, diese sprachformen

---

1) Man begegnet öfters in sprachwissenschaftlichen werken der bemerkung, diese oder jene form sei aus zu alter zeit überliefert, als dass man sie für eine falsche analogiebildung halten dürfe.

etwa altertümliche gewesen, die es anders fühlte und behandelte als der Grieche des alexandrinischen zeitalters oder derjenige noch späterer zeiten die ihrigen fühlten und behandelten?[1]) Würde denn der grammaticus, wenn ihm heute plötzlich z. b. ein griechischer dialect aus dem 20. jahrhundert vor Christus oder ein germanischer aus dem 8. vorchristlichen jahrhundert bekannt würde, seinen begriff der altertümlichkeit, den er an die sprachformen des homerischen und des gotischen dialects knüpft, nicht sofort umändern und das alte fortan jung sein lassen, und würde er denn nicht aller wahrscheinlichkeit nach nunmehr die Griechen der homerischen zeit und die Goten des 4. jahrh. n. Chr. Leute mit „gesunkenem sprachgefühl", „mit getrübtem sprachbewusstsein" sein lassen? Und haben also dergleichen praedicate mit der sache selbst überhaupt irgend etwas zu thun? Oder sollen gar, in vorahnung des kommenden, die älteren Indogermanen die sprachformen ihrer zeit darum nicht so sehr veranalogisiert haben, um sich den grammatischen gelüsten ihrer enkel dienstbar zu erweisen und diesen das geschäft der reconstruction der indogermanischen grundsprache nicht zu sehr zu erschweren? Wir meinen: so sicher wir dessen sind, dass unsere indogermanischen vorväter schon gerade so wie wir zur leiblichen hervorbringung der sprachlaute ihre lippen, zunge, zähne u. s. w. nötig hatten, so sicher können wir auch dessen sein, dass die gesammte psychische seite ihrer sprechthätigkeit, das hervortreten der im gedächtniss aufbewahrten lautbilder aus dem zustand des unbewusstseins und die entfaltung der lautvorstellungen zu wörtern und sätzen, in derselben weise und in demselben maasse unter dem einfluss der ideenassociation stand wie sie noch heute steht und immerdar, so lange menschen menschen bleiben werden, stehen wird. Auch braucht man ja nur sich klar zu machen, dass die differenz des gesammthabitus, wie sie zwischen den einzelnen

1) Wir reden hier natürlich lediglich von der gewöhnlichen alltagssprache und dem der sprache ohne litterarische und grammatische bildung gegenüberstehenden volk.

altindogermanischen sprachen, den abkömmlingen derselben idg. ursprache, besteht, bei weitem nicht so bedeutend sein könnte, wenn in den vorhistorischen perioden bloss lautgesetzliche umgestaltung der ursprachlichen formen stattgefunden hätte und nicht umbildung und neubildung auf dem wege der analogie in sehr weitem umfang dazu gekommen wäre. Also mit jenem unterschied zwischen alt und jung ist es nichts.

Eher hat auf den ersten anblick ein anderer vorwurf, den man kürzlich gegen uns erhoben hat, um unsere bestrebungen zu discreditieren, einigen sinn: man sagt, wer mit dem begriff der analogie operiere, könne zwar hie und da vielleicht durch einen „glücklichen griff" das richtige treffen, aber in der hauptsache könne er immer nur an den glauben appellieren. Nun, das letztere ist an sich ganz richtig und dessen sind sich wol auch alle, die das analogieprincip handhaben, klar bewusst. Aber man erwäge folgendes. Erstlich: wenn z. b. der suffixale ausgang der pluralnominative gr. *ἵπποι* lat. *equi* mit demjenigen von osk. Núvlanús got. *vulfôs* aind. *açvâs* lautgesetzlich nicht vermittelt werden kann und wir darüber ins klare gekommen sind, dass eine von beiden bildungsweisen eine analogische neubildung sein müsse, ist es da ein so gar kühner griff, wenn wir annehmen, *ἵπποι* und *equi* seien nach der pronominalen declinationsweise (z. b. ursprachl. *tai*, von *ta-*, aind. *te* gr. *τοί* u. s. f.) gebildet? Von gleicher oder ähnlicher unverfänglichkeit sind aber unzählige andere fälle, wo wir zu unserem erklärungsprincip greifen, während die andern willkürlich die lautgesetze dehnen und biegen, um ja nicht die sprechenden völker schlechte grammatiker sein zu lassen, die ihre formen und paradigmata nicht ordentlich im kopf hatten. Zweitens: unser nach bestem willen streng eingehaltenes princip ist es, erst dann zur analogie zu greifen, wenn uns die lautgesetze dazu zwingen. Auch für uns ist die formassociation immer noch ein „ultimum refugium", der unterschied ist nur der, dass wir uns viel früher und viel öfter vor dieses gestellt sehen als die andern, eben weil wir es mit den lautgesetzen genau nehmen und weil wir der überzeugung sind, dass die kühnste annahme von ana-

logiewirkung, wenn sie im bereich des möglichen liegt, immer noch mehr anspruch darauf hat, „geglaubt" zu werden, als willkürliche umgehungen der mechanischen lautgesetze. **Drittens**: es ist noch nicht lange her, dass man den anfang gemacht hat dem analogieprincip zu seinem rechte zu verhelfen. Es ist daher einerseits sehr wahrscheinlich, ja sicher, dass hie und da in der annahme von formassociationen fehlgriffe geschehen sind, andererseits aber auch, dass man allmählich, namentlich wenn die modernen sprachen auf ihre analogiebildungen hin noch umfassender untersucht sein werden, allgemeinere gesichtspunkte finden wird für die sehr verschiedenartigen richtungen der association; hierdurch wird sich dann wol auch allmählich ein gradmesser für die wahrscheinlichkeit der associationsannahmen feststellen lassen. Die hauptsache ist vorläufig die, dass man den guten willen hat sich von den thatsachen der modernen sprachentwicklungen belehren zu lassen und dann das gelernte gewissenhaft für die älteren sprachperioden verwertet.

So glauben wir also, dass auch der einwand, unser arbeiten mit dem analogieprincip sei darum verwerflich, weil es auf ein blosses raten hinauslaufe, sich als ein ungerechtfertigter erweist, und wollen zum beschluss dieser auseinandersetzungen bloss noch das eine hinzufügen: wenn die 'junggrammatische' richtung, bei ihren methodologischen principien, viele in unserer wissenschaft von älterer zeit her cursierende und manchem vielleicht gar sehr ans herz gewachsene indogermanische grundformen preisgibt und den „idealistischen flug" in die ursprachlichen und vorursprachlichen zeiträume, wie er jetzt schon so vielfach gewagt wird, nicht mitzumachen in der lage ist, und wenn sie bei ihrem skeptischen verhalten denjenigen, die immer nur nach der ursprache hinschauen, an leistungsfähigkeit hinter der älteren richtung zurückzustehen scheint, so kann sie sich einerseits wol mit dem gedanken trösten, dass es für eine junge wissenschaft, wie es die vergleichende grammatik trotz ihrer sechzig jahre ist, mehr darauf ankommen muss, möglichst **sicher**, als **weit** zu fliegen, und andererseits darf sie die hoffnung hegen, dass das, was an ursprachlichkeiten und urursprachlichkeiten von ihr dahingegeben

wird, durch die gewinnung eines tieferen verständnisses der menschlichen seelenthätigkeit überhaupt und der seelenthätigkeit der einzelnen indogermanischen volksindividuen reichlich werde aufgewogen werden.

Wir glaubten diess unser glaubensbekenntniss den vorliegenden „untersuchungen“ vorausschicken zu sollen, weil diese hauptsächlich dazu beitragen sollen, die grundsätze der 'junggrammatischen' richtung zu immer allgemeinerer geltung zu bringen. Wir dürfen aber wol auch an dieser stelle unsere etwaigen kritiker bitten jedesmal im auge behalten zu wollen, von welchen principien aus wir uns für diese oder jene annahme entschieden haben. Leider hat man in den letzteren jahren mehrfach ganz allgemein gehaltene absprechende urtheile über unsere richtung oder einzelne von dieser richtung aufgestellte ansichten gefällt, die nur das beweisen, dass die betreffenden urtheilfäller noch gar nicht darüber nachgedacht haben, welche motive uns dazu führten, gerade diese methode zu befolgen und keine andere. Nicht durch solche gelegentliche, die kernfragen umgehende plänkeleien und nicht dadurch, dass man bloss gegen einzelheiten seinen tadel wendet — hiermit soll natürlich nicht gesagt sein, dass wir unsererseits nicht auch für den nachweis von fehlern und irrtümern im einzelnen von herzen dankbar sein würden —, kann eine verständigung und einigung zwischen den verschiedenen richtungen, die sich zur zeit in unserer wissenschaft bekämpfen, herbeigeführt werden, sondern eben nur dadurch, dass man die leitenden motive und grundsätze aufs korn nimmt.

Dem vorliegenden ersten theile gedenken wir im laufe des nächsten jahres einen zweiten folgen zu lassen, der unter anderem eine längere abhandlung von Osthoff über den bau des indogermanischen wortes in beziehung auf den vocalablaut (vgl.

die anm. auf s. 268) bringen wird. Ob sich dem zweiten theile alsdann noch weitere anschliessen werden und wie viele, bleibt der zeit und den umständen überlassen.

Schliesslich erachten wir es noch für unsere pflicht, dem herrn verleger sowie dem herrn drucker für die treffliche ausstattung dieses werkes auch öffentlich unsern dank zu sagen.

Heidelberg und Leipzig im Juni 1878.

H. Osthoff. K. Brugman.

Inhalt.

Berichtigungen.

Seite	6	zeile	16	von oben lies: ṛgv. X 152, 5.
„	26	„	12	von unten lies: den anstoss gaben.
„	69	„	9	„ „ „ : *ruhâṇa.*
„	74	„	11	„ „ „ : *ruhâṇa.*
„	137	„	9	von oben setze punkt statt fragezeichen.
„	192	„	14	von unten setze punkt statt komma.

Das verbale suffix *â* im indogermanischen, die griechischen passivaoriste und die sogen. aeolische flexion der verba contracta.

Von **Karl Brugman.**

1.

Dass es ein verbales suffix *â* gebe, welches nach art der praesensstammbildenden suffixe *a, ia, ska* u. s. w. im indic. praes. zwischen wurzel und personalendung auftrete, aber auch ausserhalb des praesensstammes in mannigfachen verbalen und nominalen weiterbildungen erscheine, ist schon öfters mit grösserer oder geringerer entschiedenheit behauptet worden, z. b. von Schleicher, der beitr. II 93 vom aind. *jyâ* „überwältigen" (z. b. fut. *jyâsyati*) bemerkt, es scheine eine „erweiterung" von *ji* zu sein, von Fick, welcher wtb. I³ 181 das allgemein indog. *iâ* „gehen, fahren" (aind. *yâ'ti*) „aus *i* ‚gehen' durch *â* weitergebildet" sein lässt, und von Joh. Schmidt, der vocal. II 240 von den „wurzelformen" aind. *prâ* neben *par* „füllen", *çrâ* neben *çar* „kochen", *drâ* neben *δαρ-θάνω* sagt, es könne in ihnen „das *â* auch eine in ihrem ursprung noch dunkle wurzelerweiterung sein, wie in *yâ* aus *i*, *psâ* aus *bhas*."

Ich glaube den nachweis liefern zu können, dass in allen diesen fällen und ausserdem noch in sehr vielen andern in der that eine „wurzelerweiterung" *-â-*, das heisst nach der herkömmlichen terminologie ein suffix *â* not-

wendiger weise anerkannt werden muss. Dieses *ā́* vergleicht sich zunächst dem suffixalen *a* von *bhár-a-ti*, sein ursprung ist ebenso unklar wie der dieses suffixes[1]). Die anfügung des *ā́* an die wurzel geschieht von alters her stets in der art, dass die w. die schwächste gestalt annimmt, die sie überhaupt haben kann. Mit rücksicht auf die beschaffenheit und anordnung der die wurzel constituierenden laute ergeben sich folgende fünf kategorien:

1. Die w. endet auf *i* oder *u*: z. b. *i-ā́-* von *i* „gehen", *ghu-ā́-* von *ghu* „rufen".
2. Die w. besteht aus *a* + geräuschlaut[2]), der wurzelvocal fällt in der schwachen form ab: z. b. *k*[1]*-ā́-* von *ak*[1] „scharf, spitz sein".
3. Die w. besteht aus *a* + nasal oder liquida, der wurzelvocal fällt wie bei 2. ab: z. b. *m-ā́-* von *am* „einsammeln, schöpfen, mähen".
4. Die w. beginnt consonantisch und endet auf einen geräuschlaut, der wurzelvocal ist *a* und fällt in der schwachen form aus: z. b. *bhs-ā́-* von *bhas* „malmen, kauen".
5. Die w. beginnt consonantisch und endet auf nasal oder liquida, der wurzelvocal *a* fehlt in der schwachen form: z. b. *pr-ā́-* von *par* „füllen".

Mit dem *ā́* bezeichne ich hier zunächst nur ganz allgemein einen langen vocal der *a*-reihe. Sicher war dieser aber schon in der indogermanischen urzeit kein einheitliches *ā́*,

---

1) Es ist wol möglich, dass mit unserm *ā̧* das *â* des conjunctivs *(bhár-â-ti)* identisch ist, beweisen lässt sich das aber in keiner weise. Ueber das *â* des conj. sieh Curtius chron.[2] 49 und Delbrück s. f. I 14.

2) Ich bediene mich der ausdrücke „geräuschlaut" und „sonorlaut" in dem sinne, wie sie Sievers in seiner lautphysiologie gebraucht.

sondern qualitativ verschieden gefärbt, das zeigen die europäischen sprachen. Es liegt hier ein ganz ähnlicher fall vor wie bei dem suffix *a*, welches ebenfalls ursprachlich kein einheitlicher laut war, sondern zwei verschiedene gestalten hatte (a_1 und a_2), die z. b. im griechischen als *ε* und *o* sich manifestieren. Die frage, nach welchen gesetzen das *â* zu seiner verschiedenen färbung gekommen ist, ist vorläufig unbeantwortbar, wie es ja auch noch durchaus unklar ist, nach welchen principien sich das kurze *a*-suffix in die zwei formen a_1 und a_2 gespalten hat.

Wir besprechen die aufgestellten fünf kategorien in der reihenfolge 1. 4. 2. 3. 5.

2.

Die annahme eines suffixes *â* kann am wenigsten umgangen werden in den fällen wie *iâ* „gehen". Denn es hat weder irgend welche wahrscheinlichkeit, dass *i* erst ein samprasâraṇaproduct aus *iâ* ist, noch wird es jemand glaublich finden, dass *iâ* durch metathesis aus *ai*, der sogenannten steigerung von *i*, hervorgegangen sei, eine annahme, auf die diejenigen gelehrten vielleicht verfallen könnten, welche *prâ* durch metathesis aus *par* entstanden sein lassen. Die hierher gehörigen *â*-formen sind folgende:

1. *i-â-* von *i* „gehen" (aind. *i-más* = gr. *ἴ-μεν*). Aind. *yấti* „geht, fährt", fut. *yâsyáti*, ptc. *yâtá-*, *yấtar-*; *yấna-* n. „wagen", *yấman-* n. „gang, fahrt", *yâ-y-in-* „gehend", dessen mittleres *y* ebenso wie das von *snâ-y-in-* „sich badend", *mlâ-y-in-* „welkend" und *bhû-y-ishṭha-* „plurimus" eingeschoben ist (vgl. Kuhn's z. XXIV 85). Lat. *jânu-s* „durchgang" *(Jânus)*, *jânua* „thüre" (Curtius grdz.[4] 602). Lit. *jóju jóti*, lett. *jáju ját* „reiten", lit. *jódau* „reite hin und her",

abulg. *jadą*, einf. aor. *jadŭ*, „vehi" (vgl. Miklosich vgl. gr. III[2] 99); das lit. supin. *jótu* lässt sich dem aind. infinitivstamm *yā́tu-* gleichstellen. Auf ein uridg. *i̯â-ra-*[1]) „zeitgang, zeitabschnitt" gehen zurück abaktr. *yâre* n. „jahr", gr. *ὧρο-ς* „jahr", *ὥρα* „jahreszeit", abulg. *jarŭ* m. *jara* f. „frühling", got. *jêr* n. „jahr" (Curtius[4] 357. Fick I[3] 181).

Ob aus dem griechischen noch andre wörter ausser *ὧρος ὥρα* zu unserm *i̯â-* gehören, ist mir sehr zweifelhaft. Die annahme von Curtius (grdz.[4] 610), *δίζημαι* aeol. *δίσδημαι* „suche, suche mir zu verschaffen" komme von *i̯â*, ist unstatthaft, weil *ζ* und *δ* nicht als vertreter von *i̯* gelten dürfen[2]), das verbum ist mit Fick I[3] 108. 620 von *di* „sehen"

---

1) Mit *i̯* bezeichne ich, wo es auf genaue fixierung der laute ankommt, im anschluss an Sievers das *i consonans*, *j* bezeichnet in diesem fall den palatalen spiranten. Vgl. die folgende anmerkung.

2) Man nimmt gewöhnlich an, idg. anlautendes *j* sei im griechischen theils zu *ζ*, theils zum hauchlaut geworden, z. b. *ζυγό-ν* = aind. *yugá-m*, *ὑμεῖς* = *yushma-*. Diese annahme ist darum unhaltbar, weil es nicht angeht, aus demselben laut in demselben dialect unter denselben verhältnissen zwei verschiedene formen hervorgehen zu lassen (vgl. Kuhn's ztschr. XXIV 3 ff. und unten § 8). Da auch im indischen sich eine doppelte behandlung des anlautenden *y* zeigt (vgl. pf. *iyā́ja* ptc. *ishṭá-* gegenüber *yayā́ma yatá-*), so sind wir zu der annahme berechtigt, dass die gewöhnlich gleichmässig mit *j* im anlaut angesetzten wurzeln in der urzeit verschieden anlauteten und zwar aller wahrscheinlichkeit nach zum theil mit *i consonans*, zum theil mit dem geräuschlaut *j*. Die lautgruppe *i̯a-* wird griechisch zu *ἁ-* und kann im indischen samprasârana erleiden, dagegen wird *ja-* griechisch zu *ζα-* und bleibt indisch stets *ya-*. Danach ist z. b. für aind. *yaj* und griech. *ἁγ* (*ἅγιος*) *i̯ag*, für *ya-s* und *ὅ-ς* *i̯a-s*, dagegen für *yam* und *ζημία* *jam*, für *yas* und *ζέω* *jas* als die ursprachliche wurzelform anzusetzen. Dieser sachverhalt ist zuerst erkannt und dargelegt worden von Georg Schulze in seiner noch wenig gewürdigten doctorschrift „Ueber das verhältniss des *ζ* zu den entsprechenden lauten der verwandten sprachen" Göttingen 1867. Die lautphysiologische seite der frage ist von Schulze allerdings wenig glücklich behandelt, dem haupt-

herzuleiten (vgl. n. 7). Wenn *ἵημι* mit unserem *i̯â-* zusammengehört, was zum mindesten höchst zweifelhaft ist (zuletzt hat über das schwierige wort Leo Meyer in Bezzenberger's beitr. I 301 ff. gehandelt), so müsste es wegen seiner stammabstufungsverhältnisse (*ἵημι ἵεμεν ἵεμαι*) für eine analogische neuschöpfung nach *τίθημι* angesehen werden; denn von *i̯â-* hätte, wie diese ganze abhandlung beweist, nur ein *ἵημι *ἵημεν *ἵημαι* ausgehen können. Auch die formen *εἴημι· πορεύομαι* Hesych (mit Lobeck wahrscheinlich *ἴημι* zu schreiben) opt. *ἰείην* inf. *ἰέναι* ptc. *ἴεσσα· βαδίζουσα* (Hesych), welche Curtius vb. I² 180 mit aind. *yâ* vergleicht, müssen fern gehalten werden. Denn abgesehen davon, dass wieder das *ε* zu dem *â* von *yâ* nicht passt, müsste statt des anlautenden *ἰ-* der spiritus asper erwartet werden (vgl. *ὧρο-ς*). Wie das ptc. *ἴεσσα* aufzufassen ist, weiss ich nicht, dagegen halte ich die drei andern formen (*ἴημι ἰείην ἰέναι*) unbedenklich für analogiebildungen nach der weise von

---

resultat thut diess aber keinen abbruch. Was Curtius stud. II 180 ff. gegen Schulze's hypothese bemerkt, kann ich in der hauptsache nicht als stichhaltig anerkennen. Denn wenn Curtius s. 183 sagt: „Nun aber vollends für sprachzustände, die wir, wie die indogermanische grundsprache, nur erschliessen, uns in diese distinctionen zu versteigen, also für diese periode nicht bloss die existenz eines jod, sondern sogar zweier zu behaupten, und mit zuversicht auszusprechen, dass diese nie mit einander im austausch standen — während solcher austausch [genauer: zusammenfall zweier von anfang an getrennter laute] für spätere perioden zugegeben wird — das ruft uns doch das alte sprichwort ins gedächtniss ‚all zu scharf macht schartig'", so bedarf es wol nur der erinnerung an die zwei urindogerm. gutturalreihen, die wir ja auch nur erschliessen können, aber erschliessen müssen, um das wenig zutreffende des ersten theiles des einwurfs erkennen zu lassen. Wir müssen oft genug für sprachperioden, die hinter der zeit der historischen überlieferung zurückliegen, lautliche differenzen, selbst ganz minimale, annehmen, ohne dass wir im stande sind die art der differenz genau festzustellen.

τίϑημι. Es vergleichen sich diese neubildungen mit den formen des verb. subst. *ἐμέν* (vgl. Curtius vb. I² 150, dem ich hinsichtlich der bewährung dieser form durchaus recht gebe gegen Nauck) und *ἔμεν ἔμεναι,* welche von w. *as* aus lautgesetzlich nicht erklärt werden können und darum ebenfalls als neubildungen nach *τίϑημι* gelten müssen (vgl. § 4 n. 5).

2. *k¹i-â-* von *k¹i* „brennen, dorren" (anord. *hiti* m. „hitze", got. *heitô* f. „fieber"). Aind. *çyâ çyâ'-ya-ti çyâ'-ya-te* „macht gefrieren, gerinnen", *çyâna-* „trocken geworden, verschrumpft". Dazu aller wahrscheinlichkeit nach abulg. *sija-ją sija-ti* „leuchten, schimmern". Vgl. Miklosich lex. s. v., Fick I³ 59. 550.

3. *g²i-â-* von *g²i* „bewältigen" (aind. *jáy-a-ti*). Das verbum *jyâ* vedisch nur in der desiderativform *jí-jyâ-sat-as* ṛgv. 152, 5, nachvedisch fut. *jyâsyati; jyâ'na-* n. „bedrückung" (çat. br.); ved. compar. *jyâ'-yas-* „gewaltiger" superl. *jyéshṭha-*, letzterer mehrfach dreisilbig und möglicher weise als *jyâ'-ishṭha-* zu lesen (vgl. Kuhn's z. XXIV 85 und den superl. *prâ-is-ta-* § 6 n. 7). Dem bereits vedischen *jyâ- jiâ-* f. „gewalt" kommt das gr. *βία* ion. *βίη* gleich; es scheint unser suffix hier unmittelbar als femininsuffix zu fungieren (vgl. weitere fälle unten). Ob die griechischen verbalformen *βιάσω ἐβίᾱσα* ion. *βιήσω ἐβίησα* unmittelbar mit aind. *jyâsyati* zusammenhangen, so dass die beiden futurformen aus einer gemeinsamen grundform herstammen, oder ob das fem. *βία* erst auf griechischem boden das denominativum aus sich erzeugt hat, muss unentschieden bleiben (vgl. § 10).

4. *g²i-â-* von *g²i* „altern" (aind. *ji-nâ'-ti*). Aind. *jyânî-* f. „gebrechlichkeit, altersschwäche", *á-jyâni-* f. „unvergänglichkeit", abaktr. *a-jya-mna-* „unvergänglich". Lat.

viê-sco „verwelke, verschrumpfe“, *viê-tu-s* „verwelkt, abgelebt“ (Hor. epod. 12, 7 ist *viêtîs* zweisilbig als *vi̯êtîs* zu lesen). W. g^2*i* „altern“ scheint mit w. g^2*i* „bewältigen“ (n. 3) identisch zu sein (vgl. das Petersb. wtb. unter *1jyâ*).

5. g^2*i-â-* von g^2*i* „leben“ (abaktr. *gi ji*, med. 2. sg. *jigaêsa*, desid. 3. pl. *jijisheñtî*, subst. m. *gaya-* „leben“). Abaktr. *jyâiti-* f. „leben“, *hu-jyâiti-* f. „mittel zum guten leben“, *a-jyâiti-* f. „vergänglichkeit“, *jyâtu-* f. „leben“. Aus dem griechischen gehört hierher ζάω mit sippe. Alles geht von den zwei stammformen ζ-η- und ζ-ω- aus, die ebenso neben einander stehen wie ψ-η- und ψ-ω- von w. *bhas* (§ 3 n. 3). Das ζ- aus g^2*i̯*- wie in νίζω = *νιγ-i̯ω von w. *nig*². Die in den lexicis aufgestellte form ζάω ist (ebenso wie ψάω und ähnl.) unrichtig, als uncontrahierte form dürfte man nur *ζήω ansetzen, wie z. b. die 3. sg. ζῇ = *ζήει zeigt; dem ζῇ würde ein aind. **jyâ-ya-ti* gleichstehen. Auf ein *ζῆμι sind die formen imperat. ζῆθι[1]) und das von Veitch aus Demosthenes belegte ἔζην zu beziehen, auch könnte man formen wie ζήτω ἔζης ἔζη hierhin rechnen. Diesem *ζῆμι darf indessen, so primitiv die bildung aussieht, wahrscheinlich doch kein sehr hohes alter beigemessen werden, da die formen ζῆθι und ἔζην zu vereinzelt auftreten: es mögen jüngere analogiebildungen nach der weise von ἔ-σβ-η-ν ἔ-βλ-η-ν (vgl. § 11) sein. Fut. ζήσομαι, aor. ἔζησα, pf. ἔζηκα. Der stamm ζ-ω- ist vertreten zunächst

---

1) Nur in den unter Menander's namen überlieferten γνῶμαι μονόστιχοι, zu welchen ältere und jüngere dichter ihr contingent geliefert haben, 191. Die form darf daher nicht ohne weiteres dem Menander zugeschrieben werden. Ausserdem kommt in betracht, dass die stelle dem sinn nach anstoss erregt, möglicher weise ist ζῆθι eine textverderbniss. Sieh Nauck bullet. de l'ac. imp. de St.-Pét. XXIV 375.

durch das ion. *ζώω ἔζωον, ἔζωσα, ἔζωκα;* ein imperat. *ζῶθι* wird im et. m. 698, 57 erwähnt. Ferner durch *ζωρό-ς* „belebend, stark, feurig": der bedeutung wegen vgl. *ζώ-πυρο-ν,* der formation wegen *ψ-ω-ρό-ς* § 3 n. 3. Bei Homer neben einander *ζώς* acc. *ζών* und *ζωός* „lebendig". Ich vermute, dass von diesen beiden formen *ζώ-ς* die ältere ist (vgl. lat. *fl-ô-s* § 7 n. 10), und dass *ζωός* auf einem übertritt in die analogie der adjectiva auf *-ο-ς* beruht, welcher sich vergleichen liesse mit dem übertritt der alten conjunctive wie *ἱστᾶται, τίθηντι*[1]) in die analogie der conjunctive von consonantischen stämmen wie *ἅλ-ε-ται φυλάξ-ο-μεν,* wodurch formen wie *βήομεν δώομεν* entstanden; unser *ζω-ό-ς* würde sich speciell mit *γνώομεν* von dem *â*-stamm *γν-ω-* (§ 6 n. 9) zusammenstellen lassen. Das neutr. *ζῷον* enthält suffix *-ιο-*. In *ζόη* neben *ζωή* und in *ζοός* (Theokr. II 5) ist *ο* ebenso eine verkürzung von *ω,* wie in dem infin. *ζόειν* bei Simon. Amorg. 1, 17 und in dem von Hesych überlieferten imper. *ζόες· ζῆ,* welcher sein *ς* in gleicher weise wie *ἄγες* (*ἄγε, φέρε* Hesych) *σχές σπές* nach der analogie von *θές* u. s. w. angenommen hat.

6. *gh¹i-â-* von *gh¹i* „klaffen" (lat. *hisco*). Lat. *hiâ-scere, hiâ-re, hiâ-tu-s.* Lit. *żióju żióti* „gähnen", *żióti-s* f. „kluft", abulg. *zijają zijati* „gähnen". Ahd. *gîên gîjên* „gähnen".

7. *di-â-* von *di* „scheinen, leuchten, sehen" (aind. *dî-dy-a-te* „scheint, scheint gut", abaktr. *dôithra-* n. „auge"). Gr. *ἀρί-ζηλο-ς* „hell, deutlich", *δίζη-μαι* (*ἐδιζη-*

---

1) Die reste dieser alten conjunctivbildung, die in den ved. conjunctiven *sthâti dâti* ihr analogon hat (die contraction des wurzelvocals mit dem conjunctivvocal ist wol proethnisch), verzeichnet Curtius vb. II 66.

σάμην, *δίζησις*) *ζη-τέ-ω* *δατέν· ζητεῖν* (Hesych) dor. *ζᾱτεύω* „schaue aus nach etwas, suche, untersuche, erstrebe" (vgl. Fick I[3] 108. 620). Lat. *diê-s diê-cula* (vgl. *nûn-di-nu-s*, aind. *di-na-*), dessen *ê* von derselben art ist wie das von *quiê-s* (n. 11), *spê-s* (§ 3 n. 8), *rê-s* (§ 5 n. 2). — Das griech. *δίζομαι*, nebenform von *δίζημαι*, ist wol nicht dem aind. *dîdyate* unmittelbar gleichzusetzen, sondern erst auf griechischem boden durch übertritt der form *δίζημαι* in die analogie der verba auf *-ω* entstanden (vgl. stud. VII 198).

8. *dhi-â-* von *dhi* „scheinen, schauen, wahrnehmen" (aind. *dî-dhy-a-te* „scheint, nimmt wahr, denkt", *dhî-* f. „einsicht, andacht"). Vedisch nur *dhyâ-* f. „das denken, nachdenken", nachvedisch *dhyâti*, *dhyâyati* „stellt sich vor, hat im sinn", *dhyâtar-* „denker", *dhyâna-* n. „nachdenken, religiöse beschauung", *dhyâman-* m. „licht" n. „gedanke". Nach Fick I[3] 117 würde auch dor. *θᾶμαι*, lak. *ἐσᾶμεν*, homer. *θησαίατο* (σ 191), *θατύς· θεωρία* (Hesych) hierher gehören, die formen dor. *θᾱέομαι* ion. *θηέομαι* würden sich zu aind. *dhyâyati* stellen (das verbum *θεάομαι* ist jedesfalls als ein denominativum von *θέα* = **θηᾱ* „anblick" anzusehen und darf demgemäss mit *θᾱέομαι θηέομαι* nicht identificiert werden). Diese combination ist mir indessen darum bedenklich, weil ich für den spurlosen wegfall des *i consonans* nach *θ* keine lautgesetzliche begründung finde.

9. *pi-â-* von *pi* „strotzen, schwellen" (aind. *pi-nv-a-te, pay-a-te*). Vedisch *pyâ'-ya-te*, nachved. pf. med. *pipyâ-te*, ptc. *pyâ-na-*.

10. *vi-â-* von *vi* „winden, flechten" (aind. *ve-ṇi-* f. „gewebe, geflechte", gr. *ἰτέα, ϝοῖνο-ς* u. s. w.). Lat. *viêre viêtum, viêtor*.

11. *sk²i-â-* von *sk²i* „weilen, wohnen" (aind. *kshe-ti, kshi-ti-*, gr. *ἐν-κτί-μενο-ς, κτί-σι-ς, κτί-λο-ς*, abulg.

po-čiti, po-kojĭ, got. *hveila*). Lat. *quiê-sco quiêvi quiêtus; quiê-s quiêtis* abl. auch *quiê* in der ältesten latinität, *requiês* gen. *-êi* und *-êtis* (Neue I² 568). Ptc. *quiêtu-s* identisch mit abaktr. *shâta-* „erfreut", das fem. *quiêti-* mit apers. *shiyâti-* f. „wolbefinden, annehmlichkeit" und abaktr. *shâiti-* f. „freude". Die herkömmliche verbindung von *quiêsco* mit aind. *çî* und gr. *κεῖμαι* ist wegen der differenz der *k*-laute unhaltbar. Vgl. Fick Kuhn's z. XX 180, wtb. I³ 233. 803.

12. *ski-â-* von *ski* „scheinen" (ahd. *scînan*). Aind. *khyâ*, vedisch nur in dem absol. *abhi-khyâ'-ya,* nachved. *khyâti khyâsyati,* ptc. *khyâtá-;* fem. *khyâti-* „ruf, berühmtheit". (Daneben auch *khy-a-,* z. b. ved. 3. sg. impf. *ákhyat,* vgl. Delbrück aind. vb. 85. 87.) Ob das griech. fem. *σκιά* ion. *σκιή* mit unserem *skiâ-* identisch ist, d. h. ob hier wie sonst der verbale stamm auf *-â-* zugleich femininer nominalstamm ist, muss dahin gestellt bleiben; das aind. *chây-â-* f. „schatten" (vgl. auch *chây-a-* m. „beschatter, schattenverleiher" und gr. *σκοιό-ς,* die auf dieselbe grundform *ska₂i-a-* hinweisen, Fick I³ 243. 814) dürfte eher dafür sprechen, dass das *ᾰ* von *σκιά* das gewöhnliche femininsuffix ist. (Die annahme, *σκιά* sei aus **σκοιά* entstanden, ist natürlich unstatthaft.)

Für *-â-* nach wurzeln auf *u* kenne ich nur éin sicheres beispiel:

13. *ghu-â-* von *ghu* „rufen, anrufen" (aind. *hav-a-te* „ruft", abulg. *zovą* „voco"). Vedisch viersilbig *áhuâ-ma* (ṛgv. VI 50, 4), nachved. *â-hvâna-* n. „das anrufen", *â-hvâ-* f. „benennung, name" (daneben auch *hv-a-,* z. b. ved. 3. sg. impf. *áhvat,* vgl. Delbrück aind. vb. 86 f.), abaktr. *zbâ* im ptc. *hu-zbâta-* „wol angerufen" und in *zbâtar-* „lobredner". (Mit diesen *â*-formationen identificiert Fick I³ 84. 584 schwer-

lich richtig den abulg. infinitivstamm *zva-* [*zŭva-*] zu *zovą*, inf. *zvati*, *zvatelĭ* „rufer“, *zvanije* „rufen“.)

Von den vorstehenden stämmen auf *â* dürfen als urindogermanisch gelten *1 iâ-*, *2 k¹ iâ-* (?), *4 g² iâ-*, *5 g² iâ-* [1]), *8 dhiâ-* (?), *11 sk² iâ-*.

3.

Wir wenden uns zu der kategorie von *â*-stämmen, für die uns *bhs-â-* als beispiel galt. Dass die hierher gehörigen formen, z. b. aind. *psâti* (d. i. **bhsâ-ti*), durch metathesis entstanden seien, darf darum nicht angenommen werden, weil eine solche metathesis von geräuschlauten sonst nicht vorkommt. Es hat also die annahme einer wurzelerweiterung durch suffix *â* von vorn herein vieles für sich, und sie muss unbedingt als die richtige gelten, wenn es gelingt, nachzuweisen, dass schwache wurzelformen wie *bhs-* mit wegfall des wurzelvocals *a* auch sonst der indogerm. ursprache eigneten. Für wurzeln auf liquida und nasal hat man ursprachliche wurzelformen ohne vocal längst anerkennen müssen, z. b. in *dr-u-* „holz, baum“ (aind. *dru-*, gr. *δρῦ-ς*, got. *triu*) und *gn-u-* „knie“ (aind. *abhi-jñu*, gr. *γνύ-πετο-ς*, got. *kniu*); dass auch in wurzeln, die wie *bhas* consonantisch beginnen und auf *a* + geräuschlaut ausgehen, schon ursprachlich der vocal *a* in wegfall kommen konnte, bedarf um so mehr eines besonderen nachweises, weil vielfach, nament-

1) Obwol ich eine europäische grundsprache nicht für erwiesen halte, setze ich doch schon auf grund einer übereinstimmung zwischen griechisch und arisch oder baltischslavisch und arisch idg. grundformen an. Den hypothetischen charakter derselben erkenne ich hier ein für allemal ausdrücklich an. Bringt man diese formen als uridg. formen in abzug, so wird an dem gesammtresultat unserer untersuchung nichts geändert.

lich neuerdings auch in Curtius' buch über das griechische verbum, analysen von verbalformen begegnen, welche den wegfall des wurzelvocals in fällen wie dem unsrigen, bei wurzeln auf *a* + geräuschlaut, als ursprachlich nicht anerkennen.

Von w. *sak*^{2} „sequi“ erscheint im vedischen ein praesens *saçcati* d. i. **sa-sc-a-ti*, diesem stellt sich gr. *ἕ-σπ-έ-σθαι*[1]) und ohne reduplication *σπ-έ-σθαι* zur seite. Nach demselben muster ist im aind. von *saj* „hängen, haften“ *sájjate* d. i. **sa-sj-a-te* (vgl. *majj* „mergere“ = **mazj*), von jenem *bhas* „malmen, kauen“, das dem verbum *psâti* zu grunde liegt, *bápsati* d. i. **ba-bhs-a-ti*, von *pat* „fliegen“ *á-pa-pt-a-t* (vgl. *ἐ-πτ-ό-μην*) gebildet. Im griechischen finde ich zu *ἑσπέσθαι* kein weiteres analogon von wurzeln auf geräuschlaute, doch ist die kategorie noch durch zwei wurzeln auf liquida und nasal vertreten: *ἐ-κέ-κλ-ε-το* und *ἔ-πε-φν-ο-ν* (vgl. unten ved. *ji-ghn-a-te* von derselben w. *gh*^{2}*an*)[2]). Auf ein urindog. *si-sd-a-ti* von *sad* „sitzen“ gehen zurück aind. *sîdati*, lat. *sîdit*[3]) und das griechische *ἵζω*, welches in die analogie der *i̯a*-classe übergegangen ist und ins urindogermanische über-

---

1) Die formen wie *ἑσποίμην ἑσπόμενος* u. s. w. bei Homer werden von I. Bekker alle angezweifelt, weil sich dafür überall mit leichter änderung die form ohne *ἑ*- einsetzen lässt, wie *E* 423 *ὅμα σπέσθαι* statt *ἅμ' ἑσπέσθαι*. Sicher steht *ἑσπέσθαι* aber bei Pindar und späteren dichtern wie Apoll. Rhod., Manetho, Oppian u. s. w.

2) *μέ-μβλ-ο-μαι* und *μέ-μν-ο-μαι* (vgl. *Μέ-μν-ων*) scheinen aus **μέμβλημαι* und *μέμνημαι* durch übertritt in die analogie der praesentia auf *ω* entstanden zu sein (vgl. Curtius vb. II 216. 217). Ein analoger fall ist *δίζομαι* aus *δι-ζη-μαι* § 2 n. 7.

3) Vergl. aind. *nîḍa*- lat. *nîdu-s* ahd. *nest* von einem uridg. *nizda*-. Man erwartet statt *sîdati* im indischen **sîḍati*. Es muss angenommen werden, dass *ḍ* in anlehnung an die formen *sádati sasâ'da* u. s. w. wieder in *d* überging.

setzt ein *si-sd-iâ*[1]) repräsentieren würde (vgl. Osthoff „verbum in der nominalcomp.“ 340 f.). Der typus *si-sd-a-ti* ist weiter vertreten durch ved. *píbdate* d. i. **pi-pd-a-te* „wird fest, stark“, wozu *pibdaná-* „feststehend“, von w. *pad*, und durch gr. *ἴ-σχ-ω πί-πτ-ω* sowie durch *τίκτω*, sofern das letztere, was mir sehr wahrscheinlich ist, für **τί-τκ-ω* steht. Von liquida- und nasalwurzeln stellen sich dazu aind. *ji-ghr-a-te* „riecht“ (vgl. *ghr-â-ti ghr-â-ṇá-* § 9) und *ji-ghn-a-te* „schlägt“, auf dessen *ghn-* = gr. *φν-* (in *ἔ-πε-φν-ο-ν*) schon Misteli „Über griech. beton.“ 1875 s. 142 hinweist, griech. *μί-μν-ω* und *γί-γν-ο-μαι*, lat. *gi-gn-o*.

In allen diesen formen darf die ausstossung des wurzelvocals nicht erst als einzelsprachliche affection angesehen werden, vielmehr sind sie entweder direct aus der ursprache ohne das wurzel-*a* herübergekommen, oder sie sind ursprachlichen mustern wie *sa-sk²-a-ti si-sd-a-ti* nachgebildet.

---

1) So, nicht *si-sd-iâ-mi*. Denn — um das hier beiläufig abzumachen — meiner ansicht nach hat Scherer zur gesch. d. d. spr. 173. 228 (vgl. auch anzeig. f. d. alterth. III 69) durchaus recht, wenn er nur die verba ohne themat. vocal in der 1. sg. ind. praes. act. ursprachlich auf *-mi* ausgehen lässt, wie *asmi dadâmi*: die indischen formen wie *bhárâmi páçyâmi* sind analogiebildungen nach jenen. Die schwierigkeit, welche das baltischslavische macht, löse ich so, dass ich annehme, die dem abulg. *vezą* und dem lit. *vežù* zu grunde liegende form *vegh¹âm* habe ihr *m* von den tempora mit secundärer personalendung (vgl. abulg. *vezŭ* = **vegh¹a-m*) bezogen. Auch das medium scheint von alters her in der 1. sg. des praesens eine doppelte formation gehabt zu haben; denn dass das aind. *bháre* eine lautliche umgestaltung eines dem griech. *φέρομαι* entsprechenden **bharâme* sei, wird heutzutage schwerlich mehr jemand glauben. Mich dünkt nicht unwahrscheinlich, dass einerseits das griechische mit *τίθεμαι* die uridg. gestalt der 1. sg. med. der verba auf *-mi* bewahrt und deren endung auf die verba auf *-â* übertragen hat, und andererseits das altindische mit *bháre* die alte form der 1. sg. med. der verba auf *-â* erhalten und danach die verba auf *-mi* sich hat richten lassen.

Als grund der vocalausstossung haben wir die betonung des der wurzelsilbe nachfolgenden thematischen vocals anzusehen, wie sie noch klar vorliegt in *ἑσπέσθαι, πεφνέμεν* (vgl. auch *ἐγρ-έ-σθαι*) und aind. *sîdáti*, der älteren form für *sî́dati* (vgl. Benfey or. u. occ. III 200 f.). Dafür sprechen auch die unreduplicierten formen des griechischen *σπεῖν σπέσθαι, πτέσθαι, σχεῖν*. Denn offenbar hat doch die vocalausstossung in *σπεῖν* denselben grund wie in *ἑσπέσθαι* = aind. *saçcati* und aind. *ápaptat*, und dass *ἕ-σπ-ο-ν* bezüglich der schwächung der wurzelsilbe sich zu *ἕπω* d. i. **σέπω* genau ebenso verhält wie *ἔλιπον* zu *λείπω*, *ἔδρακον* zu *δέρκομαι* d. h. dass die schon ursprachliche betonung des thematischen vocals an der schwächung der wurzelsilbe schuld ist (vgl. ursprachl. aor. *á rik²-á-m á dr̥k¹-á-m* gegenüber dem impf. *á $rá_1ik^2$-a-m, á $dá_1rk^1$-a-m*), kann nicht bezweifelt werden.

Ein andrer fall von ursprachlicher vocalausstossung in wurzeln von der form *bhas* liegt im perfect vor. Es galt für diese wurzeln, sofern sie der vocalreihe a_1 a_2 (*ε o*) angehören [1]) und mit einfacher consonanz anlauten, von alters her das gesetz, dass sie in den schwachen formen des perfects, d. h. in denen, in welchen der accent ursprachlich hinter die wurzelsilbe fiel, den wurzelvocal verloren. Diesem ursprachlichen gesetz folgen z. b. im indischen die formen *papt-ús* (vgl. *ápaptat*), *saçc-ús* (vgl. *saçcati*), *jaksh-ús* (w. *ghas* „verzehren") und, mit einer zunächst rein lautlich einge-

1) Von den wurzeln mit a_1 a_2 sind scharf zu trennen diejenigen, welche in den europäischen sprachen im praesens *a* (nicht *e*) aufweisen, wie *ag* aind. *ajati* gr. *ἄγω* lat. *ago* anord. *aka*, lat. *cado, pago (paco), capio*, got. *saka, hafja* u. s. w. Für diese gilt das oben aufgestellte gesetz nicht.

tretenen veränderung des anlauts der wurzelsilbe, die formen wie *sedús pecús çekús* u. s. w.[1]). Auf die analogen Erscheinungen in den andern idg. sprachen kann ich hier nicht näher eingehen. Indem ich auf Delbrück aind. vb. s. 117 f. verweise, wo jenes ursprachliche bildungsgesetz zum ersten mal, so viel ich weiss, klar ausgesprochen worden ist, mache ich nur noch auf zweierlei in kürze aufmerksam, erstlich darauf, dass ein analoges stammabstufungsgesetz auch für die wurzeln auf liquida und nasal besteht und dass also z. b. die aind. formen wie *cakr-ús* und *jagm-ús* schon ohne wurzelvocal in die arische periode eintraten, und zweitens darauf, dass die griech. perfectformen *πεπτεώς* (*πεπτ-η-ώς*) *πέπτ-ω-κα* (vgl. unten n. 2) wahrscheinlich auf grundlage eines dem aind. *papt-* entsprechenden schwachen perfectstammes *πεπτ-* (1. sg. **πέποτα*) entsprangen und insofern für den ansatz einer ursprachlichen wurzelform *pt-* mit in die wagschale zu legen sind.

Es steht demnach der annahme, dass das ursprachliche *bhsâ* und was sich ihm zur seite stellt suffix *â* enthalte, nichts im wege. Die einzelnen fälle sind folgende:

1. *ghs-â-* von *ghas* „verletzen, stechen, verzehren" (aind. *ghasti* „verzehrt, frisst", *ghasra-* „verletzend, schindend", lat. *hosti-s*, got. *gasts*). Aind. *kshâ-ya-ti* „versengt", *kshâti-* f. „sengen, glut", *kshâma-* „ausgetrocknet, abgemagert, schwach, gering", *kshâra-* adj. „von brennendem, ätzendem geschmack", subst. m. „brennender, ätzender stoff". Griech. *ξηρό-ς* „trocken, dürr, leer, nichtig" mit urgriechischem *η* (Schrader stud. X 316, Morsbach dial. Theocr. I 36),

---

1) Wo das *e* zuerst entsprungen ist, lässt sich schwerlich mehr feststellen. Vielleicht in fällen wie **yaı-ym-ús* von *yam* oder **saı-sd-ús* von *sad*.

mit aind. *kshâra-* zusammen auf ein uridg. *ghs-â-ra-* zurückweisend (vgl. dor. att. *ψ-η-ρό-ς* n. 3, *σκλ-η-ρό-ς* § 9). Die wurzelform *ghs-* fanden wir auch schon im pf. *ja-ksh-ús* vor, sie erscheint ferner z. b. auch in der ved. 3. pl. impf. *á-ksh-an* und im praes. *ja-ksh-i-ti.* Im griechischen ausser in *ξηρός* in dessen homerischer nebenform *ξ-ε-ρό-ς* (vgl. *πτ-ε-ρό-ν* n. 2, *σχ-ε-ρό-ς* n. 6), sowie aller wahrscheinlichkeit nach auch in *ξένϝο-ς ξεῖνος ξένος.* Dieses letztere wort verbindet schon O. Müller zu Festus p. 102 mit lat. *hosti-s* und unserem *gast,* indem er für *ξένος* ein älteres *σχ-ενο-ς* voraussetzt. Aus morphologischen gründen hielt ich diese etymologie in einer ausführlichen besprechung des wortes, stud. V 226 ff., für unrichtig, möchte ihr jetzt aber den vorzug geben vor der a. a. o. von mir vorgeschlagenen ableitung; allerdings hat die suffixcombination *-ε-νϝο-ς* im griechischen meines wissens keine weiteren analogien, aber singulär bleibt das wort auch in dem falle, dass wir die elemente *-εν-* zur wurzel ziehen und danach das wort in *ξέν-ϝο-ς* zerlegen.

2. *pt-â-* von *pat* „sich durch einen raum hin bewegen, fliegen, fallen, sinken" (aind. *patati*). Die w. *pat* hat im griechischen drei wortsippen erzeugt, in jeder ist die form *pt-â-* vertreten.

a. Zu *πέτομαι* „fliege" gehört ein *πτᾱ: πτήσομαι, ἔπτην* (dor. *ἔπτᾱν*) *πταίην πτῆθι πτῆναι,* zuerst bei Hesiod opp. 98 *ἐξέπτη.* Indem dieses *πτᾱ-* in die analogie der abstufenden verba auf *μι* wie *φημί ἵστημι* hineingezogen ward, entstand *ἔπτᾰτο ἀπο-πτᾰ́μενος* (Homer), vergleichbar mit den nach derselben analogie neugebildeten formen *οὐτᾰ́μενος* und *ἁρπᾰ́μενος,* und hierzu in späterer zeit auch ein praesens *ἵπτᾰμαι,* ein treues conterfei von *ἵσταμαι* („zuerst in den für unecht geltenden theilen von Eurip. Iph. Aul. 1608, dann

bei Babrius, Plutarch, Moschos u. s. w." Curtius vb. I² 160, wo die form sicher mit unrecht aus einem älteren *πίπταμαι hergeleitet wird). Die schwache wurzelform πτ- ausserdem in den schon oben besprochenen formen ἐπτόμην und πτερόν sowie in πτ-ίλο-ν.

b. Die bedeutung „fallen" liegt vor in πέπτωκα, πτῶμα, πτῶσις, in ἀ-πτώς ῶτος (Pindar u. sonst), welches mit ἐπι-πλώς ἀ-στρώς προ-βλής u. a. bildungen zu vergleichen ist, die von Lobeck paralip. 155. 274 zusammengestellt sind und unten zum theil noch einzeln zur sprache kommen werden, sowie in dem homerischen ptc. πεπτεώς ῶτος, welches auf *πεπτη-Ϝότ- zurückgeht. Ueber πί-πτ-ω oben s. 13.

c. Die dritte gruppe bilden wörter mit der bedeutung „sich abwärts, nach dem boden zu bewegen, zusammenkauern, sich niederducken", dann auch „verzagt sein"[1]). Gewissermaassen den übergang von der zweiten gruppe zu dieser bildet πεπτηώς in ν 98 ἀκταὶ ... λιμένος ποτιπεπτηυῖαι d. h. „nach dem hafen zu abfallend, nach ihm sich absenkend" (die erklärer sind uneinig, ob sie dieses ποτιπεπτηώς zu πίπτω oder zu πτήσσω stellen sollen), sowie das trans. πτῆξε Ξ 40 πτῆξε δὲ θυμὸν ἐνὶ στήθεσσιν Ἀχαιῶν „er machte sinken, beugte nieder den mut der Achaier" (vgl. ταῖς ἐλπίσι πεσεῖν). Hierher κατα-πτήτην Θ 136; öfters πεπτηώς. Mit gutturaler erweiterung πτήσσω, πτώσσω, πτώξ, πτωχός, wozu ein ptc. κατα-πτᾰκών bei Aeschyl. Eum. 252; diese formen vergleichen sich mit ἐγρήσσω von ἐγερ (§ 6 n. 2) und mit den in § 9 zu besprechenden formen τμήγω ἔτμᾰγον neben τέμνω und Ϝρήγνυμι ἐῤῥάγην von einer w. *var*.

Ob das η der beiden letzten wortsippen urgriechisches η

---

1) Eine ganz ähnliche bedeutungsentwicklung zeigt aind. *gal* „fallen" in *glâ-*, s. § 6 n. 3.

ist, weiss ich nicht zu entscheiden; dass das ᾰ von *κατα-πτᾰκών* nichts für urgriechisches ᾱ beweist, zeigt *ἐῤῥάγην* neben urgriechischem *ϝϱηγ-* und *ϝϱωγ-* (*ἔϱϱωγα ῥώξ*).

Hängt mit unserer w. *pat*, was sehr wol möglich, ja wahrscheinlich ist, auch *πτόα πτοία* „furcht, flucht", *πτοέω πτοιέω* „scheuche, jage, schrecke" zusammen, so haben wir verkürzung des *ο* aus *ω* anzunehmen, wie in *ζόη ζοός ζόειν* (§ 2 n. 5).

3. *bhs-â-* von *bhas* „zermalmen, zerreiben, zerkleinern" (aind. *babhasti*). Aind. *psâti* „zerkaut, zehrt auf", *psâna-* n. „das essen", *psâ-* f. „essen, speise". Griech. 3. sg. *ψῆ* = **ψήει* von **ψήω* d. i. **ψη-ιω* (die in später graecität aufkommenden formen mit ᾱ wie *ψᾷς ψᾷ* sind neubildungen nach analogie von *τιμάω*) *ψώω* (nur gramm.) *ψήχω ψώχω* „zermalme, zerreibe, reibe" (auch intrs. „zerfalle, löse mich in staub auf"), *ψηϱό-ς* „zerreiblich, dünn", *ψωϱό-ς* „krätzig", *ψώϱα* „krätze", *ψωμό-ς ψωθία* „brocken, bissen". Vgl. Fick I³ 160 und Vaníček's zusammenstellungen im gr.-lat. etym. wtb. 627 ff. Die form *bhs-* ausserdem noch mehrfach, z. b. in dem schon genannten aind. *ba-ps-a-ti*, im gr. *φέ-ψ-αλο-ς*, *ψ-άμαθο-ς*, *ψ-ίω*, *ψ-ῑλό-ς*, worüber man Fick und Vaníček a. a. o. vergleiche.

4. *sk-â-* von *sak* „schneiden" (lat. *secâre*). Aind. *châ-* „schneiden, abschneiden" in den aoristen *acchât* und *acchâsît* und im ptc. *châta-*; *khâ-* „graben" in dem compos. *prot-khâyati* „gräbt aus", *khâtá-* n. „graben, grube", *khâ-* f. „quelle, brunnen" (daneben *kha-* n. „höhle, öffnung", besonders jede öffnung am menschlichen körper, mund, nasenloch u. s. w.)[1]. Gr. *κῆτος* „schlund, kluft". Lat. vermutlich

1) Die verschiedene behandlung des anlautenden *sk* in *châ-* und *khâ-* beruht vielleicht auf einer verschiedenen qualität des nachfolgen-

squâtu-s sqâtina „haifisch". Schon Ascoli nennt (vorles. s. 173) unser *skâ* „eine form, zu welcher das lat. *SEC* von *sector, secâre* sich verhalten wird, wie innerhalb des lateinischen *ster-* und *strâ- (ster-no strâ-to-),* oder innerhalb des sanskrit *par* und *prâ* füllen". Vgl. auch Fick I³ 235.

5. *sg²-â-* von *sag²* (lat. *seg-ni-s*) ist vertreten durch die stammform *σβη-* in *ἔσβην σβήσομαι ἔσβηκα,* deren *η* wegen des von Veitch aus Hippokrates belegten *ἀπο-σβεὶς* als urgriechisch gelten darf[1]). Das verbum erheischt aus verschiedenen gründen eine eingehendere erörterung. Die bisherigen etymologien von *σβέννυμι,* die man bei Vaniček s. 1230 verzeichnet findet (die herleitung von einem *τϜεσ,* Fick I³ 603, fehlt hier)[2]), sind wegen der dialektischen formen alle unhaltbar; ich kann mir eine eingehendere widerlegung dieser etymologischen versuche hier um so mehr ersparen, weil das unbefriedigende derselben neuerdings auch von Joh. Schmidt Kuhn's z. XXIII 301 und Curtius vb. I² 169 ausdrücklich hervorgehoben worden ist. Von unserer stammform *sg²-* aus erklärt sich zunächst *σβ-* nach der bekannten gleichung $g^2 = \beta$; dass unmittelbar vorhergehendes *σ* die labialisierung der zweiten gutturalreihe im griechischen nicht hindert, zeigen *σπέσθαι ἑσπέσθαι* gegenüber aind. *saçcati* von w. *sak²* und die weiter unten zu besprechenden,

---

den *â*-lautes (vgl. *ζη-* und *ζω-* und s. 2 f. u. 31), man hätte dann fälle wie *jay-a-ti* d. i. **gaiy-a-ti* und *jigâ'ya* d. i. **gi-gaiy-a* zu vergleichen.

1) Die form *ἀπέσβας* Theokr. IV 39 hat nur schwache gewähr. Sie ist aller wahrscheinlichkeit nach ebenso wie das *ἐτύπᾱν* desselben gedichts (v. 53) nur ein hyperdorismus der abschreiber. Vgl. Morsbach dial. Theocr. I 33.

2) Allerneuestens ist das wort auch behandelt worden von A. Goebel in seinem abenteuerlichen buch „Lexilogus zu Homer und den Homeriden" I s. 392. Die hier vorgetragene herleitung aus einer wurzel *σπα* „hauchen" bedarf keiner widerlegung.

mit lat. *insece* und lit. *sakýti* wurzelverwandten formen *ἐνι-σπήσω* und *ἔνι-σπον*. In den formen *ἀπο-ξ-ίννυται· ἀπο-σβέννυται* und *ἐ-ξ-ίνει· ἐπεσβέννυεν* (Hesych) hat die lautgruppe *sg*[2] umstellung erlitten nach art von *ψέ* = *σφέ* u. s. w. (vgl. Curtius grdz.[4] 688 f. verf. stud. VII 342 f.). Das *ζ* von *ζείνυμεν· σβέννυμεν* und *ἔζινεν· ἐπεσβέννυεν* (Hes.) lässt eine doppelte auffassung zu: entweder ist es aus *g*[2] entstanden nach der weise des arkad. *ζέρεθρον* = *βάραθρον, ζέλλω* = *βάλλω* (vgl. Ascoli vorles. s. 114 ff.), so dass das *σ* davor in wegfall gekommen wäre, oder es ging aus *g*[2] zunächst *δ* hervor wie in *δελφίς* tegeat. *δέρεθρον δέλλω* = *βελφίς βάραθρον βάλλω*, und dann wurde aus *σδ-* durch umstellung *ζ-* wie in *ὄζος* aus *ὄσδος* = got. *asts;* das letztere dürfte das wahrscheinlichere sein. Das *σ* der form *κατα-σέσας· σβέσας* (Hesych) ist wol ebenso eine reduction von *ξ* wie dasjenige von kypr. *σοάλα* = *ξυήλη*, kret. *Δεσίω* = *Δεξίον* u. s. w. (vgl. Curtius grdz.[4] 685).

Bei dem ansatz eines *sg*[2]- macht also keiner der überlieferten anlautsconsonanten unseres verbums schwierigkeiten, wie andrerseits auch, so viel ich sehe, nur bei diesem ansatz die sämmtlichen anlautserscheinungen eine befriedigende erklärung finden.

Zu gunsten unserer ansicht, dass dieses *sg*[2]- die wurzel des wortes repräsentiert, spricht nun zunächst der umstand, dass *sg* als wurzelanlautende consonantengruppe in unsern idg. sprachen nicht vorkommt. Weiter dann das nebeneinanderstehen von *σβη-* und *σβεσ-*, letzteres z. b. in *σβέσσαι ἔσβεσμαι ἄσβεστος*: denn wollte man *σβεσ-* als wurzel betrachten, so müsste *σβη-* aus *σβεσ-* entstanden sein, was nach den lautgesetzen nicht möglich ist. Endlich kommt auch das in anschlag, dass bei der annahme eines *sg*[2]- als der schwachen form einer w. *sag*[2] sich leicht eine anknüpfung

an wörter der verwandten sprachen bietet, worüber weiter unten das nähere folgen wird.

Um über die Entstehung der stammform *σβ-εσ-* ins klare kommen zu können, müssten wir zuerst wissen, in welcher sprachperiode dieser stamm aufkam. Da dieses zu wissen nicht möglich ist, so sind wir auf blosse vermutungen angewiesen. Mich dünkt nicht unwahrscheinlich, dass es neben *σβ-η-* ein *σβ-ε-* gab wie z. b. neben *σχ-η-* (z. b. *σχ-ή-σω*) ein *σχ-ε-* steht (z. b. *σχ-έ-σι-ς*), dass *σβ-ε-* noch durch *σβ-έ-σι-ς* repräsentiert ist, und dass diese stammform nun, wie das bei vocalisch auslautenden verbalstämmen im griechischen so oft geschieht, dem sigmatismus verfiel. Es wäre dann das praesens *σβέννυμι* ebenso wie *κορ-έννυμι στορ-έννυμι* u. dgl. dem *ἕννυμι* nachgebildet (die form *ζείνυμι* vgl. mit *εἵνυμι*), worüber auf Leskien stud. II 108 ff. zu verweisen ist. *ἀπο-ξίννυται* erinnert an *κτίννυμι* = *κτείνω*. Die form *ἔζινεν* hatte wol langes *ι* und stellt sich somit zu *ὀρ-ί̄νω ἀγ-ί̄νω;* zu ihr verhält sich dann *ἐξίνει* ebenso wie *ἀγ-ι̅νέω* zu *ἀγ-ί̄νω.*

Es bleiben übrig die noch nicht erwähnten formen *ζόασον· σβέσον* (Hesych; cod. *σέβεσον*) und *ζοᾷς· σβέσεις* (ders.; cod. *ζοᾶς· σεβέσεις*, vgl. Joh. Schmidt Kuhn's z. XXIII 300), deren *ζ* doch wol dasselbe ist wie dasjenige von *ζείνυμεν* und *ἔζινεν.* Diese zwei merkwürdigen bildungen lassen sich in verschiedener weise erklären. Am ehesten dürfte die annahme das richtige treffen, dass derjenige griechische volksstamm, der das verbum **ζοάζω* schuf, in formen wie **ἐζέσθην* **ζεστός* die elemente *ζεσ* als den kernhaften worttheil empfand und demgemäss nun, nach maassgabe des verhältnisses z. b. von *ξοός* „das schnitzen" zu *ξέω ξέσσω ξεστός,* ein **ζο(σ)-ο-* oder **ζο(σ)-ᾱ-* schuf und davon dann ein denominativum **ζοάζω* bildete. Das

in der mitte liegende nomen brauchte natürlich nicht **realiter** existiert zu haben. Eine andere, wol zu berücksichtigende möglichkeit ist die, dass es neben *σγ-η- ein *σγ-ω- gab (vgl. ζωή) und dass das ο von *ζοάζω wie das von ζόη ζοός ζόειν (§ 2 n. 5) aus ω verkürzt ist.

Schliesslich noch ein wort über die w. *sag²* selbst. *σβέννυμι* bedeutet „dämpfen, stillen, mässigen, löschen, zum stillstand bringen", von flüssigen dingen intrs. „vertrocknen, versiegen", vom wind „sich legen, aufhören zu wehen". Ich glaube das wort daher mit lat. *segni-s* „träge, langsam, lass, schläfrig" (die *segnities ventorum* vergl. mit ἔσβη οὖρος) und weiterhin mit dem got. *sigqan* anord. *sökkva* ahd. *sinchan* „sinken, sich senken" verbinden zu dürfen.

6. *sg²-â-* von *sag²* „**mit etwas zusammengeraten, in verbindung treten, anhangen**" (aind. *sajati*, abulg. *po-sagŭ* „compages, nuptiae", lit. *segiù* „schnalle, binde um, binde an"). Hierher ziehe ich die lautgruppe *σβη-* in *ἀμφι-σβητέω* „streite, rechte". Dass das wort nicht, wie es meistens geschieht, in *ἀμφις-βητέω* zu zerlegen ist, beweisen die im attischen und sonst auftretenden praeterita mit augment nach der praeposition wie *ἠμφεσβήτουν* (vgl. Veitch s. v. und Voemel prolegg. gramm. zu Demosth. cont. § 68): die schon von alten grammatikern aufgebrachte ableitung von *ἀμφίς* und *βαίνω* ist also hinfällig. Dass η aus ᾱ hervorgegangen ist, darf aus den rhodischen formen *ἀμφισβᾱσίας* und *ἀμφεσβᾱ́τει* (C. I. n. 2905, vgl. Brüll dial. d. Rhod. 1875 s. 7) geschlossen werden. Bei Herodot schwankt die hdschr. überlieferung zwischen den formen *ἀμφισβητέω* *-βησίη* und *-βατέω -βασίη* (vgl. Bredow p. 135); vermutlich sind die letzteren formen die unrichtigen und erst durch die meinung, dass *βαίνω* (*βατός βάσις*) zu grunde liege, ins

leben gerufen worden. Der bedeutung wegen vergleiche man: aind. *saj sajati* und *sajjati sajjate* (d. i. **sa-sj-a-ti* oben s. 12) „anhängen, sich mit etwas beschäftigen", *saṃ-saj* „zusammengeraten, handgemein werden" und besonders got. *saka*[1]) *sôk* „streite, zanke", ahd. *sahhan* „streiten, zanken, anfahren", as. *saka* ahd. *sahha* f. „rechtshandel, streit, angelegenheit". Vgl. Fick I³ 224. 791. III³ 314. Wenn Fick's zusammenstellung von anord. *serkr* ags. *serce* f. „rüstung" mit aind. *sajjayati* „rüstet" *sajjana-* n. „ausrüstung, ausschmückung" richtig ist, so läge die schwache wurzelform *sg²*- in drei sprachgebieten vor (gr. *sg²*-, aind. und germ. *sa-sg²*-).

7. *sgh¹-â-* von *sagh¹* „halten, bewältigen" (aind. *sáhate*). Gr. *σχ-ή-σω ἔσχηκα, σχῆμα, σχῆσις· ἕξις, ὁρμή* H., *σχητηρίαν· ἄγκυραν, ὁρμιστηρίαν* H. Die beiden letzten formen wegen ihres *η* zu verdächtigen, wie Lobeck paral. p. 428 not. 39 thut, sehe ich keinen zureichenden grund. Das *η* des wortes ist ohne jeden zweifel urgriechisch (vgl. Schrader stud. X 313). Die schwache wurzelform *σχ-* ausserdem z. b. in *ἔ-σχ-ο-ν, σχ-ε-τό-ς, σχ-ε-ρό-ς, σχ-ο-λή*. —

Den unter 5. 6. 7. besprochenen griech. *â*-bildungen reiht sich noch eine griechische form an, die zu isoliert steht, als dass ich ihr eine besondere nummer zuweisen möchte, das fut. *ἐνι-σπή-σω* „ich werde sagen" *ε* 98, neben *ἔνι-σπ-ε-ν ἔνι-σπ-ε ἔνι-σπ-ε-ς ἄ-σπ-ε-το-ς*, welche formen sich zu *ἐν-έπω ἔννεπε* d. i. **ἔν-σεπε* und zu *ἐνι-σπή-σω* genau ebenso verhalten wie *ἔ-σχ-ο-ν σχ-ε-τό-ς* zu *ἔχω* und zu *σχή-σω*. Die wurzel ist dieselbe wie in lat. *insece* lit. *sakýti* u. s. w. (Curtius⁴ 461).

---

1) *k* als vertreter von *g²* hat analoga in got. *kaúrs* = *βαρύς*, ahd. *calp* = *βρέφος*, as. *kô* = *βοῦς*. Nach welchem gesetz *k* und *kv* als vertreter von *g²* wechseln, ist vorläufig unklar.

8. *sp-â-* von *sap* trans. „vorwärts bringen, fördern", intrans. „aus sich herausgehen, sich ausstrecken nach etwas, sich ausdehnen" (abaktr. *hap* 3. sg. *hapti* „fördert, schützt", aind. *sápati* „strebt nach etw., sucht zu erreichen, hängt jemand an"). Aind. *sphâ'-ya-te* „nimmt zu, wächst, verstärkt sich, wird feist" ptc. *sphâta-*, *sphâti-* f. „gedeihen, fettmachung, mästung", *sphârá-* „ausgedehnt, weit, gross". Lat. *spê-s,* wovon, mit übergang in die analogie der *s*-stämme (wozu die gestalt des nom. sg. den anlass gab), altlat. *spêrês spêribus* (Neue I² 570) und *spêrâre* (man vgl. *flô-s flôris* § 7 n. 9 und *vî-r-ês vî-r-ium vî-r-ibus* neben *vî-s vî-m vî,* welches von gr. *ἶ-ς ἶ-φι* schwerlich getrennt werden darf). Lit. *spěju spěti* „musse, raum haben, abkommen können", lett. *spêju spêt* „vermögen, können", abulg. *spěją spěti* „erfolg haben". Ags. *spôvan* „erfolg haben", ahd. mhd. *spuon* „von statten gehen, gelingen", ags. *spôd* ahd. *spuot* f. (*i*-stamm, vgl. aind. *sphâti-*) „gelingen, erfolg, schnelligkeit", wovon ahd. *spuotôn* „sputen"; got. *spêds* „spät, in der zeit weit hinaus liegend", ahd. *spâti spâto,* deren *â* aus *ê* entstanden ist (vgl. § 4 n. 3). —

Unter den behandelten acht fällen sind vier, in denen wir die *â*-bildung als urindogermanisch betrachten dürfen: *1ghsâ-, 3bhsâ-, 4skâ-, 8spâ-.*

4.

Wir kommen zu den fällen wie *k¹-â-* von *ak¹* „scharf, spitz sein". Das nebeneinanderliegen von „wurzelformen" wie *ak¹* und „*k¹a*" in gleicher oder annähernd gleicher bedeutung (vgl. Fick wtb.² s. 1018 ff.) regt die frage an, wie sich solche wurzelpaare etymologisch zu einander verhalten mögen. Bisher hat man sich, wenn man an diese frage

herantrat, stets, so viel ich weiss, für eine umstellung des wurzelvocals entschieden. Auf dem papier betrachtet, erscheint diese annahme sehr einfach, in wirklichkeit aber stehen ihr, wie man leicht erkennt, die schwersten bedenken entgegen. Ich glaube, dass es durchaus erlaubt ist, eine form wie aind. *çâtá-* „geschärft" auf gleiche linie zu stellen mit solchen wie *y-â-tá-* und *sph-â-tá-* und anzunehmen, dass *ç-* die schwache stammform von *aç* ist. Dass bei wurzeln, die aus *a* + geräuschlaut bestehen, der vocal schon ursprachlich in wegfall kommen konnte, beweist am deutlichsten das verbum substantivum *as-*. Von diesem lautete schon ursprachlich die schwache stammform *s-*, z. b. 2. pl. indic. *s-tá* 3. sg. opt. *s-i̯ấ-t* gegenüber *ás-mi ás-si ás-ti* (vgl. Osthoff Kuhn's z. XXIII 579 ff.). Gerade dieses verbum hat für unsere auffassung von formen wie *çâtá-* auch noch insofern eine besondere wichtigkeit, weil, wie wir unter n. 5 sehen werden, deutliche spuren von einer nebenform *sâ-* (z. b. abaktr. ptc. praes. in den schwachen casus *hât-*) existieren; dieses *sâ-* neben *as- s-* werden wir sicher nicht anders auffassen dürfen als *i̯â-* neben *ai- i-*, *bhsâ-* neben *bhas- bhs-*.

Ich beschränke mich in der folgenden aufzählung auf die relativ sichersten fälle. Vorher aber bemerke ich noch ausdrücklich, dass ich meine erklärung der formen wie *çâtá-* nur als eine einigermaassen wahrscheinliche hypothese angesehen haben will: denn so lange noch verba wie aind. *pâti* „trinkt" *bhâti* „leuchtet" übrig bleiben, die in der flexionsweise mit *çâ* u. s. w. übereinstimmen (vgl. Delbrück altind. verb. 85 f.), aber keine wurzelformen wie **ap* und **abh* nachweisbar zur seite haben, darf nicht behauptet werden, dass *çâ* u. s. w. nicht auch anders aufgefasst werden könnten. Vgl. auch Kuhn's z. XXIV s. 273 ff.

1. *k¹-â-* aus *ak¹* „scharf sein“ (aind. *açnóti*, gr. *ἀκαχμένος*, lat. *acuo*). Aind. aor. *açât*, fut. *çâsyati*, ptc. *çâta-*; *çâna- çâṇa-* m. „wetzstein, schleifstein“. Gr. *κῶνο-ς* „spitzstein, kegel“. Lat. *côs côtis* f. „wetzstein, schleifstein“. Als particip zu einem dem aind. praeterit. *acâm* entsprechenden **ἔκην* glaube ich den stamm *κεντ-* („stechend, stachelnd“) ansehen zu müssen, welcher in dem denom. *κεντέω κεντήσω* enthalten ist. Die mit diesem verbum offenbar zusammengehörenden formen *κέντρον* und *κέντωρ* sind nicht mit Curtius vb. I² 383 und Vaníček gr.-lat. etym. wtb. 109 aus **κεντ-τρο-ν* und **κεντ-τωρ* herzuleiten, das ist lautgesetzlich unmöglich, sondern wir müssen mit Fick Kuhn's z. XXII 99 annehmen, dass sie nach der bekannten weise aus **κεντητρον* und **κεντητωρ* verkürzt sind (vgl. *κεντητήριον κεντητήρ*). Auch das einmalige homerische *κένσαι* (*Ψ* 337) darf nicht als eine lautliche umgestaltung eines **κεντσαι* angesehen werden (aus **κεντσαι* hätte nur **κεῖσαι* werden können), es ist aller wahrscheinlichkeit nach eine neuschöpfung nach der analogie von aoristen wie *κέλσαι ἄρσαι*, zu welcher die formen *κέντωρ* und *κέντρον* den anstoss geben. Ferner ziehe ich hierher das lat. *rĕ-cens* „frisch, neu, rüstig“. Es verhält sich der form nach zu gr. *κεντ-* wie *vent-u-s* zu *ἀεντ-* von *v-â-* „wehen“ (n. 3), der bedeutung wegen vergleiche man *acer* „feurig, rüstig, eifrig“ und aind. *çâ-* „anfeuern, aufreizen“ ptc. „bereit, gerüstet, fest entschlossen“ (P. w. VII 124)[1]. — Von den sonstigen wörtern, denen, wenn unsere auffassung

---

1) Eine weitere frage wäre, ob nicht auch *κίχημι* (*κιχήτην κιχῆναι κιχήμενος κιχείην κιχείς*) zu *k¹-â-* gehört. Es stünde für **κι-κη-μι* und wäre zu vergleichen mit dem lat. **si-sê-mi*, woraus *sero* (n. 4). Die bedeutung ist dieselbe wie die von aind. *açnóti*. Die formen *ἀπέκιξαν* (Curtius vb. I² 180) und *κιχάνω* müssten jüngere neubildungen sein.

von *k'â* die richtige ist, die schwache stammform *k'-* zu grunde gelegt werden muss, sei das aind. praesens *çyáti* hervorgehoben, über welches bereits Schleicher beitr. II 96 sich so ausspricht: „*ç-yati* für urspr. **ak-jati*".

2. *d-â-* aus *ad* „theilen, zerschneiden, essen", (aind. *ád-mi*). Aind. *dấti* „schneidet ab", aor. *adât*, ptc. *dâta-* „zertheilt", *dâtar-* „schnitter", *dâtra-* n. „sichel, messer", *dấna-* n. „das abschneiden", *dâná-* m. „das austheilen, namentl. von speise, mahl; theil, antheil, eigenthum, besitz", *dâmán-* m. oder f. „das zugetheilte, antheil". Abaktr. *dâta* f. „gebiss" (ist seiner bedeutung wegen von wichtigkeit für die vermittlung von *dâ-* und *ad*). Mit dem aind. *dâmán-* ist im wesentlichen identisch das gr. *δῆμος* (dor. aeol. *δᾶμος*), eigentlich „das zugetheilte land", dann „gemeindeland, gemeindeeigentum", endlich „die gemeinde selbst" (Mangold stud. VI 406 ff.). Von anderen wörtern mit der schwachen wurzelform *d-* ist namentlich zu erwähnen das allgemein idg. wort für zahn aind. *dant-* gr. *ὀδόντ-* u. s. w., ferner aind. *d-yá-ti*, von dem Schleicher beitr. II 94 bemerkt: „doch wol als **ad-yati* zu fassen", ptc. *d-itá-* (vgl. *ç-itá-* zu *çyáti* n. 1) und **-dta-* in *áva-tta-* „abgeschnitten, abgetheilt", wonach also auch in gr. *δατό-* (wovon *δατέω*) *δαίομαι* *δάσσαντο* eigentlich nur das *δ*-wurzelhaft wäre.

3. *v-â-* von *av* „wehen, fliegen". Es bedarf hier zunächst einiger bemerkungen über die wurzelform *av*. Diese ist nachweisbar im lat. *av-i-s* „vogel", welches sich den aind. wörtern *v-i-* m. *vâtika- vâtîka-* m. „vogel" zur seite stellt, denen die schwache stammform *v-* zu grunde liegt; stammen (lat.) *avi-* und (ar.) *vi-* beide aus der ursprache, so darf vielleicht eine ursprachliche declination angenommen werden, bei der einige casus *ávi-* oder *ávai-*,

andere *vi-* oder *vai-* als stamm hatten, so dass dann jede der beiden sprachen éine der beiderseitigen stammformen verallgemeinert hätte, einigermaassen vergleichbar wäre das aind. gerundium *ji-tv-â'* gegenüber dem infinitivus *jé-tu-m*. Ob irgend eines der zahlreichen griechischen wörter, die wie ἄημι mit ἀ- beginnen und ohne zweifel von unserer w. herstammen, in dem ἀ den wurzelvocal von *av* bewahrt haben, ist zweifelhaft, ich kann die analysen von Curtius grdz.[4] s. 390 und Vaníček wtb. s. 69 f. nur zum kleinen theil als richtig anerkennen. Was zunächst das verbum ἄημι (*ἄϝημι) und seine nächste sippe betrifft, so zeigen die entsprechenden wörter der verwandten sprachen z. b. aind. *vâ-mi* klar, dass *ἄϝημι in *ἄ-ϝη-μι zu zerlegen ist; das ἀ- als reduplication zu fassen ist unstatthaft, und so bleibt nichts anderes übrig als eine prothetische stimmtonentwicklung anzunehmen. Letztere ist auch wol anzuerkennen für ἀήρ aeol. αὔηρ dor. ἀβήρ. Bedenkt man nämlich, dass *ἀϝήρ ein genaues analogon von ἀνήρ ἀνδρός ist (von der schwachen stammform *ἀϝρ- geht das von den Römern als *aura* entlehnte αὖρα und wol auch οὖρο-ς aus, vgl. stud. IX 390) und dass dieses letztere sammt aind. *nar-* und umbr. *nerf* auf einen uridg. stamm *n-ar-* zurückgeht, der der w. *an* „athmen“ entspringt (vgl. aind. *án-u-* „mensch“ mit ungeschwächter wurzelform), so scheint für *ἀϝήρ eine ältere stammform *v-ar-* angesetzt werden zu müssen. Gleich steht die wage bei ἀετμόν· πνεῦμα, ἄετμα· φλόξ, ἀετός „adler“ 1)

---

1) Neben ἀετός die formen αἰετός, pergäisch αἰβετός d. i. αἰϝετός (Hesych) und αἰητός (letzteres wegen seines η zu *v-ê-* gehörig). Der diphthong αἰ in diesen formen ist offenbar derselbe wie in αἶηται, welches von Hesych und im et. m. 32, 25 durch ἄνεμοι erklärt wird, und in αἴητον πέλωρ Σ 410 „das keuchende ungetüm“, bezeichnung des Hephaistos (vgl. Φ 395 θάρσος ἄητον ἔχουσα und 386 θυμὸς ἄητο). In

und, falls mit Benfey wl. I 263 das wort hierher zu stellen ist, bei *ἀεσί-φρων* „windigen sinn habend, thöricht" (vgl. aind. *vâtula- vâtûla-* „windig, wind machend, windige worte redend"); denn der allen diesen formen zu grunde liegende stamm *ἀϝε-* kann eben so gut als *av-e-* mit erhaltenem wurzelvocal angesehen werden (vgl. fälle wie *ἄν-ε-μο-ς* von *an*) wie als *v-e-* mit verlorenem wurzelvocal (vgl. formen wie *σχ-ε-τό-ς σχ-έ-σι-ς*). Ebenso sind auch die formen *ἄω* „hauche" und *ἄος· πνεῦμα* (Hesych) nebst *δυς-αής* nichts beweisend für die unversehrte wurzelform *av*. Denn es kann zwar das *ἀ* hier recht wol den alten wurzelvocal repräsentieren, aber es kann auch anders sein: es kann nämlich *ἄω*, welches nur bei Apoll. Rhod. erscheint (*ἄεν* I 605. II 1228), aus *ἄημι* durch übergang in die analogie der verba auf *ω* entsprungen sein (vgl. *δίζομαι* aus *δί-ζη-μαι* § 2 n. 7), und auch *ἄος* und *δυς-αής* können jüngere gebilde sein, entstanden zu einer zeit, als man sich schon daran gewöhnt hatte, den stimmton *α* in **ἄϝημι* als den wurzelvocal zu empfinden (vgl. *ἔρος* von *ἔραται* = **rm̥-taí*, *ἱστός ἱστίον* von *ἵστημι* u. dgl., stud. VII 197 ff. Kuhn's z. XXIII 590). Unter allen diesen griech. formen, die von w. *av* kommen, ist demnach keine einzige, in der das anlautende *ἀ-* notwendiger weise für den wurzelvocal angesehen werden muss. Höchstens könnte man so viel zugeben, dass in ursprachlichen formen wie *v-â'-ti* „weht" der wurzelvocal zur zeit, als die idg. Völker sich trennten, noch nicht völlig

---

allen diesen formen ist das *αι* meiner ansicht nach eine anlehnung an reduplicationsbildungen wie *παιφάσσω παιπάλη*, also eine relativ junge analogiebildung. Von derselben art ist das *αι* von *αἰώρα* neben *ἄορτο*, von *αἰσύφιος* neben *σέσυφος Σίσυφος* und noch von einigen andern wörtern, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

verklungen war und dass auf grundlage dieses restes von stimmton, der in den andern sprachen sich gänzlich verlor, im griechischen das *ἀ*- sich neu erhob; so wäre dann auch das *ἀ*- von *ἀνήρ* und von *ἄμητος* (von *m-â-* § 5 n. 1) und wol auch das *ὀ*- von *ὀδούς* = aind. *dant-* (oben n. 2) zu fassen. Stammt *αὐλός* „blasinstrument, flöte", wie Curtius mit rücksicht auf aind. *vâṇá-* „blasinstrument, pfeife" annimmt, von unserer wurzel, so werden wir in diesem wort die volle wurzelform *av* anzuerkennen haben. Auch das *a*- in cymr. und corn. *avel*, arem. *auel* „aura ventus" (Windisch in Curtius grdz.[4] 390) muss als der ursprüngliche wurzelvocal angesehen werden.

Die stammform *v-â-* haben wir in folgenden formen. Aind. *v-â-ti* abaktr. *vâiti* „weht". Gr. *ἄημι ἄητον ἄηται ἄητο, ἀήμεναι ἀῆναι, ἀήμενος; αἰητός* „adler" (vgl. die anm. s. 28); das *η* ist hier überall urgriechisches *η*. Abulg. *vĕją vĕjati* „wehen", lit. *vėja-s* „wind". Got. *vaian* ags. *vâvan* ahd. *wâjan* mhd. *wæjen* „wehen". Aind. abaktr. *vâta-* m. gr. *ἀήτης* „wind", lit. *vėtyti* lett. *wêtít* „windigen, worfeln". Aind. *vâti-* m. abaktr. *vâiti-* f. gr. *ἄησι-ς* f. „wehen, wind". Aind. *vâtara- vâtala-* adj. „windig" subst. m. f. „wind", lit. *vėtra* f. „wind, wetter", abulg. *vĕtrŭ* m. „wind". Aind. *vâtula- vâtûla-* gr. *ἀήσυρος* „windig". Wahrscheinlich hierher auch aind. *vâra- vâla-* m. „schweifhaar, bes. rosshaar, schweif", ahd. *wâlâ* f. „wedel, fächer". Vgl. Fick I[3] 202, III[3] 279. Die oben schon genannten wörter aind. *vâṇá-* und gr. *αὐλός* „blasinstrument" erlauben es, auch *ἀηδών* (*ἀβηδών* bei Hesych) „nachtigal" heranzuziehen: der vogel wäre also nach seinem flötenden gesange genannt, seiner bildung nach vergliche sich das wort mit *πρ-η-δών* (§ 7 n. 9), *τεν-θρ-η-δών* (§ 9), *πεμ-φρ-η-δών, τερ-η-δών* u. a. Die herkömmliche zusammenstellung von *ἀηδών* mit *ἀείδω*

ἀοιδός ist meiner meinung nach l a u t g e s e t z l i c h nicht zu rechtfertigen, auch nicht, wenn man *ἀείδω* auf eine nasalierte wurzelform zurückführt. Dagegen bleibt die ableitung des wortes *ἀηδών* von w. *vad* „sprechen, rufen" (gr. *ὑδέω, ὕδης*) wol möglich. Vielleicht aber gehen diese „wurzel *vad*", das nomen *ἀηδών* und *ἀείδω ἀοιδός* a l l e z u s a m m e n, mit verschiedenen ableitungssuffixen, von wurzel *av* „wehen" aus.

Das *ai* des got. *vaia (vaívô)* fasse ich mit Holtzmann altd. gramm. I 1, 11 f. 39 als *aí* d. i. *ĕ*, und nehme an, dass *vĕa* aus **vêa* **vêja* hervorging; analog ist das *ai* von *saian* und *laian* zu beurtheilen, auf deren wurzel wir weiter unten näher einzugehen haben[1]). Wo in den germanischen dialekten die form *vâ-* auftritt, ist das *â* aus *ê* entstanden, wie auch sonst vielfach (z. b. in ahd. *spâti* gegenüber got. *spêds* § 3 n. 8) die germanischen *â* aus *ê* hervorgegangen sind (vgl.

1) Das mehrmalige *saijiþ* neben *saiiþ* (Leo Meyer s. 353, Bernhardt Vulf. einl. p. LII) ist *sĕjiþ* aus *sĕiþ*, vgl. kypr. *Ἐδαλιέϳι* = *Ἐδαλιέι*, *ἱερέϳιϳαν* = *ἱερέιαν* (stud. VII 222). Allerdings erscheint *j* éinmal auch bei folgendem *a*, in *saijands* Marc. IV 14, aber da dieses dicht neben *saijiþ* steht, so liegt der verdacht nahe, dass *j* hier nur vom schreiber eingeschleppt ist; andernfalls könnte man annehmen, dass in der sprache das zunächst in der combination *ei* entsprungene *j* auf andere formen übertragen worden sei, wie ja auch das *w* in ahd. *sâwan* (neben *sâjan*) u. dgl. (s. Holtzmann altd. gr. I 1, 328 f.) nicht lautlich entsprungen sein kann, sondern aus den pluralformen des starken praeteritum herübergekommen sein wird. — Wegen des übergangs von **sêjan* zu **sêan* im gotischen sei noch erwähnt, dass man denselben wahrscheinlich nicht als einen rein lautlichen aufzufassen hat, sondern — worauf mich eine briefliche mittheilung von prof. H. Paul führte — anzunehmen hat, dass das verhältniss von **sêja* zu **saisô* nach dem verhältniss von *têka* zu *taitôk* umgestaltet wurde, eine analogiebildung, die auch für *sita* und *liga* gegenüber den *ja*-praesentia der andern germanischen sprachen zu statuieren ist, indem nämlich das verhältniss *giba : gaf* zur folge hatte, dass man zu *sat* und *lag*, deren praesentia in älterer zeit **sitja* und **ligja* lauteten, neue praesensformen schuf.

Fick in Bezzenberger's beitr. II 204 f.), ein lautwandel, der auch für das elische (*φαίνᾶται Ϝϱάτϱα* u. s. w.) angenommen werden muss (vgl. § 7 n. 12). Somit erweist sich die stammform *v-ê-* als allgemein europäisch, und wie nun das kurze *e* der europ. sprachen in wörtern wie europ. *bherâ* „ich trage" = aind. *bhárâmi* schon in der indogerm. ursprache kein „reines *a*" mehr war (ich bezeichne es als a_1), so werden wir wol auch das *â* des uridg. *vâ-ti* als ein nach *ê* hin neigendes zu betrachten haben, welches wir demnach als $\hat{a}_1$ bezeichnen könnten. Vgl. das gemeineurop. *s-ê-* „säen" n. 4, *pl-ê-* „füllen" § 6 n. 7.

Zu *ἄημι* lautet die 3. pl. *ἄεισι*, das ptc. *ἄεις ἄεντος*, der optat. **ἀείην* (sicher zu erschliessen nach der analogie von *κιχείην βλείην* u. s. w.) nach dem für alle *ά*-bildungen geltenden gesetz, dass statt des langen vocals vor *-ντ* und vor dem *-ιην* des optativs die entsprechende kürze eintritt[1]). Ich vermute, dass diese verkürzung im griechischen rein lautlicher natur ist; wegen des optativs berufe ich mich auf *πλείων* und *πλεῖστος* aus uridg. *pr-â-i̯as-* und *pr-â-ista-* (§ 6 n. 7). Sichere entscheidung ist indessen wegen lat. *vent-u-s* und got. *vind-s* (d. i. urgerm. **vend-a-s*), denen sich lat. *rĕ-cent-* (n. 1) und wahrscheinlich auch der gemeineuropäische stamm *sent-* (lat. *sentîre* u. s. w., n. 4) zugesellt, nicht wol möglich. Diese formen lassen vermuten, dass gr. *ἄεντ-* nicht erst auf griechischem boden aus **ἀϜηντ-* entsprungen ist, wenigstens kann der gegenbeweis nicht erbracht werden, und wer will

1) Die form *ἔγνων* (3. plur.) im hymn. in Cerer. 111 sieht Curtius vb. I² 190 (vgl. Nauck bullet. de l'ac. imp. de St.-Pétersb. XXIV 347) vielleicht mit recht für eine fehlerhafte schreibung statt *ἔγνον* (d. i. **ἔγνοντ*) an. Vgl. unten § 11.

nun entscheiden, wie diese europ. participialformen sich zum arischen particip, z. b. aind. stark *vânt-* schwach *vât-*, verhalten? Ich meinerseits glaube mich hier vorläufig jedes urtheils enthalten zu müssen.

4. *s-â-* von *as* „werfen" (aind. *ásyati*). Lat. *sêvi, sêmen, sêmenti-s, Sêja*. Air. *síl* „same". Lit. *sė́ju sė́ti* „säen", *sėmũ* „same", *sė́ja* „saat", abulg. *sěją sějati* „säen", *na-sětŭ* „besät", *sěmę* „same". Got. *saía* (d. i. *sĕa* **sêa* **sêja*) *saísô* as. *sâjan sêhan* ags. *sâvan* ahd. *sâjan* mhd. *sæjen* „säen", got. *mana-sêþs* „menschensaat, welt", ahd. *sât* „saat", as. ahd. *sâmo* „same"; urgermanisch stand überall *ê* (bezieh. *ô*). Dieses *ê* ist zugleich gemeineuropäisch. Vgl. Fick I³ 789, III³ 312 und Bezzenberger's beitr. II 204 f.

Wenn lat. *saeclu-m* hierher gehört, wie jetzt meistens angenommen wird, so ist sein *ae* als graphische darstellung eines nach *á* hin neigenden *ê* anzusehen, wie in *scaena* = σκηνή. Dasselbe gilt von *Saeturnus* (C. I. L. I 48), dem namen des gottes der saaten (vgl. Preller röm. myth.² 409), für den später, ich weiss nicht auf welcher ratio beruhend, die form *Sâturnus* üblich ist[1]).

Das lat. praesens *sero* steht für **si-so* und weiterhin jedesfalls für **si-sê-mi* (vgl. gr. κί-χη-μι s. 26 anm. 1) wie *si-sto* für **si-stâ-mi* und wie gr. δίζομαι für δί-ζη-μαι und ἄω wahrscheinlich für ἄη-μι (vgl. s. 29).

Absonderlich ist das lat. ptc. *sătu-s* „gesät", statt dessen man **sêtu-s* (**saetu-s*) erwarten sollte, vgl. *quiêtu-s im-plêtu-s*.

---

1) Nicht unmöglich ist, dass *Sâturnus* durch eine annäherung von *Saeturnus* an das nachher zu besprechende partic. *sătus* entstand. Man könnte dann die griech. formen πλᾶθος und πλάθω vergleichen, über deren hervorgang aus πλῆθος und πλήθω unter einwirkung von πίμπλᾰμεν in § 6 n. 7 zu handeln sein wird. Irgend eine ideenassociation ist bei der entstehung von *Sâturnus* jedesfalls im spiel gewesen.

Dasselbe auffallende *ă* begegnet in *spătiu-m* neben *spê-s* (§ 3 n. 8), *cătu-s* neben *côs* (§ 4 n. 1), *mătula* (§ 5 n. 1), *lătrâre* (§ 5 n. 3), *nătâre* neben umbr. *snâto-* (§ 6 n. 13). Diese formen erinnern an aind. *çitá-* neben *çâtá-*, *ditá-* neben *dâtá-* gr. *δᾰτέομαι* neben *δῆμο-ς*, sowie an *sthitá- στᾰτό- stăto-*, *pitâ' πᾰτήρ păter*. Wie sie zu erklären sind, ob als speciell lateinische neubildungen nach dem muster von älteren formen wie *stătus* oder anders, lasse ich unentschieden. Jedesfalls kann durch diese, einer anderen bildungskategorie angehörigen formen die annahme eines uridg. *â*-suffixes nicht umgestürzt oder auch nur gefährdet werden.

Sollte gr. *ἵημι* mit unserem *sâ-* identisch sein, wie Leo Meyer in Bezzenberger's beitr. I 301 annimmt, so könnten zwar formen wie *ἥσω*, *ἧμα*, *μεθ-ήμων*, *ἧσι-ς* (in *ἡσι-επής* und *ἀν-ησι-δώρα*) an das europ. *sê-* ohne schwierigkeit angeknüpft werden, die sonst aber hervortretenden stammabstufungsverhältnisse (*ἵεμεν ἵεμαι* gegenüber *ἄημεν ἄημαι*, *κίχημεν*, *δίζημαι*) würden uns zu der annahme nötigen, dass das verbum, anfangs wie *κί-χη-μι* gehend, in die analogie von *τίθημι* hereingezogen worden sei. Man könnte dann das nach *ἵσταμαι* neu gebildete *ἵπταμαι* vergleichen.

Da das aind. *as* nicht nur die sinnliche bedeutung des werfens, der schnellen bewegung eines gegenstandes auf ein ziel hin hat, sondern in der zusammensetzung mit *abhi* auch „seine thätigkeit, seine aufmerksamkeit auf ein best. ziel richten, obliegen, betreiben, besorgen, studieren“ bedeutet, so möchte ich von unserem *sê-* auch das europ. *sent-* „eine richtung nehmen, seine gedanken worauf richten“ (vgl. Fick I³ 793 f. III³ 318) herleiten, welches vertreten ist durch lat. *sentîre* „seinen sinn auf etw. richten“, air. *sét* „weg“, got. *sinþs* („gang“) „mal“, as. *sîdh* „weg, richtung“, ahd. *sindôn* „gehen, reisen, trachten, verlangen“ und das nach

art der wurzelverba gebildete ahd. *sinnan* mhd. *sinnen sann* „richtung nehmen, gehen, reisen, seine gedanken worauf richten, sinnen, trachten“. Der stamm *sent-* wäre ein participium nach der weise von lat. *re-cent-*, *vent-u-s*, got. *vinds* (s. 26. 32).

Ob von derselben w. *as* auch *sâ-* „beendigen, erzielen, erlangen“ kommt? Vertreten ist dieses *sâ-* z. b. durch aind. *vy-ava-sâmi* (Mah.-Bhâr. III 16800, P. w. VII 885) *asât sâsyati sâtá-*, *sâti-*, *sâyá-*, *sấdhati sấdhas-*, lat. *sêru-s*, air. *sír* (vgl. Schleicher beitr. II 96, Bugge stud. IV 352; danach modificiert sich, was ich in Kuhn's z. XXIV 276 oben über *sâ* bemerkt habe).

5. *s-â-* von *as* „sein“ (aind. *ásti*). Der sicherste beleg für diese stammform ist das abaktr. *hât-* „seiend“. Dieses erscheint mehrfach (s. die stellen bei Justi) als schwache stammform neben *hat-*. Ich habe bereits stud. IX 333 f. darauf hingewiesen, dass es nicht möglich ist, *hât-* für ein direct von *as-* *s-* gebildetes particip zu nehmen. Die form kann nur verglichen werden mit den participien der verba, welche wie *yâmi* flectieren, vgl. z. b. das fem. *hâitî* mit *vâitî* von *vâ* „wehen“. Man muss also *hât-* notwendig auf ein *s-â-* beziehen. Hierher gehört ferner lat. *eram*, welches sich in **e-s-â-m* zerlegt und in dem *e* das augment bewahrt hat. Mit *erâs* vergleicht bereits Corssen (I² 596) das altepische ἔησθα (*X* 435. *π* 426. *ψ* 175, Hes. opp. 314)[1]), mit *erât* die form ἔην, welche bei Homer über 70mal (vgl. Hartel Hom. stud. I² 64 ff.) und bei Hesiod 7mal (Rzach dial. d. Hes. s. 456) vorkommt und für deren *ν* ich ebenso wie für das *ν* der 3. sg. ἦν — da ich hier an festgewachsenes *ν* ἐφελκυστικόν nicht

1) Noch genauer als ἔησθα würde zu *erâs* die form ἔης Theokr. 19, 8. passen. Sie ist aber zu unsicher überliefert.

glauben kann — keine andere erklärung weiss als dass man die 1. sg. zugleich auch als 3. sg. gebrauchte (eine ähnliche vicariatsbildung ist unser deutsches, seit der mhd. periode auftretendes *wir sind*, Weinhold Mhd. grammatik s. 336); die 4 mal bei Homer vorkommende 3. sg. ἤην, die man vergeblich durch abänderung der überlieferung aus der welt zu schaffen gesucht hat, muss als jüngere analogiebildung (wol nur der sängersprache, nicht der gewöhnlichen verkehrssprache) betrachtet werden, und zwar ist entweder anzunehmen, dass man, wie man neben ἔριζον auch ἤριζον, neben ἔσαν auch ἦσαν sprach, so zu ἔην ein ἤην nachbildete, oder dass man, wie Mangold stud. VI 178 und Rzach dial. d. Hes. 456 annehmen, mit dieser form die sogenannte zerdehnung nachahmte; im letzteren fall könnte ἤην natürlich nur in der sänger-, nicht in der volkssprache aufgekommen sein. Ferner scheint auf unser *sâ-* die imperativform ἤτω bei Hippokrates bezogen werden zu müssen, welche Curtius vb. I² 177 wenig plausibel aus *ἐάτω entstanden sein lässt. Weiter kommen in betracht die 3. pl. dor. ἐντί ion.-att. εἰσί, das dor. ptc. ἔντες und die messen. 3. pl. conj. med. ἦνται (vgl. Curtius vb. II 67). Diese formen können nämlich nicht unmittelbar zum wurzelverbum *ásmi* gehören, weil von diesem eine 3. pl. lautgesetzlich nur *(σ)αντι (vgl. ἔᾱσι d. i. *ἐσαντι mit ἐ nach analogie der starken formen) und ebenso das ptc. nur *(σ)αντ- (stark) *(σ)ατ- (schwach) lauten kann (*σατ- in dem dor. fem. ἔασσα = *σατ-ja mit ἐ nach analogie der starken formen, vgl. aind. *satí*), während bei ἦνται wegen des η schon von vorn herein jede möglichkeit einer regulären herleitung von *ásmi* ausgeschlossen ist. Man kann nun diese formen ohne alle schwierigkeiten auf ein *(σ)ῆ-μι beziehen: vgl. ἄ͂ϊσι, ἄεντες und eine als 3. pl. conj. med. nach analogie der von Curtius a. a. o. zusammengestellten

formen sehr wol denkbare form *ἄηνται (indic. *ā́entai). Man kann aber auch — und das macht es zweifelhaft, ob *s-â-* überhaupt vertreter im griechischen hat — sämmtliche oben genannten griech. formen mit einziger ausnahme von ἤτω als analogiebildungen nach der weise von τίθημι ansehen: vgl. ἐτίθησθα ἐτίθην, τίθεντι (τίθεισι), τιθέντες θέντες, *τίθηνται (vgl. act. προτίθηντι inschr. von Andan. z. 89). Drei bildungen von εἰμί müssen, wie wir bereits s. 6 zu erwähnen gelegenheit hatten, als neubildungen nach τίθημι gelten: ἐμέν, ἔμεναι und ἔμεν.

Neben *s-á-* erscheint ein *s-a-* im gr. ἐτεϜό-ς d. i. *σ-ε-τεϜο-ς (vgl. σχ-ε-τό-ς) und im aind. *s-a-tya-*. So glaube ich jetzt diese formen mit Osthoff auffassen zu müssen im gegensatz zu stud. IX 334. —

Von den fünf besprochenen *â*-stämmen dürfen als urindog. angesehen werden: *1 k¹ â-, 2 d â-, 3 v â-, 5 s â-* (?).

5.

Wir gehen zu den wurzeln über, welche aus *a* + nasal oder liquida bestehen. Es empfiehlt sich vorerst die in betracht kommenden fälle einfach zu verzeichnen und die rechtfertigung der annahme eines suffixes *á* in diesen fällen mit der besprechung der nächstfolgenden kategorie (*pr-â-* von *par* „füllen") zu verbinden.

1. *m-â-* von *am* „einsammeln, schöpfen, mähen" (aind. *ám-a-tra-* n. „schöpfgefäss", gr. ἄντλον dass., mhd. *âme ôme* „ohm"). Ahd. *mâjan* ags. *mâvan* „mähen", ahd. *mâdâri* m. „mäher", mhd. *mât mâdes* n. „das mähen". Dazu aller wahrscheinlichkeit nach gr. ἄ-μη-το-ς m. „ernte, herbst", ἀ-μη-τήρ „schnitter" und ἄ-μη f. „schaufel, rechen", wovon ἀμάω ἀμήσω (vgl. § 10). Ueber lat. *mătula* sieh § 4 n. 4.

Vgl. Curtius[4] 323, Fick I[3] 19. 706, Osthoff forsch. I 28 ff. Kuhn's z. XXIII 86, Joh. Schmidt ebend. s. 277.

2. *r-â-* von *ar* „reichen, erreichen, darreichen" (aind. *ṛṇâ'ti ṛṇóti* „erreicht, erlangt, reicht dar, gibt zurück", *artha-* m. „gewinn", gr. *ἄρνυμαι, ἆρος*). Aind. *râ'ti* „verleiht, gewährt", aor. 3. pl. med. *árâsata*, ptc. *râtá-*; *râti-* f. „verleihung, gunst, gnadenbezeugung", *á-râti-* f. „ungunst der verhältnisse, ungemach, leid", *rá-* (*rây-*) m. f. „gut, schatz, reichtum". Mit *râtá-* ist vielleicht identisch das got. *lêda-* in *un-lêda-* „arm" (vgl. Leo Meyer got. spr. s. 301). Lat. *rê-s* (*rêm rêbus*) halte ich trotz Corssen's abweichender ansicht I[2] 479 für dasselbe wort wie aind. *râ-s* (*râ'-m râ-bhyás*); wie das *y* von instr. *râ-y-â'* u. s. w. und wie die stammform *rayí-* (nom. *rayí-s*) neben *râ-* und *râ-y-* aufzufassen ist, ist unklar[1]). Erwägt man die sinnliche grundbedeutung von *ar*, die besonders klar noch im aind. *ṛṇâ'ti* hervortritt, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass hierher auch die lat. praeposition *rê-d* gehört.

Von *r-â-* ist mittels *dh* (vgl. *sâdh-* von *sâ-* § 4 n. 4, gr. *πλήθω* u. ähnl.) ein *râdh-* gebildet. Davon zunächst aind. *râ'dhati* abaktr. *râdhaiti* „gibt", aind. *râdhas-* abaktr. *râdaṅh-* n. „gabe". Da das aind. *râdh* auch „gelingen haben, den zweck erreichen; günstig sein, sich für jem. interessieren" bedeutet, so verbindet man damit wol richtig apers. *râdiy* „wegen", abulg. *radŭ* „willig, gern, freudig", wovon *raditi* „auf etwas bedacht sein, sorgen für etwas", got. *ga-rêdan*

---

1) Vielleicht ist *râ-* zunächst wie ein consonantischer stamm flectiert worden: instr. **râ-â'* loc. **râ-í* u. s. w. Es könnte dann zuerst im loc. sich *y* eingestellt haben, wie in *yâ-y-in- snâ-y-in- mlâ-y-in-* (vgl. § 2 n. 1), und dann auf die andern casus übergegangen sein.

-rairôþ „auf etw. bedacht sein, sich befleissigen", *ur-rêdan* „urtheilen, bestimmen", as. *râdan* „raten, helfen, ins werk setzen, besorgen". Vgl. Fick I³ 191.

3. *r-â-* von *ar* „tönen" (aind. *âryate* „preist", gr. *ἀρά* „gebet, fluch"). Aind. *rá-ya-ti* „bellt". Lat. *lâ-mentu-m?* Lit. *lóju lóti* lett. *láju lát* abulg. *laja̧ lajati* „bellen, schimpfen", abulg. *lajĭ* m. „vituperatio". Got. *laía* (für **lêja*) *lailô* „schmähen". Miklosich „Ueber den urspr. der worte von der form aslov. *trêt* und *trat*" 1878 s. 20. 40 verbindet damit auch abulg. *ra-rŭ* „sonitus". Ueber lat. *lătrâre* § 4 n. 4. Vgl. Fick I³ 22. 187. II³ 646. III³ 259 [1]).

4. *r-â-* von *ar* „rudern" (aind. *aritar-* „ruderer"). Anord. *rôa* ags. *rôvan* mhd. *rüejen* „rudern", anord. *rôdhr* gen. *rôdhrar* „das rudern", ahd. *ruodar* „ruder". Vgl. Joh. Schmidt voc. II 455. —

2râ- und *3râ-* dürfen als uridg. gelten.

6.

Die umfangreichste kategorie bilden die fälle wie *pr-â-* von *par* „füllen". Wir zerlegen dieselben in drei gruppen, je nachdem die *â*-form 1) urindogermanisch ist, 2) zwar nicht der idg. urzeit zugeschrieben werden darf, aber doch in mehr als éiner sprache auftritt, 3) auf eine einzelsprache beschränkt ist. Wir stellen zunächst die fälle 1) und 2) zusammen, lassen darauf die nähere begründung für unsere auffassung von *prâ* als *pr-â-* folgen, wobei zugleich die in

---

1) Das bei Fick als echt litauisch aufgeführte *lojóju lojóti* „anbellen, schmähen, schimpfen" hält Brückner Lituslav. stud. I 104 für entlehnt aus poln. *łajać*.

§ 5 behandelten fälle zur sprache kommen werden, und schliessen dann die besprechung der kategorie 3) an.

Die erste gruppe ist vertreten durch folgende dreizehn fälle:

1. *k¹r-â-* von *k¹ar* „mengen, mischen, kochen" (aind. *çṛtá-* und *çīrtá-* „gekocht", *çáras-* n. *çara-* m. „haut auf gekochter milch, rahm" vgl. P. w. *2çar*, gr. *κεράω κεράννυμι, κέραμος*). Ved. *çrâtá-* „gekocht", nachved. *çrâ'-ti çrâ'-ya-ti* ptc. *çrâṇa-; çrâṇâ-* f. „reisbrei", gr. 2. sg. imper. *ἐγ-κίκρᾱ* (Sophron fr. 2) von einem *-κίκρᾱμι*, wozu eine in die analogie der verba auf *άω* übergetretene 3. sg. *κιγκρᾷ* bei Hesych (vgl. Ahrens dor. p. 346), att. dor. *κέκρᾱ-μαι ἐκράϑην, κρᾶσις, κρᾱτήρ*, ion. *ἔκρησα κέκρημαι, κρητήρ*. Vgl. P. w. *2çrî*, Curtius[4] 147, Siegismund stud. V 201, Joh. Schmidt voc. II 254, Vaniček 138 f. Aus dem lateinischen gehört vermutlich hierher *crêta* „kreide, siegelerde, thonerde", u. a. auch zur herstellung irdener geschirre benutzt, vgl. gr. *κέραμος* „töpferthon, töpfererde".

Das aind. causat. *çrapáyati* und die ihm gleichkommenden bildungen *glapáyati* neben *gl-â-* (n. 3), *jñapáyati* neben *jñ-â-* (n. 9) und *snapáyati snápana-* neben *sn-â-* (n. 13) verhalten sich zu den bildungen wie *dr-â-páya-ti* (n. 5) offenbar ebenso wie gr. *σχ-έ-ϑω* zu *πλ-ή-ϑω, πλ-έ-ϑρον* zu *πλ-ῆ-ϑρον* (*εἶδος μέτρον* Hesych), *σχ-έ-σις* zu *σχ-ῆ-σις* (§ 3 n. 7). Die causativa wie aind. *çrapáyati* haben im europäischen in lat. *clepo* got. *hlifa* gr. *κλέπτω* ihr analogon, falls diese „wurzel" *klap*, wie Curtius grdz.[4] 62 annimmt, von der wurzel des lat. *oc-culo* und *clam* und ahd. *hëlan* herkommt.

2. *g²r-â-* von *g²ar* „wecken" (aind. *jấgarti*, gr. *ἐγείρω*). Abaktr. *fra-ghrâ-ta-* „aufgewacht". Gr. *ἐγρή-σσω* „wache", vergleicht sich seiner bildung nach mit *πτή-σσω πτώ-σσω* und *πρᾱ́-σσω* (vgl. § 3 n. 2). Die stammform *ἐγρη-*

muss auch bei der bildung des perfects *ἐγρήγορα* vorgeschwebt haben. Wie wir z. b. neben *σχ-η- σχ-ε-* haben, so steht neben *ἐγρ-η- ἐγρ-ε-*: *ἔγρ-ε-το, ἐγρε-μάχη, ἀν-έγρε-το-ς*; das letzte wort verhält sich zu *ἐγερτί ἐγερτικός* genau ebenso wie *σχ-ε-τό-ς* zu *ἑκ-τό-ς ἑκτικός* (es liegt also keine metathesis vor, wie Joh. Schmidt Kuhn's z. XXIII 280 annimmt). Wegen der zwei (von Benfey or. u. occ. III 200 besprochenen) aind. formen *jâgr-a-ta* (2. pl. imperat.) und *jâgr-a-mâṇa-* von einem *jâgr-a-ti* (schol. Pâṇ. VI 1, 189) könnte man geneigt sein dem gr. stamm *ἐγρ-ε-* ein sehr hohes alter zuzuschreiben, indessen beruht *jâgr-a-ti* doch wahrscheinlich auf einem speciell indischen übertritt von *jâgarti* in die analogie der *a*-conjugation (vgl. Benfey a. a. o. und verf. in Bezzenberger's beitr. II 251 anm. 1).

3. *g²r-â-* von *g²ar* „fallen lassen" (aind. *galati*, gr. *βέλος, βολή, βάλλω*). Aind. *glâ-ti glâ-ya-ti*, pf. *jaglau jaglâtha* fut. *glâsyati* aor. *aglâsît* ptc. *glânâ-* „sich erschöpft fühlen, von kräften kommen, abnehmen, schwinden", caus. „erschöpfen, mitnehmen, jem. zusetzen; in verfall kommen lassen", *glâni-* f. „verdrossenheit, entmutigung, erschöpfung, erschlaffung; abnahme" (vgl. *gal* in der bedeutung „wegfallen, verschwinden", caus. „flüssig machen, auflösen, schmelzen"). Gr. *ἔβλην ἔβλητο βλείην βλεῖο βλῆσθαι βλήμενος, βέβλημαι, ἐβλήθην, βλητό-ς, βλῆμα, βλήδην προβλής ῆτος*; das *η* ist urgriechisch.

4. *tr-â-* von *tar* „durchdringen, eindringen; übersetzen, zu etwas gelangen" (aind. *tarati*, lat. *tero*). Was von den schösslingen dieser weitverbreiteten w. hierher gehört, zerlegt sich mit rücksicht auf die bedeutung in mehrere gruppen.

Gr. *τίτρημι* (*τιτράω*) „zerreibe, durchbohre", *τετρημένο-ς, τρητό-ς, τρῆσις, τρῆμα.* Ags. *thrâvan threóv* ahd. *drâjan*

drâen mhd. *dræjen drâte* „drehen“. Vgl. Joh. Schmidt voc. II 320. 455. Dazu nach Miklosich „Worte von der form *trêt* und *trat*“ s. 6. 14 abulg. *tlěti* „corrumpi, eig. etwa conteri“. — Gr. *τρώω, τιτρώσκω, ἐξέτρω· ἐξεβλάβη, ἐξεκόπη ἢ κύησις* (vgl. Curtius vb. I² 190), *τρωτός*; diese formen vergleichen sich mit *ζώω, ψώω, γιγνώσκω ἔγνων γνωτός*, sie wurden trotz *τρύω* und *τραῦμα* (vgl. abulg. *tryją, trovą*, von einem *tru-*) sicher als in der *a*-reihe stehend von den Griechen empfunden, man vergleiche den analogen fall *πλώω ἔπλων* von *pl-â-* neben *πλέω* von *plu-* unten n. 7, ferner *dru-* neben *dr-â-* n. 5, *snu-* neben *sn-â-* n. 13, *stru-* neben *str-â-* § 7 n. 14, gr. *θρῦλος* neben *θρη-* § 9. — Got. *þrôþjan* „üben“, slav. *tratiti* „absumere, consumere, destruere“, lit. *trótyti* „durchbringen, verderben, verwahrlosen“ (*trótyti* ist nach Brückner Litusl. stud. I 147 ein lehnwort) gehen von einem participialstamm *trâ-ta-* aus. Die bedeutung des got. wortes erinnert an den metaphorischen gebrauch des lat. *trîtu-s* [1]) für „geübt“. Vgl. Fick I³ 90, Joh. Schmidt voc. II 121, Miklosich a. a. o. s. 20.

Vedisch *trâ'-sva trâ'-dhvam* nachved. *trâ'ti trâ'yati* fut. *trâsyate* ptc. *trâta- trâṇa-* „rettet, behütet, beschützt“, *trâṇa-* n. „schutz, hilfe“, ved. *trâtár-* „beschützer“, *trâ'man-* n. „schutz“; vgl. *tar* in der bedeut. „hinüberbringen, durchbringen, retten“. Mit diesem arischen *trâ-* gehört abulg. *trają trajati* „durare, ἀκμάζειν“ zusammen. Vgl. P. w. *trâ*, Fick I³ 92, Joh. Schmidt voc. II 121, Miklosich a. a. o. s. 20.

---

1) *trîtu-s* ist wie von einem praesens **trio* gebildet. Zu der annahme, dass es rein lautlich aus **trêtu-s* (vgl. *cr-ê-tu-s spr-ê-tu-s* unten) entstanden sei, sind wir nicht berechtigt.

Zur selben w. endlich lat. *in-trâre ex-trâre* und *trâmes* (vgl. Curtius[4] 221). Ob *in-tro* für **-trâ-mi* oder für **-trâ-jo* steht, ist nicht zu entscheiden.

Die schwache wurzelform *tr-* ist ausser in *tr-â-* noch mehrfach vertreten. Ich erwähnte bereits gr. *τρύω* und abulg. *tryją trovą*. Andere beispiele sind gr. *τετρ-αίνω* „zerreibe" und lit. *tr-ìnti* „reiben, feilen".

5. *dr-â-* „laufen" von *dar* „platzen, auseinanderstieben" (Fick I[3] 112). Aind. *drâti* „läuft", caus. *drâpáyati*, intens. *daridrâ'ti*, ptc. *vi-drâṇa-* „davongelaufen". Gr. *ἔδρᾱν δρᾱ́σομαι διδρᾱ́σκω; δρᾱ́πων δρᾱπέτης* „entlaufener sklave, ausreisser" vergleicht Curtius[4] 237 mit dem aind. causativum. Neben *dr-â-* in gleicher bedeutung *dru-* (aind. *dravati*) und *dram-* (aind. *dramati* gr. *ἔδραμον δέδρομα*).

6. *ḍr-â-* von *dar* „schlafen" (gr. *δαρθάνω*, lat. *dormio*). Aind. *drâti drâyati* „schläft", *ni-drâ-* f. „schlaf". Abulg. *drěmati* „dormitare" russ. *dremati*. Vgl. Joh. Schmidt voc. II 72, Miklosich a. a. o. s. 4. 40. Da das *m* des abulg. wortes doch wol dasselbe ist wie das des lat. *dormio* und ausserdem auch das ahd. *troum* in betracht kommt, so halte ich die unmittelbare zusammengehörigkeit von *drěmati* und ar. *drâ-* nicht für ganz sicher.

7. *pr-â-* von *par* „füllen" (aind. *piparti*). Ved. 2. sg. imper. *prâ'si* „fülle", aor. 3. sg. *áprâs*, pf. *paprâ' paprâ'tha*, ptc. *prâtá-*, nachved. ptc. *prâṇa-*; *prâti-* f. „füllung, spanne des ausgestreckten daumens und zeigefingers"; abaktr. *frêna-* n. „menge", zendp. gl. *frâti-sh* nom. sg. „füllung" (Fick I[3] 365). Gr. *ἐπλήμην πλῆτο πλῆντο πλήμενος, πλήσω, ἔπλησα, πέπληνται* (Hippokr.) *διεπέπληντο* (Lys.); sigmatisierend *πέπλησμαι, ἐπλήσθην, ἄ-πληστο-ς, πλῆσμα* (vgl. unten § 11); *πλῆσι-, πλήμη, πλήρης πληρότης*

πληρόω; πλήθω πλῆθος πληθύς. Lat. *explênunt, expleo -plêvi -plêtu-s, plênu-s, explêtio, com-plêmentu-m, plêru-s, plêbes.* Air. *lín* „numerus, pars", *línmaire* „plenitudo", *folínfea* „supplebit" (Windisch bei Curtius[4] 277). Ein uridg. compar. *prâ-i̯as-* und ein superl. *prá-ista-* ergeben sich aus aind. *prá-yas* (vgl. Joh. Schmidt voc. II 239), abaktr. *frâyâo, fraêsta-*, gr. πλείων, πλεῖστος (ει = ηι wie in βλείην von ἔβλην oben s. 32), lat. *pleores*, air. *lía* = **plêa* „mehr", anord. *fleiri, flêstr.* Vgl. Fick I[3] 139 f.

Die form πλη- ist vielfach als dorisch und aeolisch bezeugt, die Boeoter sprachen πλει- (πλεῖθος), vgl. die belege bei Joh. Schmidt voc. II 321 f. und Schrader stud. X 316. Das η ist daher trotz πλᾶθος auf der lesb. inschr. C. I. n. 41, der kret. inschr. C. I. n. 3048 z. 21 und bei Hesychius und πλάθουσι bei Aeschyl. Choeph. 589 als urgriechisch anzusehen. Wir brauchen diese formen mit ᾱ nicht für hyperaeolismen und hyperdorismen zu halten (Ahrens II 131. 507), und am wenigsten kann ich Helbig beistimmen, der (dial. Cret., programm von Plauen 1873, s. 29) das πλᾶθος auf der kretischen inschrift geradezu in πλῆθος corrigieren will. Sie erklären sich vielmehr folgendermaassen. Die schwache stammform πι(μ)πλᾰ- [1]) z. b. in πίμπλᾰμεν entspricht genau dem aind. *pipr̥-* z. b. in *pipr̥más*, indem das λᾰ vertreter des ursprachlichen *r*-vocals ist (vgl. τέτλᾰμεν § 8 n. 7). Nach der analogie des aind. *píparmi* sollte nun der singular zu -πίπλᾰμεν eigentlich *-πίπελμι lauten. Dafür trat -πίπλημι ein, offenbar unter dem einfluss der schwachen stammform, in welcher die liquida der als wurzelvocal fungierenden

1) Das μ in der reduplicationssilbe ist meiner ansicht nach ebenso wie dasjenige von πίμπρημι und κίγκρᾱμι nach der analogie der intensivformen wie κίγκλος κιγκλίζω παμφαίνω γαγγαλίζω eingedrungen.

svarabhakti ᾰ vorherging. Dass das πλη- von -πίπλημι für das sprachgefühl des Griechen dasselbe war wie das von ἐπλήμην u. s. f., zeigt deutlich der imper. ἐμ-πίπληθι Φ 311. Man hatte also dicht neben einander ein πλη- mit urgriech. ê und ein scheinbar mit ἵστᾰμεν auf éiner linie stehendes -πίπλᾰμεν. Diese doppelheit hatte unsicherheit des sprachgefühls hinsichtlich der qualität des „wurzelvocals" zur folge, und so ist es nicht zu verwundern, wenn als ptc. praes. act. bei Hippokr. und Hesiod (theog. 880) πιμπλείς (denn an letzterer stelle ist aller wahrscheinlichkeit nach πιμπλεῖσαι, nicht πιμπλεῦσαι zu lesen, vgl. Rzach dial. d. Hes. 451), dagegen im attischen πιμπλᾱ́ς, und als neubildung nach analogie der verba contracta zugleich ἐμπιπλέω (ion.) und ἐμπιπλάω (Plutarch, Dio Cass.) auftreten, und wenn Dorier und Aeolier gelegentlich statt πλῆθος ein πλᾶθος producierten. Ist demnach die stammform πλη- sicher urgriechisch, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass *plê-* überhaupt schon gemeineurop. war (air. *lán* ist eine einzelsprachliche metathesis). Wir dürfen daher ein uridg. *prá$_1$*- aufstellen, wie wir auch s. 32 schon ein uridg. *vâ$_1$*- „wehen" ansetzten.

Dem *plá$_1$*- steht ein *plâ$_2$*- gegenüber, an das sich besonders die bedeutung „schwellen, überfliessen, fliessen" anknüpft (vgl. gr. πεπλῆσθαι schwanger sein, πλῆσμα „same", πλήμη πλήσμη πλήμμυρα „flut, wogenschwall"). Anord. *flôa flôdka* „fliessen von etw.", ags. *flôvan* „fliessen", got. *flôdu-s* ahd. *fluot* „flut" (vgl. auch md. *vlât* [daher mhd. *vlætic* „sauber"] f. „sauberkeit" eig. „das gewaschensein", nach O. Schade; von einer urgerm. stammform **flê-*). Gr. πλώω, ἔπλων, ἐπι-πλώσας, πλωτός, πλωτήρ, ἐπι-πλώς (Z 291, eine bildung wie ἀγχι-βλώς „eben gekommen" neben ἔβλω „er kam", ἀ-πτώς u. s. w. oben s. 17. 41). Lat. *plôrâre* von einem **plô-ro-* oder **plô-s *plô-r-is* (vgl. *flô-s* § 7 n. 10).

Der enge zusammenhang der griech. wörter mit den germanischen und dem lat. *plôrâre* wird besonders deutlich durch das homerische *δάκρυ πλώειν* (τ 122), wo *πλώειν* die bedeutung von *χέειν, λείβειν, κατείβειν* hat (man erklärt dieses *δάκρυ πλώειν* durch „*δακρύων πλοῦν πλώειν,* die thränenflut beschiffen, eine thränenfahrt machen" (!), so z. b. Düntzer u. Ameis). Zu demselben *plâ₂-* gehört nach Fick III³ 180 air. *lár* (= **plâra-*) „estrich, flur", anord. *flôrr* m. „steinfussboden", ags. *flôr* m. f. „estrich", mhd. *vluor* m. „flur"; Fick bemerkt dazu: „Von *flô* füllen = aufschütten, vgl. lit. *pylima̧ pilti* „einen damm aufschütten".

Das der bedeutung nach mit *plâ₂-* eng zusammengehörige *plu-* (*πλυτός πλέω* u. s. w.) vergleicht sich mit *tru-* neben *tr-â-* u. s. w. oben n. 4 s. 42.

8. *bhr-â-* von *bhar* „tragen, erhalten" (aind. *bhárati*). Dieser stamm liegt sehr wahrscheinlich vor in dem wort für bruder, eig. „erhalter der schwester": aind. *bhrā́tar-,* gr. *φρά̄τηρ* (vgl. stud. IX 398), lat. *frâter,* air. *bráthir,* got. *brôþar,* lit. *broterė́lis,* abulg. *bratrŭ.* — Aus welcher wurzel ging das wort *mā́-tar-* „mutter" hervor?

9. *g¹n-â-* von *g¹an* „erkennen" (abaktr. 3. pl. *avazanān,* air. *ad-gén-sa* „cognovi", got. *kann kunnan*). Aind. fut. *jñâsyati* opt. *jñâyât* ptc. *jñâta-* „kennen", *pra-jñâti-* f. „erkennen", *jñâtár-* „kenner", *jñâna-* n. „erkennen", abaktr. *zhnôista* „der am besten kennende", *zhnâtar-* „erkenner, wisser". Gr. *γιγνώσκω ἔγνων γνώσομαι, γνωτός, γνῶσις, γνῶμα γνώμη, γνωρίζω,* sigmatisierend *ἔγνωσμαι ἐγνώσθην γνωστός γνωστήρ.* Lat. *gnôsco nôsco nôvi nôtus nôtio nôtor, gnâru-s ignôro.* Air. *gnáth* „solitus". Ahd. *knâan* „kennen", *ur-chnât* (*i*-st.) „agnitio". Abulg. *znaja̧ znati, po-znatĭ, znamȩ.* Vgl. Fick I³ 68.

Wie sich aeol. *γνοέω*, att. *ἀμφι-γνοέω*, das auffallender weise ohne *γ* im anlaut auftretende *νόο-ς* (vgl. Curtius[4] 178) und lat. *nŏta agnĭtu-s* zur stammform *gnô-* verhalten, ist nicht recht klar. Vielleicht kommen diese wörter von einer anderen w. und sind erst, wie *cognômen*, durch volksetymologische anlehnung an *gnô-* zu ihrem *g* gekommen.

10. *g'n-â-* von *g'an* „erzeugen" (aind. *jájanti*). Aind. *jñâtí-* m. „naher blutsverwandter" (von geschwistern, kindern), *jñâ-s-* m. dasselbe; gr. *κασί-γνητο-ς*, *γνήσιος* „echt" (das *η* ist urgriechisch, vgl. Schrader stud. X 314); lat. *nâtu-s, nâtio, nâscor;* agall. *gnâto-s* „sohn"; got. *knôdi-* ahd. *chnôt chnuat* f. „geschlecht", ags. *cnôsl* ahd. *cnôsal cnuosal* n. „geschlecht, stamm". Joh. Schmidt Kuhn's z. XXIII 278 erklärt sich mit recht gegen die annahme des P. w., dass *jñâtí-* zu *jñâ* „kennen" gehöre und eigentlich „bekannter" bedeute. Allerdings scheint zu gunsten dieser ableitung das homer. *γνωτός* „blutsverwandter, bruder" zu sprechen, welches man zu *γιγνώσκω* stellt, aber ich glaube, auch dieses wort muss trotz seines *ω* der bedeutung wegen zu *g'an* „erzeugen" gezogen werden; *γνω-* und *γνη-* neben einander können nach dem oben dagewesenen nicht auffallen, *γνωτό-ς* verhält sich zu lat. *nâtu-s* etwa wie *στρωτό-ς* zu *strâtu-s* (§ 7 n. 14). Die schwache stammform *g'n-* liegt zugleich vor in den schon s. 13 berührten formen gr. *γί-γν-ο-μαι* lat. *gi-gn-o,* sowie in lat. *bi-gn-u-s privi-gn-u-s,* deren stamm *-gn-o-* mit dem stamm *-gen-o-* in *oini-geno-s* und ähnlichen (vgl. Corssen krit. nachtr. 123, ausspr. II[2] 577) ebenso wenig identisch ist wie gr. *ἔπλετο* mit *ἐπέλετο, ἔπτετο* mit *ἐπέτετο, ἔσχον* mit *εἶχον* d. i. **ἔσεχον* (vgl. s. 12 ff.).

11. *mn-â-* von *man* „meinen, denken" (aind. *mányate).* Aind. *â-mnâ* „erwähnen" aor. *â-mnâ-sisham,* pass.

â-mnâ-yáte, ptc. *â-mnâ-ta-*, gr. *μιμνήσκω μνήσω μέμνημαι μνητός, μνησι-κακέω, μνῆμα*, sigmatisierend *ἄ-μνηστος;* urgriechisch *ᾱ*.

12. *sn-â-* „binden, nähen" von einer w. *san.* Aind. *snâ-van-* n. *snâ-yu-* f. n. „band, sehne", abaktr. *çnâvare* n. „sehne", *çnâ-vya-* „aus sehnen bestehend" (*gava-çna-* m. „sehne, darm eines rinds" aus einem fem. **çnâ-* entstanden?). Gr. *ἐύ-ννητο-ς, νῆτρο-ν, νῆμα, νήθω; νέω* aus einem **νῆμι*, das nur durch grammatikerüberlieferung bekannte *ἔ-ννη* „nebat" ist wahrscheinlich noch = **a-snâ-t*, fut. *νήσω*. Lat. *neo nêvi nêtu-m, nêmen.* Air. *snáthe* „faden", *snáthat* „nadel". Got. *nêþla* „ῥαφίς", ahd. *nâdala*, ahd. *nâan* (urgermanisch überall *ê*). Vgl. Fick I³ 457. 799. 828. Curtius⁴ 316. Dass *snâ-* bereits der idg. ursprache angehörte, darf nicht bezweifelt werden, ich kann daher Joh. Schmidt nicht beistimmen, der Kuhn's z. XXIII 276 annimmt, das ahd. *senwa* repräsentiere noch die stammform **sanva-* (**sanvan-*), aus der aind. *snâvan-* durch die mittelstufe **sanava-* (**sanavan-*) hervorgegangen sei, und bilde gewissermaassen überhaupt noch die vorstufe für alle formationen von der stammform *snâ-;* vgl. unten § 8. Wie das ahd. *senwa* zu beurtheilen ist, ist eine schwierige frage; vielleicht bestanden von jeher zwei formen mit *-va- -van-* neben einander, eine von *san-* (*sanva-*), die andere von *sn-â-* (*snâva-*), vgl. z. b. *ar-dh* neben *r-â-dh* (§ 5 n. 2), *pr̥-ná-* aind. *pûrṇá-* neben *pr-â-ná-* aind. *prâṇá-* (n. 7). Dass aind. *snasâ-* f. „band, sehne" ebenfalls zu unserer w. gehört, liegt am tage, wie es aber zu zerlegen ist, ist unklar. Ebenso ist das doch wol auch hierher zu stellende abulg. *snopŭ* m. „δέσμη fasciculus, ἐπίδεσμος ligatura", dessen *p* an die causativa erinnert, wegen seiner isoliertheit nicht sicher zu analysieren: etwa von **snepa* wie lat. *cl-e-po* (s. 40)?

13. *sn-â-* „waschen, baden, schwimmen" von einer w. **san.* Aind. *snâti snâyati* „wäscht sich, badet", ptc. *snâta-, snâ'tva-* „zum baden einladend", *snâna-* n. „baden, bad, waschung", *snâ-y-in-* „sich badend", abaktr. *çnâthra-* n. „waschung", 3. pl. opt. *fra-çnâdhayen* von einem mit *r-â-dh* (§ 5 n. 2) zu vergleichenden *snâdh.* Gr. *νᾶμα, νᾱρός νηρός Νηρεύς, νήχω.* Lat. *nâre,* umbr. *snâto-* „benetzt". Vgl. Curtius[4] 319, Fick I[3] 250.

Mit dem aind. causat. *snapáyati* (vgl. n. 1) hängt offenbar *snápana-* adj. „zum baden dienend" subst. n. „das baden" und weiterhin vielleicht lat. *Neptûnu-s* zusammen. Vgl. Corssen I[2] 434 und Curtius[4] 295.

Ueber lat. *nătâre* vgl. § 4 n. 4.

Neben *sn-â-* steht ein *snu-:* aind. *snutá-* „tröpfelnd", *snauti* „fliesst", gr. *νέω ἔ-ννεον* aeol. *ναύω* „fliesse".

7.

Die zweite gruppe, bestehend aus den *â*-bildungen, die zwar nicht als uridg. angesehen werden dürfen, aber doch nicht bloss auf eine einzelsprache beschränkt sind, enthält fünfzehn fälle:

1. *k²l-â-* von *k²ar* „rufen, hallen" (aind. *cakarti*). Gr. *κικλήσκω κέκληκα κέκλημαι ἐκλήθην κλητό-ς, κλῆσι-ς, κλητήρ, ὁμο-κλή* (vgl. *χρ-ή* s. 64); das *η* ist urgriechisch (vgl. Schrader stud. X 315). Lat. *clâmor, clâmâre.* Ags. *hlôvan hleóv* ahd. *hlôjan* mhd. *lüejen luote.* Vgl. Joh. Schmidt voc. II 327. 354. 455. Die schwache stammform *κλ-* auch in gr. *ἐ-κέ-κλ-ε-το κε-κλ-ό-μενο-ς,* wozu bei späteren dichtern auch ein praesens *κέκλομαι* (vgl. Curtius vb. I[2] 28).

2. *k²l-â-* von *k²ar* „schlagen, brechen" (lat. *percello,* abulg. *kolją*). Gr. ptc. *ἀπο-κλᾱ́ς* Anakr. fr. 17; *κλῆμα*

κλών -νός „zweig, schössling", *κλῶναξ κλωνίον* „kleiner zweig, schössling", wol auch *κλῆρο-ς* dor. *κλᾶρο-ς* „loos". Lat. *clâdes, clâva.* Vgl. Fick I³ 528.

3. *k²r-â-* von *k²ar* „machen" (aind. *karóti*). Gr. *ναύ-κρᾱρο-ς* „erbauer eines schiffes" nach G. Meyer stud. VII 178. Die homer. formen *κραιαίνω* aor. *ἐκρήηνα* pf. *κεκράανται* galten früherhin allgemein für zerdehnt aus den entsprechenden formen von *κραίνω*. Dass in der gewöhnlichen verkehrssprache solche zerdehnungen vorgekommen seien, ist völlig unglaublich, dass die homerischen sänger sie sich erlaubt haben sollten, wenig wahrscheinlich. Wir werden daher wol anzunehmen haben, dass in der ersten silbe jener drei formen unser *kr-â-* steckt, dass das praesens eigentlich **κρᾱαίνω* oder **κρηαίνω*, demgemäss alle drei formen entweder **κρᾱαίνω *ἐκρᾱ́ηνα κεκρᾱ́ανται* oder **κρηαίνω ἐκρήηνα *κεκρήανται* lauteten, und dass erst falsche grammatische speculation den „distrahierten" formen das dasein gab. Wie die form **κρᾱαίνω *κρηαίνω* weiter zu analysieren ist, lässt sich nicht entscheiden. Wenn, wie Curtius⁴ 154 lehrt, auch *κρείων κρέων* „herrscher" unserer w. entstammt, so ist es auf **κρη-ιων* zurückzuführen, vgl. *πλείων* von *πλη-*. Lat. *crê-sco crêvi crêtu-m, incrêmentu-m, crĕâre* (zunächst für **crêâre*), vielleicht auch *crêber.*

4. *g²r-â-* von *g²ar* „rufen, gellen, krähen" (gr. *γῆρυς*). Ags. *crâvan creóv* ahd. *krâjan chrâan* mhd. *kræjen krâte* „krähen", ags. *han-crêd* ahd. *hana-crât hana-chrât* mhd. *hane-krât* „krähen des hahnes, zeit dieses krähens". Abulg. *grają grajati* lit. *gróju gróti* „krächzen". Vgl. Fick I³ 72. 565 III³ 43, Joh. Schmidt voc. II 456.

5. *gh¹r-â-* von *gh¹ar* „grünen, wachsen" (abaktr. *zaremaya-* „grün", lit. *żeliù* „grüne, wachse"). Gr. *χλω-ρό-ς*

„grünlich, gelblich"; daneben *χλόη χλοερός* mit verkürztem *ω* wie in *ζόη ζόειν* § 2 n. 5. Lat. *grâ-men.* Anord. *grôa* ags. *grôvan* ahd. *gruojan* mhd. *grüejen* „wachsen, grünen", as. *grôni* ahd. *gruoni* „grün", mhd. *gruot* f. „grünsein". Vgl. Curtius⁴ 202, Joh. Schmidt voc. II 350. 455.

6. *gh²r-â-* von *gh²ar* „glühen, wärmen" (aind. *jigharti, gharma-*). Anord. *glôa* ags. *glôvan* ahd. *gluoan* mhd. *glüejen* „glühen", anord. *glôdh* ags. *glêd* ahd. *gluot* f. „glut". Abulg. *grěją grěti* und *grějati* russ. *grětĭ* „wärmen". Vgl. Joh. Schmidt voc. II 72. 456, Miklosich „Urspr. d. worte v. d. form asl. *trêt* und *trat*" s. 4.

7. *tl-â-* von *tal* „aufheben, tragen" (aind. *talam.* n. „fläche, boden", gr. *ἀνα-τέλλω*). Gr. *ἔτλην τλῆθι τλαίην τλᾱ́ς, τλήσομαι, τετληώς, τλητός, τλη-πάθεια, Τλη-πόλεμος, τλῆσις, τλήμων.* Lat. *lâtu-s* f. **tlâ-tu-s.* — Die gr. schwache perfectform *τετλᾰ-* in *τέτλᾰμεν* u. s. w. ist meines erachtens nicht gegen die regel, nach der analogie von *ἕστᾰμεν* aus *τετλᾱ-* verkürzt (Joh. Schmidt voc. II 320, Kuhn's z. XXIII 282), sondern ist eine uralte schwache perfectform, zu der der singular **τέτολα* lauten müsste. Ganz dasselbe verhältniss haben wir im altindischen zwischen *paprấ paprấtha* und *paprmá paprús* von *par* „füllen" (vgl. § 6 n. 7), letztere formen gehören eigentlich zu einem singular **papára *papártha.* Ein ähnliches fanden wir auch zwischen *ἐμ-πίπλημι* und *ἐμ-πίπλᾰμεν* von derselben wurzel *par* „füllen". Auch lässt sich *μέμνημαι* gegenüber *μέμονα μέμᾰμεν* (s. Kuhn's z. XXIV 266) von der w. *man* (§ 6 n. 11) in parallele stellen.

8. *dhr-â-* von *dhar* „halten" (aind. *dharati*). Gr. *θρήσασθαι* „sich setzen", *θρᾶνος θρῆνυς* „sitzbank, schemel"[1];

1) Das daneben stehende *θρ-όνο-ς* vergl. mit *κλ-όνο-ς* neben *κέλης* (Siegismund stud. V 163) und *Κρ-όνο-ς*, welches man von *kar* „machen" (n. 3) ableitet.

mit anderer bedeutungsentwicklung *θρήσκω· νοῶ, θράσκειν· ἀναμιμνήσκειν* Hesych, *θρησκεύειν* „verehren". Lat. *frêtu-s,* vielleicht auch *frênu-m.* Vgl. Curtius grdz.[4] 257, vb. I[2] 280, Corssen I[2] 476, Joh. Schmidt voc. II 322.

9. *pr-â-* von *par* „sprühen" (abulg. *para* „rauch, dampf", preuss. *pore* „brodem", im arischen erscheint die w. in *prush* „spritzen, träufeln, bespritzen; brennen"). Gr. *πίμπρημι ἐμ-πίπρημι ἔπρησα, πρηδών, πρήμαίνω;* sigmatisierend *ἐπρήσθην εὔπρηστος* (vgl. § 11); *πρήθω.* Air. *láth* „heat of animals in the season of copulation". Russ. *prěju prětĭ* „schwitzen, sieden, schmoren, sich entzünden", *prělĭ* f. „geruch von verbranntem, entzündete stelle am körper" (vgl. *πρηδών* „brand, entzündliche geschwulst"), vielleicht auch lit. *plėnỹs* „flockasche". Vgl. Joh. Schmidt voc. II 271. — Da das *η* der gr. wörter gemeingriechisch ist (vgl. Joh. Schmidt a. a. o. s. 323 und Schrader stud. X 316), so besteht zwischen *ἐμ-πίπρημι* und *ἐμ-πίπρᾰμεν* genau dasselbe verhältniss wie zwischen *ἐμ-πίπλημι* und *ἐμ-πίπλᾰμεν* § 6 n. 7 (die participialform *ἐμπιπρεῖς* Herod. VIII 107 ist unsicher überliefert, s. Bredow p. 387). Sonderbar ist *ἔπρεσε* im sinne von *ἔπρησε* Hesiod theog. 856. Mit der bemerkung Rzach's Dial. d. Hes. 451: „das *ε* in *ἔπρεσε* ist kurz wie in *ἐκάλεσα*", ist die bildung nicht erklärt. Steht die form mit *ἔσβεσα* (§ 3 n. 5) auf gleicher linie oder ist die lesart von einigen handschriften (Taur. Vat. P2. M3. V1.) *ἔπρεε* vorzuziehen (vgl. Curtius stud. VIII 330) und ein **πρέω* nach art von *νέω* „spinne" (von *sn-â-* § 6 n. 12) anzusetzen?

10. *bhl-â-* von *bhal* „blasen, aufblasen, schwellen machen" (diese w. liegt in sehr zahlreichen ableitungen vor, s. Curtius[4] 301 f., und ist vermutlich identisch mit der w. *bhar* „wallen, sich heftig bewegen", woher aind. *bhurati,*

lat. *ferveo* u. s. w., s. Fick I³ 163). Lat. *flâre, flâtu-s*. Ags. *blâvan* ahd. *plâen* mhd. *blæjen blâte* „blasen, blähen", mhd. *blâdem* „blähung". — Lat. *fleo flêvi flêtu-s*. — Gr. *φλῆνος φλήναφος* „geschwätz", *φληνάω φληνέω* (u. andere ableitungen) „schwätze". — Lat. *flêmina* „blutgeschwulst", *flô-s flôris* „blume" mit übertritt in die analogie der *s*-stämme (vgl. *spê-s spêrês* § 3 n. 8), *Flôra* osk. dat. *Fluusaí*. Air. *bláth* „blüte". Ags. *blôvan* as. *blôjan* ahd. *pluoan* mhd. *blüejen bluote* „blühen"; got. *blôma* „blume", ahd. *bluot* „blut, blüte". Vgl. Curtius a. a. o., Fick I³ 703, Joh. Schmidt voc. II 225. 354. 456. 457.

11. *ml-â-* von *mar* „hinschwinden, sterben, welken" (aind. *mara-* „tod", gr. *μαραίνω*). Aind. *mlâti mlâyati* „welkt" aor. *amlâsît* ptc. *mlâta- mlâna-*, *mlâna-* n. „welkheit", *mlâni-* f. „verwelken, erschlaffung", *mlâyin-* „welk werdend, hinschwindend". Gr. *βλη-χρό-ς ἀβληχρός* „schwach, kraftlos, sanft", *βλάξ κός* „schlaff, kraftlos, matt", *βλᾱκεία, βλᾱκεύω*; daneben *μαλακός μαλάσσω* von derselben wurzel (vgl. § 8 s. 57).

12. *vr-â-* von *var* „sprechen" (apers. abaktr. *var* „verkündigen, lehren", gr. *εἴρω*, lat. *verbum*). Gr. *ἐ-ῥῥή-θην ἄῤῥητο-ς, ῥῆσι-ς, ῥήτωρ ῥητήρ ῥήτρα, ῥῆμα, ῥησκομένων· λεγομένων* Hesych; das *η* ist gemeingriechisch (vgl. Joh. Schmidt voc. II 322, Schrader stud. X 314)[1]. Air. *briathar*

---

1) Schrader setzt *ϝρᾱ* als urgriechisch an. Er zieht nämlich daraus, dass die Elier in einer reihe von formen, in denen alle andern Griechen *η* hatten, *ᾱ* sprachen, z. b. *εἶᾱ, φαίνᾱται* und *ϝράτρα*, den schluss, dass in allen diesen formen im urgriechischen *ᾱ* gegolten habe, dass die Elier sich zuerst vom griechischen urvolk abgezweigt und das *ᾱ* bewahrt, die andern Griechen aber nach der ausscheidung der Elier gemeinsam das *ᾱ* in *η* gewandelt hätten und dann erst in die einzelnen stämme auseinander gegangen seien (s. 267). Auf dieses el. *ᾱ* eine hypothese von

„verbum“ = *ῥήτρα* (vgl. Joh. Schmidt voc. II 371). — Neben *ἐρρήθην* stehen die formen *εἰρέθην* (Herodot) und *ἐρρέθην* (Hippokr. u. spätere Attiker). Diese sind entweder neubildungen nach der analogie von *εὑρέθην* und *ἡρέθην*, oder sie setzen ein altes praesens **ϝρ-έ-θω* voraus, zu dem sie dann ebenso stünden wie *ἐ-σχέθ-ην* zu *σχ-έ-θω* (vgl. § 11).

13. *skr-â-* von *skar* „sondern, scheiden, ausscheiden“ (aind. *apa-skara-* m. „excrement“). Lat. *excrêmentu-m; scrĕâre* „auswerfen, sich räuspern“, zu vergleichen mit *crĕâre* oben n. 3; *se-crêvi se-crêtu-s*. Air. *críathar* „sieb“. Vgl. Curtius[4] 155, Corssen I[2] 474. 514, Joh. Schmidt voc. II 352. 371.

14. *str-â-* aus *star* „ausbreiten, ausstreuen“ (aind. *stara-* „lager, bett“). Gr. *στρώσω ἔστρωμαι ἐστρώθην στρωτός στρωτήρ στρῶμα στρωμνή*. Lat. *strâvi strâtus strâtor strâmen*. Cymr. *strat* „planities“. Ahd. *strâla* f. „pfeil“. Abulg. *strěla* f. „pfeil“ (lit. *strëlà* und lett. *strêla* sind lehnwörter, Brückner Litusl. stud. I 30. 138. 185). Zur selben w. zieht man auch lat. *stlâta* „breites schiff“, *lâtus* „breit“, *stlâtarium bellum* „lagerkrieg, belagerungskrieg“ und den slav. infinitivstamm *stla-* (*stlati*, russ. *stlatĭ stlanŭ stlanie*) neben *stelją* „sterno“, vgl. Corssen I[2] 441, Miklosich „*trêt* und

---

solcher tragweite zu bauen halte ich für gänzlich unstatthaft. Man braucht nur das alte vorurtheil von der „ursprünglichkeit“ des *a* gegenüber den *o*- und *e*-lauten abzuschütteln und sich des germanischen wandels von *ê* oder *ä* in *â* zu erinnern (vgl. ob. s. 31 f.), und man wird die annahme als die einzig berechtigte anerkennen müssen, dass in jenen fällen urgriechisch *ê* oder *ä* gesprochen und dieser vocal von den Eliern in *â* verwandelt wurde. Damit erledigt sich was Joh. Schmidt Kuhn's z. XXIII 375 und ich selbst stud. IX 377 (vgl. Schrader s. 284 f.) über dieses elische *ā* aufgestellt haben.

trat" s. 20. — Neben *str-â-* liegt *stru-* in lat. *struere* und got. *straujan stravida* „streuen, breiten, ausbreiten".

15. *str-â-*, wahrscheinlich aus *star* „starr, fest sein" (gr. *στερεός*, lat. *sterilis*, vgl. Curtius[4] 217. 712). Gr. *στρηνός στρηνής* „fest, stark, rauh", *στρῆνο-ς* m. und *στρῆνος* n. „kraft", *στρηνύζω* „stark und rauh schreien". Lat. *strênuu-s* „wacker, betriebsam, eifrig".

8.

Die paragraphen 5 und 6 haben den beweis gebracht, dass bildungen wie *râ-* neben *ar-* „reichen" und *prâ-* neben *par-* „füllen" bereits in der indogermanischen ursprache vorhanden waren. Ehe ich nun zu denjenigen mit *prâ-* zusammengehörigen formationen übergehe, welche nur durch eine einzelsprache vertreten sind, habe ich die gründe darzulegen, aus denen ich die herkömmliche annahme von metathesis für unstatthaft halte und suffixales *â* statuieren zu müssen glaube.

Was zunächst die lautphysiologische seite der frage betrifft, so sind wir hier in einem andern fall als bei den formationen wie *iâ-* von *i* (§ 2), *bhsâ-* von *bhas* (§ 3) und *k*[1]*â-* von *ak*[1] (§ 4). An und für sich ist nämlich die annahme einer rein lautlichen umwandlung von complexen wie *art amt part gant* in solche wie *rât mât prât gnât* sehr gut möglich, denn derartige umstellungen haben in den einzelsprachen thatsächlich stattgefunden, ich brauche nur an die in neuester zeit viel besprochenen fälle wie abulg. *grâdŭ* (serb. *grâd*) gegenüber lit. *gàrdas* got. *gards* zu erinnern. Meine gründe gegen die annahme von metathesis sind also andrer art. Hauptsächlich dreierlei ist zu erwägen.

1. Dass die in rede stehenden *â*-formen in der herkömmlichen weise erklärt werden müssten, ist, so viel mir bekannt, bisher noch von niemandem behauptet worden, wol aber ist, wie ich bereits eingangs unserer untersuchung erwähnte, von éiner seite wenigstens bereits ausgesprochen worden, die aind. formen *prâ* neben *par* „füllen“, *çrâ* neben *çar* „kochen“, *drâ* neben *δαρθάνω* „schlafen“ könnten in dem *â* eine „wurzelerweiterung“ enthalten (Joh. Schmidt voc. II 239 f.). Es ist nun von vorn herein so viel klar und unzweifelhaft, dass, wenn eine solche *â*-formation sich als urindogermanisch (§ 6) oder doch als mehreren einzelsprachen zugleich angehörig (§ 7) erweist, sie nicht ohne weiteres beurtheilt werden darf nach lautgesetzen, die nachweislich erst auf dem boden einer einzelnen sprache in kraft getreten sind, wie z. b. nach dem lautgesetz, demzufolge im slavischen **artla-m* (lit. *arklas*) zu *râlo* (čech. *rádlo*) und **garda-s* (lit. *gàrdas*) zu *grâdŭ* geworden ist. Selbst wenn wir einmal zugestehen wollten, unsere formen wie *râ-* („reichen“) und *prâ-* („füllen“) seien wirklich rein lautlich durch metathesis entsprungen, so wäre diese metathesis doch jedesfalls nach einem lautgesetz eingetreten, dessen wirksamkeit schon müsste erloschen gewesen sein zu der zeit als die einzelsprachlichen umstellungsgesetze sich entwickelten. Insofern wäre es dann zunächst auch ziemlich gleichgiltig, nach welcher seite der streit darüber, ob abulg. *grâdŭ* direct aus **gardŭ* entstand oder durch vermittlung eines **gărădŭ* (russ. *gorodŭ*), entschieden werden wird; denn die entscheidung könnte uns immer nur eine analogie liefern, die bei der frage, wie man sich den lautlichen übergang von *par-* in *prâ-* in der ursprache zu denken habe, in betracht zu ziehen wäre, aber keinen unmittelbaren beweis für die entstehungsart des *prâ-*.

Der umstand, dass die in § 5—7 behandelten *ā*-formen jedesmal mehreren sprachen zugleich angehören und zum guten theil als urindogermanisch gelten müssen, macht es mir durchaus unmöglich Joh. Schmidt beizustimmen, welcher voc. II 314 ff. die formen *πέλεϑρον* = *πλέϑρον* von *par* „füllen“[1]), *ἐστόρωται* (aeol.) und *τᾰλᾰσί-φρων* als die vorstufen zu den formen *πλῆϑρον, ἔστρωται* und *τλᾱσί-φρων* betrachtet. Ich verkenne durchaus nicht die schwierigkeiten, welche bildungen wie *τᾰλᾰ- ϑᾰνᾰ-* (*ϑάνατος*) u. s. w. der analyse bereiten, aber da wir doch formen wie *τλᾱ- στρω- πλη-* sicher als urgriechisch und vorgriechisch anzusehen haben, so begreife ich nicht, wie man *τᾰλᾰ-* für die ältere form von *τλᾱ-* zu erklären berechtigt sein soll. Will man *τᾰλᾰ-* durchaus mit *τλᾱ-* identificieren, so müsste *τλᾱ-* als die mutterform angesehen werden[2]), und dasselbe würde natürlich von *ἔστρωται* und *πλῆϑρον* gegenüber *ἐστόρωται* und *πέλεϑρον* gelten. Ist *τᾰλᾰ-* aus *τλᾱ-* entstanden, was lautphysiologisch sehr wol denkbar ist, so würde dieses übrigens auch schwer ins gewicht fallen für die entscheidung der frage, ob *τᾰράσσω* aus **τράσσω* (*ϑράσσω*) hervorgegangen ist oder umgekehrt, und würde überdiess die ansicht begünstigen, dass russ. *gorodŭ* aus *grâdŭ* hervorgegangen sei, nicht umgekehrt *grâdŭ* aus **gărădŭ*. Dass *πλῆϑρον* aus *πέλεϑρον* entstanden sei, kann ich um so weniger zugeben, weil offenbar ja gar nichts hindert das zweite *ε* von *πέλεϑρον* sowie das *ε* von *πλέϑρον* für dasselbe suffixale *ε*

---

1) Diese etymologie steht keineswegs sicher. Man vergleiche A. Goebel Lexilogus zu Homer und den Homeriden I 460.

2) Mir ist in der that das wahrscheinlichste, dass formen wie *τᾰλᾰ-* und *τλᾱ-*, *ϑᾰ́νᾰτο-ς* und *ϑνᾱτό-ς* identisch sind; ich vermute, dass accent- und quantitätsverhältnisse bei der entstehung von *τᾰλᾰ-* u. s. w. im spiele waren.

zu halten, welches in *ῥέ(Ϝ)-ε-θρον ἔδ-ε-θλον σχ-ε-τός* und sonst vielfach unmittelbar hinter der w., so zu sagen als wurzelerweiterung, auftritt. Mögen also diese speciell griechischen verhältnisse, mag namentlich die frage, wie die formen *ταλασι-* und *ταράσσω* aufzufassen sind, immerhin noch weiterer untersuchung bedürfen: die frage nach der entstehung von formen wie *τλᾱ- στρω- πλη-* („füllen") ist davon unabhängig. Natürlich kann ich auch nicht zugeben, dass die scharfsinnige vermutung von Schmidt s. 356, derzufolge der name der latinischen stadt *Trâchas* aus * *Tărăchas* (cf. *Tărăcei*) entsprungen wäre, von irgend welchem einfluss sein dürfe auf die auffassung des lat. *plênu-s;* denn dieses adjectivum ist meiner ansicht nach nicht erst auf italischem boden aus einem **pĕlĕnos* hervorgegangen, wie Schmidt annimmt, sondern enthält in der silbe *plê-* den lautcomplex *prâ-*, der schon in der idg. grundsprache entsprungen war.

2. Dass in der idg. grundsprache formen wie *prâná-* „gefüllt" auf rein lautlichem weg aus solchen wie *parná-* entstanden seien, ist mir nun zunächst darum nicht recht glaublich, weil wir durch diese annahme in conflict geraten mit einem methodologischen grundsatz, auf den ich in Kuhn's z. XXIV 3 ff. (vgl. oben s. 4 anm. 2) hingewiesen habe und dessen richtigkeit und wichtigkeit ich noch anderwärts ausführlicher darzulegen haben werde, nämlich dem, dass man in demselben dialect nicht dieselbe formation unter ganz denselben verhältnissen auf rein lautlichem weg in zwei lautlich verschiedene formationen darf auseinandergehen lassen. Nach der bisherigen ansicht sind z. b. aind. *prâṇa-s* lat. *plênus* air. *lín,* welche ein urspr. *prâná-* repräsentieren, durchaus eins mit aind. *pûrṇá-s* got. *fulls* (d. i. **fulna-s*) lit. *pìlnas* abulg. *plŭnŭ,* für die man ein urspr. *parná-*

ansetzt, ebenso aind. *prâtá-s* lat. *com-plêtus* eins mit aind. *pûrtá-s* lit. *pìltas*, aind. *çrâtá-* mit *çṛtá-*, gr. *στρωτός* mit *στρᾰτός*, lat. *crêtus* mit *certus*, *grâmen* mit *germen* u. s. w. Ursprachliches *parná-* z. b. müsste dieser ansicht zufolge zunächst rein lautlich einerseits zu *pr̲ná-* (der grundform von aind. *pûrṇá-* u. s. w.)[1]), andererseits zu *prâná-* (aind. *prâṇá-* u. s. w.) sich entwickelt haben und beide formen müssten dann neben einander, ohne sich in der bedeutung zu unterscheiden, vererbt worden sein. Eine solche annahme halte ich nicht für erlaubt. Lautgesetzliche fortentwicklung des zu grunde liegenden *parná-* könnte nur eine von beiden formen sein, die andere müsste als eine analogiebildung angesehen werden. Unter welchen besonderen lautlichen verhältnissen trat aber nun die metathesis überhaupt ein? Wenn wir es mit einem rein lautlichen process zu thun haben, warum ergriff die lautneigung gerade nur jene wurzeln wie z. b. *par* „füllen“ und liess eine menge

---

1) So nach meiner theorie von der ursprachlichen zusammenziehung von *ar* zu *r sonans*. Wer diese nicht zugibt, muss wenigstens ein *p^{a}rná-* mit geschwächtem *a* annehmen, und das kommt für die obige frage auf eins hinaus. — Ich benutze diese gelegenheit zu der bemerkung, dass mir bei der abfassung meiner aufsätze „Nasalis sonans in der indogermanischen grundsprache“ und „Zur geschichte der stammabstufenden declinationen“ stud. IX 285 ff. und 361 ff. entgangen war, dass auch schon Amelung in seinem schriftchen „Die bildung der tempusstämme durch vocalsteigerung im deutschen“ 1871 s. 53 f. für die formen wie got. *bundum* und *baúrgum* germanische grundformen mit *nasalis sonans* und *liquida sonans* aufgestellt hat. Amelung ist von einer andern seite her als ich zum ansatz dieser formen gekommen, das mag der hypothese zur empfehlung gereichen. Uebrigens hat Amelung noch nicht den schritt gethan, die formen mit *nasalis* und *liquida sonans* in die allgemein indogermanische ursprache zurückzuverlegen und z. b. als schwachen perfectstamm von *bhandh* „binden“ die form *bha-bhn̲dh-* anzusetzen.

anderer ganz gleichartiger wurzeln unversehrt? Diese fragen bedürften jedesfalls einer antwort, und so lange diese nicht gegeben, würde die annahme von metathesis bloss als ein vorläufiger notbehelf gelten dürfen.

3. Nun ist aber klar, dass wer zugibt, dass formen wie *id-* und *bhsd-* ein suffix *d* enthalten, gar kein recht hat formen wie *rd-* und *prd-* anders aufzufassen. Denn in allen wesentlichen puncten stimmen diese formationen mit jenen auf das genaueste überein, so genau, dass es wol niemals jemandem eingefallen wäre, die beiderseitigen fälle in der beurtheilung von einander zu trennen, wenn nicht die einzelsprachlich eingetretenen metathesen wie aind. *drakshyáti* fut. von *darç* „sehen", gr. *βροτός* = *μορτός*, abulg. *gradŭ* = lit. *gàrdas* von vornherein das urtheil in beschlag genommen hätten.

Diese übereinstimmungspuncte hier noch einmal besonders namhaft zu machen ist nach den obigen zusammenstellungen überflüssig.

9.

Es bleibt noch übrig, diejenigen *d*-formationen von wurzeln wie *par* „füllen" zu besprechen, welche nur in einer einzelnen sprache angetroffen werden. Wenn eine anzahl von formen wie *prd-* und *mnd-* in der idg. grundsprache entsprungen war und nun neben den wurzelformen *par-* und *man-* in die einzelsprachen überging, so konnten auch noch auf dem boden der sondersprachen durch analogiewirkung neue *d*-formationen entstehen, theils von denselben wurzeln, von denen schon ältere *d*-bildungen vorlagen, theils von

anderen liquida- und nasalwurzeln. Hier gehen uns nun nur die letzteren fälle an, also formen wie gr. *βιβρώσκω βρώσομαι* neben *βορά* von *g²ar* „schlingen, verzehren". Dass diese formationen erst im sonderleben der betreffenden sprache entstanden sind, ist natürlich in den meisten fällen nicht mit sicherheit zu behaupten, weil die möglichkeit vorliegt, dass zufällig nur die éine sprache festhielt was schon vor der zeit der einzelexistenz derselben vorhanden war, und so könnte z. b. jenes *βρω-* möglicher weise eben so alt sein als *στρω-* und *γνω-*. Aber wir sind eben einmal darauf angewiesen, das, was nur in éiner sprache sich vorfindet, als erst in dieser entwickelt anzusehen.

Bezüglich dieser einzelsprachlichen *-â*-bildungen ist nun noch besonders folgendes zu beachten. Eine scharfe grenze gegenüber den formen, in denen rein lautliche umstellung einer liquida oder eines nasals stattgefunden hat, ist bei ihnen nicht immer zu ziehen. Nur dann werden wir mit voller sicherheit eine *-â*-formation statuieren können, wenn in einem formensystem, z. b. in der reihe von bildungen, denen der stamm *βρω-* zu grunde liegt, solche formen hervortreten, die nur als in das system der stämme wie *pr-â-* von *par* „füllen" gehörig aufgefasst werden dürfen und nicht durch die annahme einer lautlichen metathesis erklärt werden können. So sind z. b. gr. *σκλη-* („trocken sein"), *κμᾱ-* („müde sein") und *χρη-* („brauchen") darum als *-â*-bildungen anzusehen, weil es durchaus unstatthaft wäre, für den aor. *ἔσκλην* eine ältere form **ἔσκελν*, für die perfectformen *κεκμηώς κέκμηκα* ältere formen **κεκαμϝώς* **κέκαμκα* und für das subst. *χρή* (gebildet wie *ὁμο-κλή*) ein **χέρ* anzusetzen. In allen diesen fällen ist aber doch die möglichkeit zu berücksichtigen, dass das system der *â*-formation auf die weise entsprang, dass zunächst in gewissen formen eine rein

lautliche metathesis eintrat und die so entsprungene bildung dann in die analogie der alten -*á*-bildungen hineingezogen wurde und nunmehr nach dem vorbild dieser bildungen neue -*á*-formen bewirkte. Inwieweit dieser fall wirklich eingetreten ist, lässt sich nicht controlieren, doch unterliegen besonders die bildungen dem verdacht auf diesem weg entstanden zu sein, in denen der hinter der liquida oder dem nasal auftretende *á*-laut dieselbe qualität zeigt, die der wurzelvocal hat, z. b. gr. *πέπρωται* neben *ἔπορον*.

Ich übergehe in den folgenden zusammenstellungen das keltische, das slavische und das baltische, das erstere wegen meiner unzulänglichen kenntniss dieses sprachgebiets, das zweite, weil die ganze „svarabhaktifrage" (Leskien Archiv III 86) zur behandlung kommen müsste, was zu weit führen würde, das letzte, weil mir beispiele, die hierher zu ziehen wären, nicht bekannt sind. Wir beschränken uns also auf das arische, griechische, italische und germanische.

Arisch.

1. *ghrá-* „riechen": *ghráti*, aor. *aghrát aghrásît*, ptc. *ghráta- ghráṇa-; ghrâtár-* „der da riecht", *ghráti-* „geruch". Ueber das praesens *ji-ghr-a-te* vgl. s. 13.

2. *grá-: grá-ma-* „schaar, haufe, verein, dorf" von *gar* „zusammenkommen, sich versammeln" (aind. *jar*, gr. *ἀγείρω*, lat. *grex*). Hängt damit abulg. *gramota* „acervus" und *gramŭ* „caupona" zusammen? Vgl. Fick II[3] 347, Miklosich „*trêt* und *trât*" s. 18.

3. *dhmá-* „blasen": pass. *dhmáyate*, fut. *dhmásyati*, ptc. *dhmáta-; dhmátar-* „bläser, schmelzer (von erz)", *dhmána-* n. „aufblasen, anschwellung". Daneben *dhámati dhamishyati* u. s. f.

Griechisch.

Das *ā* war urgriechisch *ᾱ* in folgenden fällen:

1. *πρᾱ-* „verkaufen": *πιπρά́σκω, ἔπρᾱσα* (Hesych.), *πέπρᾱμαι, ἐπρά́θην, πρᾱτός, πρᾱτήρ, πρᾶσις* (ion. *η*: *πιπρήσκω* u. s. w.). Daneben *πέρνημι, περάω, ἐπέρᾰσσα, πεπερημένος*. Vgl. lat. *prĕtiu-m*.

2. *πλᾱ-* „nähern": *ἐπλήμην πλῆτο, πέπλημαι, ἄ-πλητο-ς, τειχεσι-πλήτη-ς, πλησίο-ς*. Im dorischen scheint *πλᾱ-* sicher zu stehen (Ahrens II 143, Joh. Schmidt voc. II 327), daher schreiben Ahrens (I 88) und Bergk bei Sappho 2, 3 gegen die hschr. überlieferung, welche *πλησίον* (*πλησίων*) bietet, *πλᾱσίον*. Daneben *πελάζω, πέλασσα, ἐπελάσθην; πελάτης*.

3. *δμᾱ-* „bändigen": *δμῆσαι· δαμάσαι, κρατῆσαι* Hesych, *δέδμηκα δέδμημαι ἐδμήθην, δμητός, δμῆσις, ἀ-δμής; δμώς, δμωή, δμωίς*. *δμᾱ-* als urgr. form ist wahrscheinlich auf grund von *ἐδμάθην* bei Pindar VIII 17 und in den chorgesängen der tragiker und von *δματέα· δαμαστέα* bei Hesych. Daneben *δάμνημι, ἐδάμασσα, ἀδάματος*. Beachtenswert ist die form *ἀδμενίδες· δοῦλαι* im et. m. 18, 31, worüber man Clemm stud. VIII 49 vergleiche.

4. *θνᾱ-* „sterben": *θνήσκω, τεθνηώς, τέθνηκα, θνητός* (dor. *θνά́σκω* u. s. w.). Daneben *ἔθανον, θανοῦμαι, θάνατος*. Die schwache form des einfachen perfects *τεθνᾰ-* (in *τέθνᾰμεν* u. s. f.) verhält sich zu *τέθνηκα τεθνηώς* offenbar ebenso wie *τέτλᾰμεν* zu *τέτληκα τετληώς*. Doch kann *τέθνᾰμεν* nicht die lautgesetzliche fortentwicklung einer idg. grundform sein, als solche hätte man nach der analogie von *μέμᾰμεν* zu *μέμονα, γέγᾰμεν* zu *γέγονα* (vgl. Kuhn's z. XXIV 266. 279) ein **τέθᾰμεν* zu erwarten. Ich vermute, dass das *ν* von haus aus nur in der 3. pl. *τέθνασι* vorhanden

war (vgl. aind. *jajñ-ús*) und von da aus sich weiter verbreitete, vielleicht unter mitwirkung des neu gebildeten schwachen perfects *τέθνηκα;* vgl. das einzig auf grund der 3. pl. *ἴσαντι* „sie wissen“ entsprungene dor. *ἴσᾱμι, ἴσᾰμεν* u. s. w. (stud. IX 296 anm. 11).

Da *á* war urgriechisch *η* in folgenden fällen:

5. *χρη-* „gebrauchen“: 2. sg. *χρῆσθα* (der Megarenser in Aristoph. Ach. 778), *χρῆται* = **χρήεται, ἐχρησάμην, κέχρημαι; κίχρημι* (späterer zeit angehörig, vgl. Curtius vb. I² 159); *χρῆμα; χρηστός, ἐχρήσθην; χρή,* eigentlich ein substantivum wie *ὁμο-κλή* (vgl. aind. fem. *psá- ni-drá-*, lat. *quiê-s spê-s*), dann, wie *ἀνάγκη,* ohne copula in der bedeutung „es ist not“ gebraucht (vgl. Ahrens „Ueber die conjugation auf *μι* im homerischen dialekt“ s. 28); *χρηίσκομαι, χρηίζω χρήζω; χρεία* ion. *χρηΐη, χρεῖο-ς;* hom. *τὸ χρεῖος,* wofür wol richtiger *χρῆος* zu schreiben wäre (stud. IV 158 f.). Das *η* von *χρη-* ist ausser dem ionisch-attischen im aeolischen und dorischen vielfach bezeugt, boeotisch haben wir *χρει-* in *χρειστός χρειμάτων* (vgl. Joh. Schmidt voc. II 323, Schrader stud. X 317, Morsbach dial. Theocr. I 32, Brüll dial. d. Rhodier s. 8, Beermann stud. IX 26, Führer dial. Boeot. p. 23), *χρη-* muss demnach als urgriechisch angesehen werden. Nun kommen freilich bei Herodot, bei dem *χρή, χρῆν, χρῆναι* stets mit *η* geschrieben werden, die anderen verbalformen vom stamm *χρη-* in den codd. häufig mit *α* geschrieben vor, wie *χρᾶται χρᾶσθαι,* es schwankt aber die überlieferung nicht nur zwischen *α* und *η*, sondern ausserdem wird auch *χρέεται* und *χρέεσθαι* geschrieben. Wie man aus den zusammenstellungen bei Bredow p. 379 ff., Lhardy quaest. de dial. Her. cap. II 1846 p. 6 ff. und Merzdorf stud. VIII 210 f. ersieht, ist die verwirrung eine geradezu heillose. Es ist also durchaus fraglich, ob die formen wie

χρᾶται überhaupt echt herodotisch sind. Sind sie es, so müsste man annehmen, dass **χρήομαι* in derselben weise wie **ψήω* nachträglich in die analogie der verba auf *-άω*, wie *τιμάω* übergetreten sei (vgl. § 3 n. 3). Auch das homer. *χραισμέω*, welches sicher von *χρήσιμος* nicht getrennt werden darf, kann nichts gegen urgriechisches *χρη-* beweisen, denn das wort kann als ein aeolismus angesehen werden und verhält sich dann zum dor. att. *χρη-* und boeot. *χρει-* wie lesb. *Αἴσιοδος* und *αἰμι-* („halb") zu dor. att. *Ἡσίοδος* und *ἡμι-* boeot. *Εἴσιοδος* und *εἰμι-*, welche formen urgriechisch als *Ἡσίοδος* und *ἡμι-* angesetzt werden müssen[1]).

Pott's combination des *χρη-* mit *χερνής* „dürftig, arm" scheint mir richtig zu sein (vgl. Curtius grdz.[4] 199 f., Fick I[3] 580).

6. *θρη-* „tönen, dröhnen, summen": *τεν-θρη-δών τεν-θρή-νη* „biene", *θρῆνο-ς* „klage" *θρηνέω* „ich klage"; *θρῶναξ* „drohne". Das *η* von *θρη-* darf darum als urgriechisch gelten, weil *θρῆνος* auch bei Sappho, Pindar und Theokrit *η* hat. Die w. ist dieselbe wie in *θόρυβος*. Wegen des *θρ-* sind noch bemerkenswert die formen *θρῦλος θρέομαι θρόος*, vgl. § 6 n. 4 s. 42.

7. *σκλη-* „trocken, dürr sein": *ἔσκλην σκλῆναι, σκλήσομαι, ἔσκληκα, σκληρός, σκλῆμα. Ἐξεσκληκότες* haben wir bei Epicharm fr. 106, *σκληρός* ist pindarisch (Ahrens

1) Vgl. Schrader stud. X 314 f., 320 f., Hartmann dial. Delph. 16, Helbig dial. Cret. 1873 p. 30, Allen stud. III 228, Fick Bezzenberger's beitr. II 205. 212. Das urgr. *η* hatte in fällen wie *χρη- ἡμι- ἡσι-* aller wahrscheinlichkeit nach den klang unseres *ä*, durch den vorklang des *ι* der folgenden silbe entstand dann *αι*, ein diphthong, dessen erster theil in unseren fällen vielleicht stets wie ein kurzes *ä* gesprochen ward. Man muss sich immer gegenwärtig halten, dass die schrift nur ein sehr unbeholfenes mittel der darstellung des gesprochenen lautes ist.

II 146. 351), daher müssen wir wol trotz Hesych's ἀποσκλαίη (ἀποξηραίνοιτο, ἀποθάνοι) σκλη- als urgriechisch gelten lassen. Daneben σκέλλω σκελῶ σκελετός und σκάλλω ἔσκηλα.

In folgenden fällen weiss ich nicht zu entscheiden, ob *ā* urgriechisch ᾱ oder η war.

8. κμη- „ermüden“: κεκμηώς κέκμηκα, κμητός, ἀ-κμής. Die annahme von urgriechischem κμᾱ- stützt sich meines wissens nur auf κεκμᾱκώς Theokr. I 17, wo aber der Medic. nr. 37 κεκμηκώς hat, und auf die Hesychiusglosse κέκνακεν· ὑπὸ κακῶν ἀπειρήκει, wofür man κεκμάκη schreibt. Daneben κάμνω, κάματος.

9. τμη- „schneiden“: τέτμηκα τέτμημαι ἐτμήθην, τμητός, τμήδην, τμῆμα, τμῆσις. Die formen τέτμακα τέτμαμαι ἐτμάθην bei Archimedes (Ahrens II 129. 352) sind kein ausreichender beweis für urgr. τμᾱ-, da bei Pindar Isthm. VI 22 τέτμηνται begegnet. Das verbum τμήγω τμήξω ist sicher auf grund der form τμη- entstanden, es verhält sich zu *tam* (τέμνω τεμῶ), wie ϝρήγνυμι ϝρήξω (mit urgr. η, Schrader stud. X 316) zur w. *var* (s. Fick I³ 772); den aoristen ἔτμᾰγον ἐτμάγην (Homer) und ἐρράγην (attisch) gab man ᾰ, weil man die starken aoriste gegenüber den anderen tempora mit schwächerer stammform zu bilden pflegte, vgl. πλήσσω ἐξεπλάγην und πτήσσω καταπτᾰκών s. 17.

10. δμη- „bauen“: δέδμηκα δέδμημαι. Bei Theokr. XV 120 δέδμᾱνθ' (d. i. δέδμᾱνται), doch hat hier nach Ziegler der Vatic. nr. 915 δέδμηνθ'. Auch die form der composita θεό-δμᾱτος, ἐύ-δμᾱτος, νεό-δμᾱτος bei Pindar steht in der hdschr. überlieferung nicht fest, die meisten herausgeber schreiben ᾱ, Mommsen η[1]). Daneben δέμω ἔδειμα, δόμος.

1) Peter de dial. Pind. p. 13: „In lectione θεόδματος O. VI 59. P. I 61. IX 10, longe plurimi iique optimi, I. VI 11 omnes libri con-

â erscheint als *ω* ausser in den schon genannten formen *δμώς* (n. 3) und *θρῶναξ* (n. 6) in folgenden fällen:

11. *θρω-* „springen, laufen": *θρώσκω, θρωσμός*. Daneben *ἔθορον θοροῦμαι*.

12. *πρω-* „zutheilen": *πέπρωται, ἔπρωσεν· ἐμοίρασεν* (Suid.). Daneben *ἔπορον*.

13. *βρω-* „schlingen, verzehren": aor. *ἔβρων* (Curtius vb. I² 196), *ἀναβρώσκων· κατεσθίων* (Hesych), *βιβρώσκω, βέβρωκα, βεβρώθοις* (Hom., Δ 35), *ἐβρώθην, βρωτός, βρῶσις, βρῶμα, ὠμο-βρώς ὦτος*. Daneben *βορός βορά*.

14. *βλω-* d. i. **μλω-* „kommen": *ἔβλω· ἐφάνη, ᾤχετο, ἔστη* (Hesych), *βλώσκω, μέμβλωκα, ἀγχι-βλώς· ἄρτι παρών* (Hesych, vgl. § 3 n. 2). Daneben *ἔμολον μολοῦμαι*.

Italisch. Um von vielem mehr oder minder zweifelhaften abzusehen, wie *crâbro* (vgl. *flâ-bru-m*), *crâtis, grâmiae, plânu-s, prêlu-m*, so seien nur zwei fälle kurz besprochen.

1. *grâ-*: *grâ-tu-s grâ-tes* entweder von *ghar* *χαίρειν* oder von *gar* „rufen", welches im altindischen auch „loben, billigen" bedeutet, ptc. *gûrta-* „gelobt, gebilligt, willkommen, angenehm". Vgl. Fick I³ 72, Joh. Schmidt voc. II 352.

2. *sprê-*: *sprêvi, sprêtus, sprêtor, sprêtio*. Daneben *sperno*. Die w. ist *spar* „sich sperren, zucken" (aind. *sphurati* gr. *σπαίρω*), die eigentliche bedeutung von *sperno* also etwa „stosse ab, stosse zurück". Vgl. Fick I³ 252. 831.

Germanisch.

1. As. *hrôra* ahd. *ruora* mhd. *ruore* f. „bewegung, erregung, aufregung", davon as. *hrôrian* ags. *hrêran* ahd.

---

sentiunt, nec minus I. IV 62 in *νεόδματος* et P. XII 3 *εὔδματος*; O. III 7 tantum pars bonorum codicum (Vat. B. Par. G. alii) *θεόδμητος*, altera pars (Ambr. A. Med. B. C. E. Gott. alii) *θεόδματος* praebet."

hruorjan mhd. *rüeren* anord. *hrœra* „bewegen, rühren, antreiben“. Von w. *kar* „bewegen“ (aind. *carati*), vgl. Fick III[3] 86. *hrô-râ-* zeigt dieselbe bildungsweise wie *flô-ra-* („flur“) von *par* „füllen“ § 6 n. 7 s. 46.

2. Anord. *hrôdhr* ags. *hrêdh* m. „ruhm“, hd. *hruod-* in vielen eigennamen, as. *hrôm* ahd. *hrôm ruom* m. „geschrei, lob, lobpreisung, ruhm“. Zu aind. *cakarti* „gedenkt jemandes rühmend“. Wegen des *r* habe ich diese germ. wörter von gr. κικλήσκω lat. *clâmor* ahd. *hlôjan* § 7 n. 1 getrennt.

3. Mhd. *brüejen bruote* „mit heisser flüssigkeit brennen, sengen, brühen“, *bruot* f. „hitze, brüten“; ahd. *brâtan* mhd. *brâten* „braten“, würde got. **brêdan* lauten. Die w. ist *bhar* (*bhur*) „sich heftig bewegen“; von ihren mannigfachen ableitungen vergleicht sich mit jenen germ. wörtern hinsichtlich der bedeutung zunächst das lat. *fervêre*. Mit *l* fanden wir die w. bereits § 7 n. 10.

4. Mhd. *schræjen schrâte* oder *schræte* „spritzen, stieben“, *schrâ* f. „gestöber von schnee und kaltem regen“, *schrât* „spritzendes wassertheilchen, tropfen“. Zu gr. σκαίρω σκιρτάω „springe“. Vgl. Joh. Schmidt voc. II 455.

5. Mhd. *spræjen* „sprühen, spritzen“, trans. „sprühen machen, streuen, spritzen“. Zu gr. σπείρω „streue aus, säe“. Vgl. Joh. Schmidt voc. II 456.

10.

In § 9 stellten wir aind. griech. lat. und germ. *-â*-bildungen von consonantisch beginnenden und mit nasal oder liquida schliessenden wurzeln zusammen, welche auf das gebiet éiner sprache beschränkt sind und also, wie es scheint, erst auf dem boden der einzelsprache nach den aus den

älteren sprachperioden herübergekommenen mustern neu gebildet wurden. Ebenso fanden wir auch in § 2 z. b. *vi-â-* („winden, flechten") nur durch lat. *viê-* (*viêre*), in § 3 z. b. *pt-â-* („fliegen, fallen") nur durch gr. *πτη- πτω-* (*πεπτηώς πτῶσις*), in § 5 *r-â-* („rudern") nur durch germ. *rô-* (anord. *rôa*) vertreten, und es ist demnach, so lange nicht der gegenbeweis erbracht ist, anzunehmen, dass auch diese formationen einzelsprachliche neubildungen nach alter analogie sind. Nun haben die verschiedenen idg. sprachen aber noch zahlreiche andere analogiebildungen nach den uridg. *-â*-formationen geschaffen, die oben noch nicht berührt sind und die sich von den bisher besprochenen einzelsprachlichen schöpfungen ihrem äusseren habitus nach deutlich unterscheiden. Es sind das formen, in denen das *â*-suffix nicht als „wurzelvocal" erscheint so wie z. b. in aind. *drâ'ti* gr. *ἔσκλην*, sondern in denjenigen theil des wortes gerückt ist, den jeder notwendiger weise als suffixalen worttheil anerkennen muss, auch der, der in dem *â* von *drâ'ti* den „wurzelvocal" zu sehen gewohnt ist. Eine umfassende darstellung dieser letzteren neubildungen muss einer anderen abhandlung vorbehalten bleiben, andeutungsweise sei indess schon hier darauf hingewiesen, dass z. b. im altindischen auf grund von participialformen wie *yâ-na- prâ-ṇa- dadrâ-ṇa-* das suffix *-âna-* in *ad-âna- çubh-âna- ruh-âna- tastabh-âna-* etc., im griechischen auf grund von *ξη-ρό-ς σκλη-ρό-ς* die formen wie *λαιψ-ηρός πον-ηρός*, von *πρη-δών ἀη-δών* aus die wie *μελ-ηδών ἀχθ-ηδών*, im lateinischen nach *crê-sco quiê-sco* die praesentia wie *liqu-êsco tep-êsco* entstanden sind und dass überhaupt das *â* (*â ê ô*), welches in den europäischen sprachen so oft ausserhalb des praesensstammes der sogen. verba auf *-ajâmi* vor den ableitungsendungen erscheint, als unter wesentlichster mitwirkung unserer verba

mit dem *â*-suffix eingetreten und durchgedrungen anzusehen ist, so dass z. b. gr. *κεχάρημαι πεφίλημαι φιλητός φίλημα* ihr *η* nach *βέβλη-μαι βλη-τός βλῆ-μα* etc., *μισθώσω μισθωτός μίσθωμα* ihr *ω* nach *στρώ-σω στρω-τός στρῶ-μα* etc., im lateinischen *timêbam* (auch *legêbam statuêbam finiêbam*) sein *ê* nach *flê-bam nê-bam viê-bam* empfing, bei welchem bildungsprocess die qualität des langen vocals natürlich stets nach der qualität des im praesensstamm vor der silbe *-ia-* erscheinenden vocals sich richtete (z. b. *πεφίλημαι* mit *η* wegen *φιλέω*, *μισθώσω* mit *ω* wegen *μισθόω*)[1]).

---

1) Mit recht bemerkt Osthoff „Das verbum in der nominalcomposition" s. 32 f., dass in den mit *-ja-* (*-ḭa-*) gebildeten denominativen das element *-ja-* von haus aus einzig dem praesensstamm angehöre und dass, wenn z. b. im griechischen den praesensstämmen *πειρᾰ-jε- φιλε-jε- δουλο-jε- μηνῐ-jε-* als allgemeine stämme die formen *πειρᾱ- φιλη- δουλω- μηνῑ-* gegenüberstehen, in diesen letzteren kein *-ja-* gesucht werden dürfe. Er bemerkt dann weiter: „Wie nun die entstehung der vocallänge in den stammformen der allgemeinen tempora bei *φιλη-*, *δουλω-*, *μηνῑ-*, lat. *munî-*, got. *daupei-* zu erklären sei, ist eine weitere frage, deren völlig befriedigende lösung noch ein problem der zukunft ist. Sollte vielleicht die analogie der *â*-conjugation, die länge von *πειρᾱ-* oder *τιμη-*, lat. *curâ-*, got. *salbô-*, genügen, um die langen vocale in den von kurzvocalischen nominalthemen abgeleiteten verbis zu rechtfertigen?" Dass von den praesensstämmen wie *πειρᾰ-jε-* der erste anstoss zur bildung von formen wie *πειράσω φιλήσω* ausgegangen sein kann, muss zugegeben werden, aber die eigentlichen muster für die formen wie gr. *πειράσω πειρᾱτός, φιλήσω φιλητός*, lat. *curâbam curâtus, timêbam*, abulg. *želěchŭ želěti -želěvŭ* waren schon vorhanden in den uralten formen wie *τλάσομαι τλᾱτός, πλήσω βλητός, flâbam flâtus, flêbam, grěchŭ grěti grěvŭ.* Die bildungen wie gr. *ἐμήνῑσα, ἐδάκρῡσα*, lat. *audîbam audîbo audîtus, statûtus statûmen* vergleichen sich mit den gr. praeterita wie *ἱκέτευσα* (*ῑ*) *ὕφαινον* (*ῡ*), die kein wirkliches augment (*a*) enthalten, sondern nur dem schema von *ἄγον ἤριζον ὤμνυον* nachgebildet sind. Einige weitere andeutungen, die speciell die tempusbildung der griechischen verba contracta betreffen, folgen in § 11 und 12.

Nur zwei griechische kategorien von solchen *ā*-formationen unterziehe ich schon hier einer genaueren betrachtung, und zwar darum, weil sie bisher meiner meinung nach noch nicht genügend aufgeklärt sind und mit den oben besprochenen formen wie *δίζημαι ἄημι ἔσβην ἔβλην* so eng zusammenhangen, dass ich fürchten muss, man werde, wenn ich auf sie nicht eingehe und den meiner ansicht nach einzig möglichen sachverhalt hier nicht darlege, das, was ich über die conjugation von verba wie *δίζημαι* u. s. w. vorgetragen habe, für unbegründet oder doch nur halbbegründet erklären. Diese beiden formkategorien sind die passivaoriste wie *ἐφάνην* und *ἐλύθην* und die aeolische flexion der verba contracta wie *φίλημι* = *φιλέω*.

11.

Dass die griechischen passivaoriste griechische neuschöpfungen sind, ergibt sich zunächst schon daraus, dass keine der andern idg. sprachen ihnen etwas analoges an die seite zu stellen hat. Als einzelsprachliche neuschöpfungen können sie natürlich nichts anderes sein als analogiebildungen. Vollständig richtig bemerkt nun schon Kühner ausf. gr. I[2] 560 von den aoristen wie *ἐφάνην*: „Der sog. aor. II pass. ist nichts anderes als ein nach der formation auf *μι* gebildeter aor. II act. mit intransitiver bedeutung“. Zu vervollständigen ist dieser satz so: und zwar ist er eine analogiebildung nach den praeterita wie *ἔβλ-η-ν* = aind. *á-gl-ā-m*.

Lassen wir zunächst den schwachen aorist wie *ἐλύθην* bei seite — er wird weiter unten für sich allein zu behandeln sein —, so sprechen für die richtigkeit dieser auffassung des starken passivaoristes folgende umstände:

1. Die conjugationsweise von *ἐφάνην*[1]) ist in allen stücken genau dieselbe wie die von *ἔβλην ἔσβην* u. s. w.: man vergleiche z. b. *ἐφάνημεν φανείην φάνηθι φανῆναι φανείς* mit *ἔβλημεν βλείην βλῆθι βλῆναι βλείς*. Zu bemerken ist hier nur noch, dass in der 3. pl. ind. des starken wie des schwachen aorists statt *-εν* (z. b. homer. *δάμεν, κόσμηθεν*) vereinzelt auch *-ην* erscheint. Inschriftlich ist überliefert *διελέγην* (kretisch, C. I. Gr. 3048, 8) und *ἀπελύθην* (delphisch, Wescher-Foucart 254), bei Homer *Δ* 146 steht *μιάνθην,* welches durch diese inschriftlichen formen geschützt wird und um so mehr anspruch darauf hat, anerkannt zu werden, weil eine änderung der überlieferung nicht wol möglich ist (die dafür eingesetzte form *μίανθεν* ist, weil die letzte silbe in der Thesis steht, nicht acceptabel). Vgl. Nauck bullet. de l'ac. imp. de St.-Pét. XXIV 348. Von aoristen wie *ἔβλην* mit *ē*-suffix kommt diese bildung der 3. pl. auf *-ην* nicht vor; doch findet sich hymn. in Cerer. 111 *ἔγνων* als 3. pluralis, eine form, die freilich darum nicht sicher ist, weil auch *ἔγνον* geschrieben werden kann (vgl. s. 32 anm.). Dass die 3. pl. auf *-ην* nur bei den passivaoristen und nicht auch bei aoristen wie *ἔβλην* vorkommt, muss als zufall angesehen werden, die letzteren verba sind ja im verhältniss zu den passivaoristen ziemlich selten. Wegen des ursprungs des *-ην* in der 3. pl. sei noch bemerkt, dass eine

1) Was von den elischen formen *ἀποσταλᾶμεν, ἀνατεθᾷ, δοθᾷ* zu halten ist, haben wir bereits s. 53 f. gesehen. Sie können um so weniger Schrader's ansicht, dass der passivaorist urgriechisch *ᾱ* gehabt habe, unterstützen, weil auf derselben inschrift, die *ἀποσταλᾶμεν* hat, *γραφέν* gelesen wird. Das *ᾱ,* welches bei Theokr. IV 53 die form *ἐτύπᾱν* in einigen codd. hat, ist ein hyperdorismus der abschreiber oder möglicher weise des dichters selbst (vgl. Morsbach dial. Theocr. I 33). Die formen *ἐλαχία* und *ἀπεσσούα* bei Hesych (vgl. Curtius vb. II 325 und Schrader stud. X 305) beweisen nach keiner richtung etwas.

ausdehnung des *η* der anderen personen auf die 3. plur., also eine analogische neubildung, anzunehmen ist.

2. Niemand bezweifelt jetzt mehr, dass die gr. passivaoriste von haus aus activa mit intransitiver bedeutung sind. Mehrere dieser aoriste haben bekanntlich diese active bedeutung auch noch ganz klar bewahrt, z. b. *ῥυῆναι* „fliessen", *σαπῆναι* „faulen", *τακῆναι* „schmelzen", *μανῆναι* „rasen", *δαῆναι* „lernen". Wenn also der Grieche z. b. *ἐκόπη ὑπ᾽ αὐτοῦ* sagte, so war ihm diese wendung ebenso wenig eine „passivische" (in unserm sinn), als wenn er *ἀποθανεῖν ὑπό τινος*, *ἐκπίπτειν ὑπό τινος* sagte; man vergleiche u. a. auch *Z* 72 *ἔνθα κεν αὖτε Τρῶες ἀρηιφίλων ὑπ᾽ Ἀχαιῶν Ἴλιον εἰςανέβησαν.* Nun haben auch unter jenen primitiven aoristen auf *-â-m* mehrere intransitive bedeutung gegenüber einer transitiven function anderer tempora des activs. Aus der *ê*-formation sind es die aoriste *ἔσβην* „ich erlosch" gegenüber z. b. *ἔσβεσα* „ich löschte aus", *ἐσκλῆν* „ich wurde dürr, trocken" gegenüber *σκέλλω* „ich mache dürr, trockne", *ἔβλην* „ich erhielt einen schuss, wurde getroffen" gegenüber *βάλλω* „ich schiesse, treffe". Für die intrans. oder, wenn man es so nennen will, die passivische function des letztgenannten aoristes spricht besonders deutlich Epicharm fr. 154 *αἴκα τὺ βλείης σφενδόνᾳ*, wo schon die alten *βλείης* mit *βληθείης* erklärten (vgl. auch die Hesychiusglosse *βλῆναι· ἀληθεῖς*, von L. Dindorf sicher richtig in *βλῆναι· βληθῆναι* geändert); sieh Ahrens II 338, Siegismund stud. V 199[1]).

---

1) *ἔστην* gehörte natürlich nicht von anfang an in die *â*-kategorie, sondern ist erst nachträglich in dieselbe hineingezogen worden. *ἕστημεν* steht für älteres **ἕστᾰμεν*. Vgl. Joh. Schmidt Kuhn's z. XXIII 282 und verf. in Bezzenberger's beitr. II 248 f.

3. Beachtenswert ist weiter, dass, wie den aoristen wie ἔβλην die schwächste form, die die wurzel annehmen kann, zu grunde liegt, so auch die starken passivaoriste zum grossen theil von der schwächsten wurzelform aus gebildet sind, z. b. ἐλίπην ἐζύγην ἐρρύην ἐτράπην (ρα entspricht dem aind. *ṛ*, vgl. z. b. ἔδρακον = *ádṛçam*). Von seiten dieses bildungsprincips wäre es ganz wol möglich, idg. grundformen wie *á-rik²-â-m á-rik²-â-s* u. s. w. zu construieren. Diese würden sich zu formen wie *á-pr-â-m á-pr-â-s* genau ebenso verhalten wie z. b. aind. *ri-ric-ús* zu *pa-pr-ús* und gr. *ἐ-λίπ-ετο* zu *ἔ-πλ-ετο*. Die form ἐρρύημεν könnte man mit dem ved. *á-hu-â-ma* von *hu* „anrufen" (§ 2 n. 13) vergleichen. Die formen wie ἐλίπην müssen nun natürlich trotzdem für griechische neubildungen gelten, aber von einiger wichtigkeit ist, dass wir, indem wir diese passivaoriste auf den alten bestand von formen wie ἔβλην zurückführen, die sprache in formeller beziehung zunächst eigentlich keine neue kategorie schaffen lassen. Eine änderung ist nur insofern eingetreten, als die von alters her überkommenen aoriste wie ἔβλην alle zweisilbig waren und die danach neugeschaffenen formen alle, wie ἐλίπην, drei silben bekamen; man vergleiche hierzu die fälle wie aind. *ruhâna- çubhâna-* nach *yâna- prâṇa-* s. 69.

4. Ein weiterer punkt ist folgender. Der *ê*-vocal der altüberkommenen aoriste wie ἔβλην ist nicht auf dieses tempus beschränkt, sondern erscheint auch anderwärts, namentlich im fut. med. und im perfect. In gleicher weise sind auch die starken passivaoriste öfters von andern tempora umgeben, die ebenfalls η haben. Besonders häufig ist der fall, dass dem aorist ein fut. med. mit η zur seite steht, und so vergleicht sich z. b. das formenpaar ἐφάνην φανήσομαι mit ἔσβην σβήσομαι. Fälle, in denen auch ein perfect

mit η neben dem passivaorist und dem medialfuturum existiert, sind: ἐρρύην ῥυήσομαι ἐρρύηκα, ἐχάρην κεχάρηκα κεχαρηώς κεχάρημαι, ἐδάην δαήσομαι δεδάηκα δεδάημαι, ἐγράφην γεγράφηκα (Curtius vb. II 332). Dass das sprachgefühl der Griechen eine trias wie ἐρρύην ῥυήσομαι ἐρρύηκα oder ἐδάην δαήσομαι δεδάηκα mit ἔσβην σβήσομαι ἔσβηκα, ἔσκλην σκλήσομαι ἔσκληκα auf éine stufe stellte, liegt auf der hand, und wenn nun ἔσβην und ἔσκλην von ἔβλην, das durch das aind. *glā́mi* und die analogen formationen in § 6 und 7 sich als uralt erweist, nicht getrennt werden können, und wenn andererseits ἐρρύην u. s. w. als speciell griechische neubildungen d. h. analogiebildungen angesehen werden müssen, so ist das gewiss ein sehr bedeutsamer fingerzeig dafür, wo wir die muster für die formen wie ἐρρύην ἐχάρην u. s. w. zu suchen haben.

5. Bei der besprechung der starken passivaoriste können nicht unberücksichtigt bleiben ein paar aoriste, die mit diesen durchaus zur selben bildungskategorie gehören und sich von ihnen nur durch die färbung des suffixalen vocals unterscheiden, speciell mit ἐρρύην etc. haben sie noch das gemein, dass ihnen nicht nur ein fut. med., sondern auch ein perf. act. mit demselben suffixvocal, den der aorist hat, zur seite steht. Es sind die formen ἐβίων „ich lebte“ mit βιώσομαι und βεβίωκα (daneben trans. ἀναβιώσασθαι), ἑάλων „ich geriet in gefangenschaft“ mit ἁλώσομαι und ἑάλωκα, ἐγήρᾱν „ich alterte“ mit γηρᾱ́σομαι und γεγήρᾱκα (daneben trans. ἐγήρᾱσαν „sie liessen alt werden“ Aeschyl. suppl. 894); speciell zum particip γηρᾱ́ς stellen sich noch einige nominalbildungen wie ἀνδριᾱ́ς, homer. ὑπερ-κυδάντας (Δ 66. 71), die Curtius stud. VI 431 ff. bespricht. Zunächst ist nun so viel klar, dass, wenn ἐρρύην mit ἔβλην zusammenzustellen ist, die formen ἐβίων ἑάλων und ἐγήρᾱν mit aoristen wie ἔγνων

ἔπλων und ἔδρᾱν ἔτλᾱν (ἔτλην) und demgemäss dann die dazu gehörigen futur- und perfectformen mit bildungen wie γνώσομαι ἔγνωκα und δρᾱ́σομαι δέδρᾱκα zusammengebracht werden müssen. Fragt man dann, woher es kommt, dass die sprache sich bei jenen drei verba gerade für die ω- und ᾱ-kategorie und nicht die η-kategorie entschied, so liegt der grund bei ἐβίων und ἐγήρᾱν ganz offenbar darin, dass von älterer zeit her praesentia auf -όω und -άω, βιόω und γηράω, vorhanden waren, vermutlich werden wir demnach auch ein *ἁλόω anzusetzen haben. Wir sehen also, dass die qualität des in der praesensstammbildung dem i̯a-suffix vorausgehenden vocals den sprechenden maassgebend war dafür, nach welcher kategorie der alten â-bildungen (δρᾱ- γνω- βλη-) sie den intrans. aorist sowie die andern nicht-praesentischen tempora bildeten[1]. Man vergleiche hierzu s. 70 mit anmerk. 1. Wenn nun ἐβίων und ἐγήρᾱν ohne zweifel jüngere bildungen sind als βιόω und γηράω (γηράσκω) und die qualität ihres â-suffixes sich nach der qualität des den praesensstamm charakterisierenden vocals gerichtet hat, so könnte man die frage aufwerfen, ob nicht auch die passivaoriste auf -ην zum theil wenigstens von verbis auf -έω ausgegangen sind, d. h. ob nicht neben aoristen auf -ην in älterer zeit praesentia auf -έω existierten, deren ε ebenso die wahl der ê-kategorie (βλη-) für den passivaorist, eventuell auch für andere nichtpraesentische tempora (z. b. ἐρρύηκα) zur folge hatte, wie der o-laut von βιόω die ursache war, dass für die bildung der allgemeinen tempora die stämme wie γνω- zum muster genommen wurden. In der that wird auch von Schleicher comp.[3] s. 812 und von

1) Indess haben wir auch ein γηρεὶς ἐντος, wie ῥυεὶς ἐντος, bei Epicharm fr. 8 B.: ἀνδρὸς γηρέντος.

Curtius vb. II 320 ff. der gesammte starke passivaorist mit dem dazu gehörigen futurum für eine tempusbildung von verbis auf *-έω* erklärt[1]). Der letztere gelehrte beruft sich s. 334 darauf, dass an die verba auf *-έω* sich in weitem umfang intrans. bedeutung anschliesse, stellt dann die aoriste *τερσῆναι φλεγῆναι λιπῆναι φραγῆναι χαρῆναι* mit lat. *torrêre fulgêre licêre *frequêre (frequens) carêre* zusammen und verbindet s. 332 *ἐστέρην* und *ἐτράπην* mit *στερέω* und *τραπέω* (dazu würde noch aus Hesych kommen *τυπεῖ· πλήσσει*, als ausgangspunkt für *ἐτύπην*). Aber alles das kann mich nicht davon überzeugen, dass unsere passivaoriste auf *-ην* wirklich im anschluss an praesentia auf *-έω* entsprungen sind. Denn erstlich ist zu keinem einzigen passivaorist auf *-ην* ein praesens auf *-έω* aufzutreiben, welches intransitive bedeutung hätte und demgemäss zu dem aorist in dasselbe verhältniss gesetzt werden dürfte, in dem zu *ἐβίων* und *ἐγήρᾶν βιόω* und *γηράω* stehen, vielmehr sind die drei praesentia *στερέω* „beraube", *τραπέω* „keltere" (nach Curtius vb. I² 393 = lat. *torqueo*) und *τυπέω* „schlage" gerade transitiva. Die berufung darauf, dass unter den verba auf *-έω* sich viele intransitiva befinden, besagt also wenig. Zweitens kann ich auch die heranziehung der lat. verba *torrêre* u. s. w. nicht gelten lassen. Es ist klar, dass, wenn diese irgend etwas in unserer frage beweisen sollen, die übereinstimmung zwischen ihnen und den gr. aoristen eine genaue sein müsste. Aber im wurzelhaften theile stimmt weder *torrêre* genau zu *τερσῆναι*, noch **frequêre* zu *φραγῆναι*, noch *carêre* zu *χαρῆναι* (vgl. *κείρω κουρά*!); dass *fulg-* in *fulgêre* aus **fleg-* = *φλεγ-*

2) Aus Von der Gabelentz' schrift „Ueber das passivum" s. 533 ersehe ich, dass schon früherhin Haacke „Der gebrauch der genera" s. 52 ff. die passivaoriste von den verbis auf *-έω* abgeleitet hat. Die Haacke'sche schrift ist mir nicht zugänglich geworden.

entstanden sei, will ich nicht bestreiten, aber ganz sicher ist diese entsprechung nicht, da lat. *fulg-* möglicher weise der aind. wurzelform *bhṛg-* gleichkommt; es bleibt als unzweifelhaft genaue übereinstimmung nur *licêre* = *λιπῆναι* übrig, und diese muss schon wegen der bedeutungsdifferenz sicherlich für zufällig gelten. Der einzige positive anhaltspunkt für die annahme, dass der passivaorist auf *-ην* zu verbis auf *-έω* gehöre, bliebe also die thatsache, dass neben *ἐστέρην ἐτράπην* und *ἐτύπην* die praesentia *στερέω τραπέω* und *τυπέω* stehen. Aber da diese, wie bereits erwähnt, transitive function haben, da überdiess *τραπέω* „ich keltere" in der bedeutung von *ἐτράπην* abliegt und *τυπέω* sich nur auf Hesych stützt und da auch sonst zahlreiche *η*-formationen in den allgemeinen tempora entstanden sind ohne dass daneben ein praesens auf *-έω* existierte (*βουλήσομαι μαθήσομαι ἀλεξήσω* u. s. w., Curtius vb. I² 384 ff.), so finde ich keinen anlass, für die passivaoriste wie *ἐφάνην* praesentia wie **φανέω* vorauszusetzen. Es bleibt demnach dabei, dass diese aoriste unmittelbar auf grund der alten *ê*-formen wie *ἔβλην* sich entwickelten. —

Wir fassen nunmehr die schwachen aoriste wie *ἐλύθην* ins auge. Wie diese zu erklären sind, hat Schleicher bereits richtig erkannt. Er nimmt comp.² p. 827 an, dass sie an verbis wie *σχέ-θω* entsprungen seien: nach dem verhältniss von *ἔγραφον* : *ἐγράφην* habe man zu *σχέθω* ein *ἐσχέθην* gestellt, und von da aus sei dann die endung *-θην* weitergegangen. Diese auffassung ist eine in jeder beziehung befriedigende, wie umgekehrt die andern bisher vorgebrachten erklärungen unbefriedigend sind[1]). Das formenpaar

1) Die zuerst von Bopp aufgestellte, neuerdings auch von Fick Kuhn's z. XX 359 und Curtius vb. II 349 vertretene ansicht, dass das

σχέθω: *ἐσχέθην* hat noch folgende analoga, die zum theil allerdings, weil erst aus späterer zeit nachweisbar, nicht ohne weiteres für die periode des ersten entstehens der schwachen passivaoriste in anschlag gebracht werden dürfen. *φθίθω* Homer: *ἐφίθην* Homer. — *βιβάσθω* (*βιβάσθων* Homer): *ἐβιβάσθην* nachhomerisch. — *ἄσβεσθε· διέφθειρε Κρῆτες* Hes. (*ἀ* ist entweder augment oder lautliche prothese): *ἐσβέσθην* nachhom. — (*νεμέθω* Homer: *ἐνεμέθην* Demosth. 36, 38 und Aeschin. 2, 175, an beiden stellen ist die lesart unsicher.) — *ἐμέθω τὸ ἐμῶ* von Curtius vb. II 342 aus Cramer An. Ox. I 87, 7 citiert: *ἠμέθην ἐμεθήσομαι* (spät, vgl. Veitch greek verbs). — *ἄχθομαι* Homer (neben *ἄχομαι*): *ἄχθητι· λυπήθητι* (vgl. Curtius vb. II 336)[1]. — *νήθω* „spinne“: *ἐνήθην*, beide bei Plato. — (*μινύθω* Homer: *ἐμινύθην* bei Hippokrates an zwei stellen, wo aber die lesart unsicher ist, Veitch s. v. *μινύθω*.) — Ferner dürfen verglichen werden: das homerische perfect *βεβρώθοις* (*Δ* 35), zu dem sich ein praesens **βρώθω*

-*θην* von *ἐλύ-θην* das praeteritum **ἔθην* = aind. *ádhâm* sei, ist unbefriedigend, 1) weil ihr zu folge die beiden eng zusammengehörigen formationen *ἐφάνην* und *ἐλύθην* von zwei total verschiedenen principien aus erklärt werden, 2) weil die flexion des aoristischen -*θην* von der flexion des **ἔθην* principiell abweicht, indem, wie namentlich aus der übereinstimmung von *ἔθετο* und aind. *ádhita* hervorgeht, **ἔθην* von jeher mit stammabstufung conjugierte, 3) weil **ἔθην ἔθεμεν θεῖναι* trans. bedeutung hat, also *ἐλύ-θην* „ich lösen that“ gerade das gegentheil von dem bedeuten würde, was es thatsächlich bedeutet, und 4) weil die aoriste wie *ἐλύθην* als einzelsprachliche neuschöpfungen angesehen werden müssen und wir kein recht haben zu der annahme, dass noch im sonderleben des griechischen eine solche zusammensetzung eines verbalstammes mit **ἔθην* oder **θῆν* bewirkt werden konnte. Diese schwierigkeiten zu beseitigen ist nach meinem ermessen noch niemandem gelungen.

1) Diog. Sinop. frgm. 1, 2 (in Nauck's frgm. trag.) liest jetzt Nauck mit Meineke wol richtig *σαχθέντες* statt *ἀχθέντες*. Letzteres würde das particip zu *ἄχθητι* sein.

denken lässt (vgl. πλήθω : πέπληθα)[1]), mit ἐβρώθην (Hippokrates u. a.); ὀρεχθέω (Ψ 30, vgl. Curtius vb. II 343), wozu ein *ὀρέχθω denkbar ist, mit ὠρέχθην (att.); und endlich auch πλήθω Homer (wozu πλῆθος πληθύς), πρήθω Homer, κνήθω κνήθομαι Aristot. u. a., ἀποσήθειν („nur von Athen. XIII 591 aus dem grammatiker Herodikos angeführt" Curtius vb. II 341) mit den aoristen ἐπλήσθην Homer, ἐπρήσθην nachhomer., ἐκνήσθην att., ἐσήσθην Dioskor., insofern diese aoriste sammt πέπλησμαι u. s. w. wol nicht erst mit rücksicht auf das ϑ des praesens auf -θω sigmatisch geworden sind, sondern auf dieselbe weise wie ἐγνώσθην ἔγνωσμαι, ἐμνήσθην und viele andere verba ihr σ nach der analogie von formen wie ἐτελέσθην τετέλεσμαι, ἐψεύσθην ἔψευσμαι bekommen haben. Eine reiche sammlung von verba auf -θω, die sich den indischen wie *rā'dhāmi* von *rā*, *sā'dhāmi* von *sā* vergleichen, gibt Curtius vb. II 339 ff. Zu berücksichtigen ist für unsere frage auch das ϑ, welches so oft unmittelbar vor dem suffix -μο- erscheint, so dass für das sprachgefühl geradezu ein suffix -θμο- existierte. Man vergleiche ἐστάθην : σταθμός στάθμη (σταθ- auch in εὐσταθής). ἐτέθην : τεθμός (tegeat. θεθμός, lokr. θέθμιον, Allen stud. III 244 f.). ἐδύθην : δυθμή (Callim. fr. 539 Schn., vgl. Lobeck paral. p. 394 sq.). ἐδέθην : δεθμός, welches letztere wahrscheinlich mit Valckenaer der Hesychiusglosse ἐθμοί· πολλοί. δεσμοί. πλόκαμοι zu entnehmen ist, indem hier zwei verschiedene glossen, ἐθμοί (= ἑσμοί oder ἐσμοί) und δεθμοί (= δεσμοί), in einander geronnen zu sein scheinen (vgl.

---

1) Die form βεβρώθοις mit Nauck (vgl. seine adnot. z. d. st. und bullet. de l'acad. imp. des sc. de St.-Pétersb. XXIV 355) in βεβρώκοις abzuändern, sehe ich keinen grund. Die form an sich ist unverdächtig, und dass sie nicht öfters vorkommt gibt uns kein recht sie auszumerzen.

M. Schmidt z. d. st.). *ἐθῆναι* : *ἐθμοί*, die eigentliche bedeutung dieses substantivum ist „das losgelassene", vgl. *ἀφεσμός* und das lat. *exâmen* von *exigere* (Lobeck paral. p. 393). *ἐκινήθην* : *κινηθμός*. *εἱλκήθην* : *ἑλκηθμός*. *ἰνήθην* : *ἰνηθμός*. *ἐκηλήθην* : *κηληθμός*. *ἐβρυχήθην* : *βρυχηθμός*. Andere nomina auf -*θμο*- verzeichnet Lobeck paral. p. 393—97[1]). Ob diese -*θμο*-bildungen älter sind als die schwachen passivaoriste, ist nicht zu entscheiden; sind sie älter, so könnten sie, so lange das *θ* noch als zum wurzelhaften worttheil gehörig gefühlt wurde, sehr wol zur ausbreitung der in rede stehenden aoristkategorie mit beigetragen haben. Dass im anschluss an aoriste wie *ἐφθίθην* und *ἐσχέθην* sich eine so umfängliche kategorie herausbildete, ist hauptsächlich wol den denominativen verba wie *τιμάω φιλέω δουλόω* beizumessen, denn nachdem diese sich einmal der bildungsweise mit -*θην* bemächtigt hatten, war die zahl der schwachen passivaoriste bald ins unabsehbare vermehrt.

---

1) Die formen wie *δυσμή δεσμός* mit *σ* statt *θ* lasse ich darum bei seite, weil ich die gewöhnliche annahme, derzufolge hier *θ* lautlich in *σ* übergegangen wäre, für unrichtig halte. Es verwandelt sich überhaupt weder *θ* noch *τ* noch *δ* vor *μ* auf lautlichem wege in *σ*. Vielmehr zeigt das verbleiben der dentale in formen wie *ἐρετμός ἐφετμή πότμος*, *κεκορυθμένος ῥυθμός*, *φράδμων ἔδμεναι ὀδμή* aufs deutlichste, dass das *σ* von bildungen wie *πέπασμαι* (*πατέομαι*), *πέπυσμαι πύσμα* (*ἐπυθόμην*), *ἔψευσμαι* (*ψεύδω*) *ἴσμεν* (*οἶδα*) auf analogischer ausbreitung eines sibilanten beruht, der nur in formen wie *πέπασται*, *πέπυσται*, *ἔψευσται ἴστε* lautgesetzlich entstanden war. Die gewohnheit vor den nominalen *μ*-suffixen ein *σ* zu hören führte sogar dazu, dass man, ohne dass von der w. *ὀδ*- eine form bestand, in der *δ* lautgesetzlich in *σ* übergegangen war, *ὀσμή* statt *ὀδμή* bildete, analog muss auch *ὑσμίνη* von w. *i̯udh* (aind. *yudh*) beurtheilt werden. Vielleicht formuliert man die entstehungsweise von *ὀσμή* am besten so, dass man sagt, die Griechen haben diese form von *ὀδ*- mittels des suffixes -*σμο*- gebildet. Hierzu würden ein genaues analogon abgeben die slav. bildungen wie *čismę* und *čislo* von *čĭtą čisti* „zählen".

Man wird mir nun vielleicht entgegenhalten, die anzahl der muster, auf grund deren ich die vielen aoriste wie *ἐφάνην* und *ἐλύθην* entstehen lasse, sei eine so geringe, dass es nicht glaublich sei, dass von ihr so umfangreiche formenkategorien ausgegangen seien. Diejenigen, welche diesen einwurf zu machen geneigt sein sollten, erlaube ich mir auf Kuhn's z. XXIV 50 f. zu verweisen, wo ich gezeigt zu haben glaube, dass ein solcher einwand nichtig wäre[1]). Da ich an dieser stelle indessen keine thatsächlichen beispiele aus dem sprachleben zur erläuterung zugefügt habe und mancher sich vielleicht doch nur durch vorführung von solchen davon wird überzeugen lassen, dass jener gegen die annahme von neuschöpfung auf dem wege der analogie so oft erhobene einwand, der muster seien zu wenige, nichtssagend ist, so mögen hier ein paar fälle namhaft gemacht werden, in denen ohne jeden zweifel ganz wenige formen eine sehr umfangreiche kategorie geschaffen haben. Solche

1) Man muss sich immer gegenwärtig halten, dass die bildung einer kategorie auf dem wege der analogie sich allmählich vollzieht. Wenn z. b. nach drei formen eine vierte gebildet ist, so bewirken nun die vier zusammen eine fünfte, die fünf zusammen eine sechste u. s. w. So können unter umständen von einer einzigen form hunderte von neuen formen ausgehen. Obwol diess auf der flachen hand liegt, wird es doch fort und fort verkannt. Auch kommt es, wenn es sich um nur einige wenige formen handelt, die eine umfangreiche kategorie begründen, durchaus nicht immer, wie man glaubt, darauf an, dass die musterformation eine viel gebrauchte ist, in dem sinne, wie man z. b. die deutschen verba *sein haben thun* vielgebrauchte wörter nennt. Auf diesen letzteren wichtigen punkt kann ich hier nicht näher eingehen, hoffe aber die richtigkeit meiner behauptung demnächst in einer methodologischen schrift, die mich seit einer reihe von monaten beschäftigt und u. a. auch den versuch einer eingehenderen psychologischen analyse der sogen. „analogiebildungen“ mit zugefügten beispielen aus den verschiedenen indogermanischen sprachen bringen wird, klar beweisen zu können.

fälle lassen sich natürlich nur aus den neueren sprachen beibringen, weil wir nur hier den ausgangspunkt der neubildung in numerischer hinsicht genauer controlieren können. Im romanischen ist sehr verbreitet ein suffix *-uto* (ital. *-uto* span. *-udo* u. s. w.), welches an substantiva angehängt wird und besagt, dass das substantivum mit etwas behaftet ist, z. b. ital. *barbuto* franz. *barbu* „bärtig, starkbärtig". Solcher adjectiva zählt Car. Michaëlis „Stud. zur rom. wortschöpfung" s. 30 ff. aus dem spanischen 121 (beziehentl. 144), aus dem ital. 108, aus dem portug. 80, aus dem franz. 42 auf, und aller wahrscheinlichkeit nach ist der vorrat damit noch lange nicht erschöpft. Sie sind entstanden, wie Michaëlis bemerkt, „auf grund einiger kümmerlicher lat. vorbilder wie *nasutus cornutus verutus astutus cinctutus versutus hirsutus actutum*, später auch *canutus villutus*". Natürlich sind diese zum teil schon selbst analogiebildungen nach älteren formen auf *-ûtus*. — Vier altslavische verba, abulg. *jesmĭ vĕmĭ damĭ jamĭ*, haben es erreicht, dass im neuslovenischen und neuserbischen die verba aller conjugationsclassen in der 1. sgl. auf *-m* endigen, z. b. neusl. *rečem dêlam hvalim*, serb. *pletem pijem djelam gorim*. Also hunderte von formen nach vieren! (vgl. Miklosich Vgl. gr. III² 156 ff., 224 ff., Schleicher Beitr. I 324 und Scherer Zur gesch. d. d. spr. 176). — Ebenso sind im hochdeutschen die vier verba *bim gêm stêm tôm* der anlass geworden, dass alle mit *ê* und *ô* abgeleiteten verba in der 1. sgl. praes. ein *-m* annahmen: ahd. z. b. *habêm salbôm*, und dieses *-m* ging dann in gewissen dialecten auf sämmtliche verba, starke wie schwache, über (vgl. Scherer a. a. o.)[1]. — Die im hoch-

1) Wir haben hier also denselben vorgang wie im arischen. Denn auch hier sind, worauf ich schon s. 13 hinwies, die sämmtlichen formen wie *bhárâmi* und *devayấmi* analogiebildungen nach solchen wie *dádâmi*.

deutschen so weit verbreitete pluralbildung der starken neutra mit der umlaut bewirkenden silbe *-ir-* (*-er-*), z. b. ahd. *grab: grebir grebirô* u. s. w., *calb celbir, hrind hrindir* mhd. *buoch büecher, tal teler,* geht bekanntlich auf die alten stämme mit suffix *-as-* zurück z. b. got. *riqis* n. „dunkel" (d. i. **reques-a-m*) = aind. *rajas* gr. *ἔ-ρεβος*. Diese *-as*-stämme sind nun schon im ältesten germanischen nur spärlich vertreten (L. Meyer got. spr. s. 172, Grimm d. g. II 257 des Scherer'schen neudrucks), und unter allen hd. pluralischen *-ir*-bildungen ist meines wissens nur eine einzige, die als aus urgerm. zeit überkommen angesehen werden darf, nämlich der stamm *celbir-* (vgl. ags. *cealf* pl. *cealfru*), welcher auch im singular vorkommt (*chalbire drijârigemo* vitulo trimo und in dem eigennamen *Kelbirisbach,* Grimm d. g. I² s. 535 Scherer) und dem griech. *βρέφος* gleichkommt. Die vermutung von Paul (beitr. IV 415), in dem hesychischen *ὤβεα* (*τὰ ᾠά. Ἀργεῖοι*) stecke ein *-εσ*-stamm als correlat von *eigir,* ist allzu unsicher. Mögen neben *celbir-,* was ja von vorn herein wahrscheinlich ist, auch noch ein paar weitere *-as*-stämme im hochdeutschen von alters her vorhanden gewesen sein (mit rücksicht auf das angelsächsische und altfriesische, vgl. Grimm I² 559. 564 Sch., sind neben *celbir* als ältester bestand zu betrachten: *hrindir* „rinder", *eigir* „eier", *lembir* „lämmer", vielleicht auch *kindir* „kinder"), jedesfalls ist die zahl der bildungen, die für die *-ir*-plurale den ausgangspunkt abgegeben haben, gegenüber der ausdehnung, die diese formation nach und nach genommen hat, eine verschwindend kleine gewesen.

12.

Wir wenden uns zu der sogen. aeolischen flexion der verba contracta, die im lesbischen, boeotischen, delphischen, lokrischen und arkadischen angetroffen wird, z. b. lesb. *φίλημι γέλαιμι δοκίμωμι* pl. *φίλημεν*, opt. *φιλείην*, ptc. act. *φίλεις φίλεντος* med. *φιλήμενος*. Zuerst stellte L. Hirzel „Zur beurtheil. des aeol. dial.“ s. 56 ff. die ansicht auf, *φίλημι* sei eine analogiebildung nach art der verba auf *μι*, also jünger und unursprünglicher als *φιλέω*. Diese auffassung wurde von Schleicher Scherer u. a. acceptiert. Dagegen wandte sich dann in ausführlicher darlegung Curtius in den stud. III 377 ff. und im vb. I² 39. 358 ff.[1]), indem er nachzuweisen versuchte, dass die aeol. flexion der verba contracta die ältere, echt urindogermanische, dagegen die flexion *φιλέω φιλέεις* u. s. w. ein abfall vom altüberkommenen sei.

Ich habe im folgenden nachzuweisen, dass Curtius' ansicht, die allerdings auf einer fein ausgedachten und im ersten augenblick sehr bestechenden construction beruht, unhaltbar, dass *φιλέω* in der that die altüberkommene flexionsweise ist, dass die aeolische aber freilich auch nicht, wie Hirzel Schleicher u. a. behaupten, eine analogiebildung nach *τίθημι ἵστημι δίδωμι* ist, sondern eine solche nach dem muster unserer verba mit dem -*â*-suffix wie *ἄημι ἔβλην δίζημαι*.

Curtius argumentiert so: die aeol. flexion der verba contracta kann keine analogische neuschöpfung der griech.

---

1) Curtius fand zustimmung bei Mangold stud. VI 159 ff., Merzdorf „Sprachwiss. abhandl. aus Curtius' gramm. gesellsch.“ 32, Schrader stud. X 297, Rzach dial. d. Hesiod s. 446. Gegen Curtius erklären sich Hartmann de dial. Delph. p. 47 und Führer de dial. Boeot. p. 36 sq., doch ohne selbst etwas probableres zur erklärung vorzubringen.

sprache nach den verba auf *μι* sein, weil eine durchgreifende übereinstimmung zwischen der flexion von *φίλημι γέλαιμι δοκίμωμι* und derjenigen von *τίθημι ἵσταμι δίδωμι* nicht besteht, indem z. b. der plur. von *τίθημι τίθεμεν*, dagegen der von *φίλημι φίλημεν* lautet[1]; folglich muss *φιλέω* die neubildung sein, *φίλημι* aber ist wahrscheinlich zu erklären aus einem **φιλέ-jη-μι*, ebenso **γέλᾱμι* (*γέλαιμι*) und *δοκίμωμι* aus **γελά-jη-μι* und **δοκιμό-jη-μι*, und diese formen repräsentieren getreu die urindog. flexionsweise dieser denominativa; die silbe *-jη-* ist wahrscheinlich das aind. *yâ'-mi* „ich gehe".

Erwägen wir zunächst die consequenzen der positiven aufstellung von Curtius. Wenn in *φίλημι* ein *-jη-* = aind. *-yâ-* „gehen" steckt, so war, wie auch Curtius annimmt, die ältere form z. b. von *φίλημι φίλημεν φίλεισι*: **φιλε-jη-μι *φιλε-jη-μεν *φιλε-jε-ντι*, letzteres für **φιλε-jη-ντι* (vgl. *ἄημι ἄημεν ἄεισι*). Wenn solche formen nun die urspr. flexionsweise repräsentieren, so müsste diese in allen personen *-i̯â-* gehabt haben, folglich könnte der vocal der silbe *-i̯â-* nicht derselbe gewesen sein wie ihn die thematischen verba, wie aind. *bhárâmi* gr. *φέρω*, zwischen wurzel und personalendung aufweisen. Nun wird aber zunächst in drei indogerm. sprachgebieten das *a* der silbe *-i̯a-* der abgeleiteten verba von den ältesten zeiten her ganz offenbar genau so behandelt wie das praesensstammbildende *a* von *bhárâmi φέρω* u. s. w., d. h. in der 1. ps. sg. du. pl. und in der 3. ps. pl. erscheint *-i̯a₂-* (aind. *-yâ-*, europ. *-i̯a-* oder *-i̯o-*), sonst *-i̯a₁-* (aind. *-ya-*, europ. *-i̯e-*). Diese sprach-

1) Mit unrecht stellt C. (vb. I² 40) auch *φίλησθα* unter die formen, die in dem system von *τίθημι* keine analogie haben. Denn *τίθησθα* findet sich *ι* 404, *ω* 476 (vb. I² 51).

gebiete sind das arische, slavisch-litauische und germanische. Man vergleiche beispielsweise aind. *deva-yâ-mi -ya-si*: *bhar-â-mi -a-si*, abulg. *zelenĕ-ją -je-ši*: *ber-ą -e-ši*, got. *nas-ja -ji-s*: *baír-a -i-s*. Was dann weiter das italische anlangt, so spricht diess zwar nicht direct gegen Curtius' hypothese, aber auch in keiner weise dafür. Denn unter allen umständen sind formen wie *doceo, finio finiunt finiens, statuo statuis* u. s. w. nach der weise von *φιλέω μηνίω μεθύω* gebildet und demgemäss zu der durch das arische, slavische und germanische vertretenen flexionsweise zu stellen. Daneben nun hat das lateinische allerdings die formen wie *docent* und *amant*, die nicht auf lautlichem wege aus **doceunt *amaunt* entsprungen sein können. Diese lässt Curtius seiner theorie gemäss aus **doce-ent* (vgl. **φιλέ-jεντι*) und **ama-ent* (vgl. **γελά-jεντι*) hervorgehen. Aber es hindert nichts, anzunehmen, dass *docent* und *amant* erst nach der analogie von *docês docêt* (*docĕt*) *docêtis, amâs amât* (*amăt*) *amâtis* gebildet wurden und dass hier eine ausgleichung stattfand, die auf gleiche linie zu stellen wäre mit der ausgleichung, auf welcher die ahd. flexion *habêm habês habêt habêmês habêt habênt* gegenüber der gotischen flexion *haba habais habaiþ habam habaiþ haband* beruht. Curtius hat also am lateinischen keinen positiven anhalt. Die vocalverhältnisse, wie sie im keltischen in der 2. conjug. (= lat. 1. conj.) und der 3. (= lat. 4.) hervortreten, sind zu wenig durchsichtig, um für die reconstruction der grundsprachlichen gestalt der flexion der denominativa in betracht zu kommen. Aus Lottner's und Stokes' aufsätzen in den beitr. II 322 ff. und III 47 ff. ist kaum etwas zu entnehmen, was uns zu einer wiederherstellung der urkeltischen flexionsweise verhelfen könnte. Auch Windisch's untersuchung der keltischen auslautsgesetze (Paul-Braune's beitr. IV), die über so viele andere flexions-

silben helles licht verbreitet, lässt über einen grossen theil der in betracht kommenden formen keine sichere entscheidung zu, die verstümmelung der ursprünglichen formen ist eben schon allzu weit vorgeschritten, als dass die anderwärts sich ergebenden auslautsgesetze einen sicheren schluss auf die ursprüngliche flexion dieser denominativa erlaubten. Auch wissen wir vorläufig gar nicht, in wie weit gegenseitige ausgleichungen im vocalismus der einzelnen personen stattgefunden haben. Sicher aber ist, dass die flexion, die der griechischen *τιμάω -άεις* entspricht, im irischen nicht fehlt: denn z. b. die 1. sg. conjuncter flexion der 2. conjug. *-caru* „amo“ steht ohne zweifel für **carau* und entspricht genau dem *τιμάω* (Windisch s. 252)[1]). Ueberschaue ich alles, was ich aus den genannten abhandlungen Lottner's, Stokes' und Windisch's zu entnehmen im stande bin, so kann ich mich nicht davon überzeugen, dass Curtius' hypothese am keltischen eine stütze hat.

Die verhältnisse liegen demnach so: Curtius stellt eine flexionsweise der abgeleiteten verba als die urindogermanische auf, für die einiger festerer anhalt nur im griechischen zu finden ist, und nötigt uns durch seine construction zu der annahme, dass im arischen, slavischen, germanischen und im griechischen selbst schon in den ältesten zeiten ein übergang von der altüberkommenen conjugationsweise in die analogie der verba mit thematischem vocal stattgefunden habe; denn ein solcher müsste ja notwendiger weise für verba wie aind. *devayâmi* abulg. *zeleněją* got. *nasja* gr.

---

1) Ueber die absolute form *caraim*, die in der betrachtung von *berim* (1. conj.) nicht getrennt werden kann, bitte ich den unten folgenden aufsatz „Zur geschichte der personalendungen“ zu vergleichen.

φιλέω angenommen werden. Ist das aber irgend glaublich? Irgend glaublich wäre es nur dann, wenn die aeol. verba wie *φίλημι* wirklich gar nicht anders erklärt werden könnten als durch jenen ansatz eines urindog. ausgangs *-i̯â-mi -i̯â-si -i̯â-ti* u. s. w., und wenn, wie Curtius behauptet, wirklich im griechischen keine analogie vorläge, nach der sie in der zeit des einzellebens der griech. sprache gebildet sein könnten. Aber Curtius hat offenbar unrecht, denn neben der kategorie der von alters her mit stammabstufung flectierenden verba auf *μι* wie *τίθημι τίθεμεν τίθεμαι*, steht ja die kategorie unserer oben besprochenen, ebenso wie *τίθημι* aus der ursprache stammenden verba mit dem *-â*-suffix wie *ἄημι*, und deren flexion ist genau dieselbe, wie die aeol. flexion der verba contracta, man vergleiche *φίλημεν* mit *ἄημεν*, *φίληται* mit *ἄηται δίζηται*, *φιλείην* mit **ἀείην βλείην κιχείην*, *φιλῆναι* mit *ἀῆναι βλῆναι*, *φιλήμενος* mit *ἀήμενος βλήμενος*, *ἐφίλη* mit *ἄη ἔβλη*, *ἐφίλητο* mit *ἄητο ἔπλητο*, *ἐδοκίμων ἐδοκίμωμεν* mit *ἔγνων ἔγνωμεν*, *ἐγέλᾶν* mit *ἔδρᾶν* u. s. w. Wir haben also ohne zweifel anzunehmen, dass diese kategorie der verba auf *μι* das muster lieferte für die neugestaltung der verba contracta. Unsere kenntniss derjenigen dialecte, denen die neuerung eigen ist, ist leider eine zu dürftige, als wir den verlauf des processes genauer verfolgen könnten. Vor allem möchte man wissen: wie viele und welche praesentia von der art des *ἄημι* in diesen dialecten lebendig waren, ob es in ihnen noch praesentia wie **ζῆμι *ψῆμι *νῆμι *ζῶμι *ψῶμι* oder gar noch, entsprechend dem aindischen, neben *ἔβλην* ein **βλῆμι*, neben *ἔδρᾶν* ein **δρᾶμι* gab (vgl. *ἄημι ἄην*), so dass die modusformen wie *βλείην βλῆναι* nicht speciell aoristische bedeutung gehabt hätten, und weiter wie die aeol. formen *ποθήω ἀδικήεις* und die delph. *συλήοντες στεφανωέτω* u. s. w.

(Curtius vb. I² 362) aufzufassen sind, ob sie nämlich aus der zeit stammen, in der der übergang in die analogie von ἄημι noch nicht stattgefunden hatte, so dass dehnung des ε und ο vor dem -ἰα-suffix eingetreten sein müsste, oder ob sie auf einer rückkehr von formen wie *πόθημι *στεφάνωμι in die analogie der verba auf ω beruhen. Dieses und anderes sind fragen, über welche weitere zufuhr von sprachmaterial vielleicht einmal licht verbreitet, deren beantwortung jetzt aber unmöglich ist. Zu erwähnen bleibt nur noch, dass die verba wie ἄημι im aeolischen auch noch andere formen als die verba contracta in ihren kreis hineinzogen. Als aeolisch sind überliefert die formen οἴδημι = οἶδα und ἀχνάσδημι, dem ein att. *ἀχνάζω (= ἄχθομαι) entsprechen würde. Auch das von Hesych gebotene εἴημι· πορεύομαι kann als aeolische umbildung des praesens εἴω (= aind. áyâmi) angesehen werden, welches bei Sophron fr. 2 Ahr. (vgl. Baunack stud. X 96 f.) erhalten ist und zu welchem sich als imperf. κατ-εῖεν Hesiod scut. 254 stellt, das gegen die überlieferung in κατῆεν abzuändern keinerlei nötigung vorliegt. Dann wäre die änderung des εἴημι in ἴημι (Lobeck) überflüssig und die oben s. 5 über diese form vorgetragene, auf Lobeck's änderung sich stützende ansicht unrichtig. Als aeolisierend wird man auch die homerischen formen τιθήμεναι Φ 83, τιθήμενος Κ 34 und δίδωθι γ 370 zu bezeichnen haben.

13.

Als hauptergebnisse der vorstehenden untersuchung dürften folgende sätze zu bezeichnen sein:

1. Ein suffixales element *â* ist für verba von der form des aind. *yâti* und *psâti* unbedingt anzuerkennen.

2. Das nebeneinanderstehen von „wurzeln" wie *ak*[1] und *k*[1]*â* in gleicher bedeutung ist vermutlich so zu erklären, dass die zweite form eine erweiterung der wurzel durch suffix *â* ist.

3. Die bisherige ansicht, dass formen wie aind. *prâ-* gr. *πλη-* lat. *plê-* u. s. w. in *prâṇa- πλῆτο plênus* etc. durch metathesis des wurzelschliessenden consonanten entstanden seien, ist ein vorurtheil. So lange nicht der gegenbeweis geliefert ist, sind wir zu der annahme gezwungen, dass die formen wie *prâ-* aus der schwachen wurzelform und suffixalem *â* bestehen.

4. Auf grundlage der altüberkommenen *-â*-bildungen wie *ἔβλην* von w. *g*[2]*al* hat sich im griechischen die kategorie zunächst des starken, dann auch des schwachen passivaorists gebildet.

5. Die sogen. aeolische flexion der verba contracta beruht auf einem übergang der altüberkommenen, durch formen wie *φιλέω φιλέεις* u. s. w. repräsentierten flexionsweise in die analogie der durch formen wie *ἄημι ἔβλην* vertretenen conjugationsclasse.

Formassociation bei zahlwörtern.

Von **Hermann Osthoff.**

In Kuhns zeitschr. XXIV 66 anm. 2 macht Brugman darauf aufmerksam, dass gerade bei zahlwörtern association der einzelnen formen vielfach nachzuweisen sei. Er führt an: „z. b. *ὀκτά-πους* statt *ὀκτώ-πους* nach *ἑπτά-πους* u. a., *ὀγδόα-το-ς* nach *ἔνα-το-ς, δέκά-το-ς* (Ascoli rivista di fil. 1876 p. 573 = Curtius' stud. IX 349)." Ich will diese liste um einige mir gesichert scheinende fälle vermehren; bei weiterem suchen mögen andere anderes hinzufinden.

Im griechischen, um dabei zunächst zu bleiben, ist klärlich von derselben art wie *ὀκτά-πους* auch *πεντά-πους* neben älterem *πεντέ-πους*, und ferner *ἑξά-πους*: das gemeinsame ist das freilich nur auf die stellung im innern der wortcomposition beschränkte weiterdringen des ausganges -*α* der sieben-, neun- und zehnzahl durch fortwuchernde analogiebildung.

Nach Carolina Michaelis „studien z. rom. wortschöpfung" Leipz. 1876 s. 35 ward im vulgärlateinischen der monatsname *October* wegen der nachbarschaft von *September, November, December* zu *Octember*. Das ist ganz und gar wie Brugmans „*ὀκτά-πους* statt *ὀκτώ-πους* nach *ἑπτά-πους* u. a." Die „angebildete" form *Octembre* dauert im altfranzösischen fort; vgl. Diez etymol. wörterb. d. roman. spr. I[3] vorr. s. XXIV. Entsprechend lautet die russische form

dieses monatsnamens *Oktjabrĭ*, nach *Septjabrĭ*, *Nojabrĭ*, *Dekabrĭ*; und nach den belegen bei Miklosich lexic. Palaeoslov. s. 500 f. ist das *Oktębrĭ* im altslavischen weiter verbreitet gewesen.

Ferner: abulg. *devętĭ* und lit. *devynì* '9' haben offenbar ihren anlaut *d*- statt *n*- von dem benachbarten *desętĭ*, *dészimtis* '10'. So lehrt es schon Schleicher compend.[3 4] § 237 s. 483. Durch das altpreussische *newînts* wird mit sicherheit erwiesen, dass in der baltischen grundsprache noch der alte anlaut *n*- bei diesem zahlwort bestand, so dass Ficks letto-slavische urform **deven* vgl. wörterb. II[3] 588 unwiderruflich hinfällt. Doch folgt nun daraus nicht, dass beide sprachen, slavisch und litauisch, die analogiebildung von einander unabhängig vollzogen haben; denn lit. *devynì*, lett. *deviñi* „können ihr *d* für *n* slavischem einfluss verdanken, nach einer vermutung prof. Leskiens“ bei Brückner Litu-slav. stud. I 80. Keinen vertreter dürfte wol heute mehr die anschauung Bopps vergl. gramm. I[3] 76 finden, nach welcher das altpreussische das ursprüngliche *n*- eher wiederhergestellt als bewahrt habe, „da aller wahrscheinlichkeit nach die den übrigen lettischen sprachen mit allen slavischen bei diesem zahlworte gemeinschaftliche ersetzung des *n* durch *d* schon vor der trennung des lettoslavischen sprachkreises eingetreten war“. Denn nach welchem muster sollte wol altpreussisch das *n*- hergestellt sein, da an einen lautlichen übergang, an welchen freilich Bopp denken mochte, ja unmöglich gedacht werden darf?

Nach mhd. *zwelif zwelf* = got. *tvalif* richtet sich im vocal mhd. *einlif eilef eilf* = got. *ainlif* und wird aussprachlich zu *elf*, auch selbst dann, wenn die schrift hie und da noch das alte *eilf* festhält. Und nachdem neuhochdeutsch, sei es aus „Zwickauer“ unart (Schleicher d. deutsche spr.[2] 238),

sei es, was wahrscheinlicher ist, durch die lautliche einwirkung des *w* auf das folgende *e*, altes *zwelf* zu *zwölf* vorrückt, geht nun in einigen gegenden Norddeutschlands auch schon *elf* mit und wird *ölf* gesprochen.

Dies sind beispiele aus jüngeren sprachperioden. Wenden wir das daran zu lernende an, um einige lautliche schwierigkeiten bei den zahlwörtern älterer sprachen zu heben, so scheint mir, als wenn lat. *quinque* sowol anstatt **pinque* wie auch altir. *cóic*, kymr. *pimp* '5' mit ihren unregelmässigen anlauten (altir. *c*, kymr. *p* = urspr. *qu*, vgl. Windisch beitr. z. vergl. sprachf. VIII 22 ff. 26. 35 f.) am besten und einfachsten so erklärt würden, dass man angleichung an das zahlwort der benachbarten vierzahl lat. *quatuor*, altir. *cethir*, kymr. *petguar* annimmt.

Umgekehrt hat 5 die 4 beeinflusst in got. *fidvor* anstatt **hvidvor*, und man braucht für diesen fall entschieden keine unregelmässige verschiebung des indog. k^2 (*kv*) zu germ. *f* zuzulassen. In got. *fimf* anstatt **finhv* beruht das zweite *f* augenscheinlich auf assimilation des auslauts, resp. früher inlauts, an den anlaut, einer assimilation, welche ja wegen der überdies grossen lautnähe von *f* und *hv* leicht zu bewerkstelligen war, und derjenigen ähnlich, welche meiner ansicht nach richtig Fick zeitschr. f. vergl. sprachf. XXI 14 als grund des *f* in got. *vulfa-* = indog. und aind. *vṛka-* angenommen hat.

Uebrigens soll überhaupt nicht in abrede gestellt, sondern ausdrücklich erwähnt werden, dass sich sowol bei den formbeeinflussungen zwischen 4 und 5 im lateinischen und keltischen und im germanischen, als auch bei derjenigen zwischen 9 und 10 im slavischen und litauischen die association natürlich um so leichter vollzog, als ja *qu* und *p*, *hv* und *f*, endlich *d* und *n* schon von vorn herein unter

einander nahe verwante laute sind. Aber trotz dieser nahen phonetischen verwantschaft wäre es dennoch unstatthaft und falsch, den lautwechsel aus sich selbst zu stande kommen zu lassen, d. i. ohne das hinzukommen der formassociation: vielmehr ist diese das eigentliche agens bei der sache.

Das inschriftlich überlieferte digamma der griechischen sechszahl, in *Ϝεξήκοντα*, *Ϝεξακατίοι*, *Ϝέκτος* der herakleischen tafeln (Ahrens dial. II 43), fordert berücksichtigung bei der feststellung der indogermanischen grundform dieses zahlworts; um so mehr, da auf irischem gebiet auch das cambr. *chwech* mit dem *v* auftritt. Zieht man nun die europäischen sprachen allein in betracht, so pflegt man bekanntlich **sveks* als die mutterform anzusetzen; vgl. Fick wörtb. I³ 839. Man pflegt so anzusetzen nach dem bekannten, in der vergleichenden grammatik noch vielfach einzig üblichen verfahren, „die urformen aus den verschiedenen einzelsprachlichen gestaltungen der wörter so zu construieren, dass man diese historischen formen, wie sie in den verschiedenen sprachen neben einander liegen, mit allen im einzelnen hervortretenden lauten einfach addiert, so dass man diejenige form als die ursprüngliche einheitsform betrachtet, welche alle in den einzelsprachen sichtbaren elemente in sich birgt". Nicht deshalb nun, weil ich meinerseits diesem verfahren auch huldige — denn über das trügerische der resultate sehr vieler solcher „additionsexempel" bin ich völlig mit meinem freunde Brugman zeitschr. f. vergl. sprachf. XXIV 52 f. einverstanden —, kann ich **sveks* als europäische grundform gelten lassen, vielmehr deshalb billige ich sie, weil sich bei dem ausgehen von dieser grundform eine genügende erklärung für den eintritt einer form ohne das *v* in anderen europäischen sprachen, z. b. im lateinischen und germanischen, zu bieten scheint

nicht umgekehrt. Die lautgesetze freilich muss man in ruhe lassen, wenn man **seks* für **sveks* erklären will; mit ihnen ist, wie in so vielen fällen, nichts anzufangen für den, der sie nicht biegen und nicht dehnen mag. Aber lat. *sex*, got. *saihs* mögen einfach ihren verlust des *v* nach dem *s* der besitzstörenden nachbarschaft der bösen *sieben* verdanken. Kann sich nun so **sveks* hinreichend als grundform für die europäische sprachengemeinschaft legitimieren, so ist von vorn herein nicht zu verzweifeln, dass es, oder vielmehr natürlich **sva₁ks*, wegen skr. *shash*, abaktr. *khshvas* bei der weiteren frage nach der indogermanischen grundform sich doch nicht brauchbar erweisen werde. Man muss nur auch hier bei der regelung dieses verhältnisses nicht unbedingt mit der „additionsmethode“ als der allein berechtigten auskommen wollen, sondern vielmehr im auge behalten, dass auch das lautliche plus oder das differens der arischen formen gegenüber der europäischen sehr wol auf irgend welcher störung durch formassociation oder dergl. beruhen mag. Diese zu ermitteln müssen wir freilich anderen überlassen.

Bot uns mit seinem *Ϝεξήκοντα* u. s. w. das herakleische dorisch etwas uraltes dar, so treffen wir nun innerhalb desselben dialekts auch als ganz junge erscheinung bei den zahlwörtern diejenige an, dass die acht- und die neunzahl hier, wie gemeingriechisch nicht, aspirierten anlaut zeigt: herakl. *ὁκτώ*, *ὁκτακατίοι*, *ἑννέα;* vgl. Meister stud. IV 368 ff. 398. 399, Curtius grundz.[4] 679. Der spiritus asper kann, wie auch schon Curtius und Meister richtig erklärten, seinen grund nur in der analogiebildung nach dem unmittelbar vorhergehenden *ἑπτά*, vielleicht auch weiterhin nach *Ϝέξ*, da dies wahrscheinlich ja *hϜεξ* ausgesprochen wurde, haben.

Ein wiederum gemeingriechisches beispiel der formassociation bei zahlwörtern sehe ich in dem accent von *ἑπτά,* sowie ferner ein altindisches in der gleichen accentuation des ved. *saptá,* deren beiderseitige betonung ich für mein teil für umgemodelt halte nach der analogie von *ὀκτώ*, sowie skr. ved. *ashṭā́', ashṭaú.* Es bedarf diese behauptung einer ausführlicheren begründung.

Das classische sanskrit betont nur *sápta;* vergl. das Petersb. wörterb. und Benfey vollst. gramm. d. sanskritspr. § 764. Der fälle nun, in welchen die vedensprache als organ des dichterisch freien gedankenausdruckes sich auf neubildungen ertappen lässt gegenüber dem in unüberschreitbare normen hineingezwängten, darum häufig starr beim alten festhaltenden classischen sanskrit, sind bekanntlich durchaus nicht so sehr wenige; und es gilt ein ähnliches verhältnis auf indischem sprachboden, wie wir bei der homerischen und der attischen sprachart im griechischen gewahren, wenn hier gleichfalls manche neuerung der ersteren, obgleich zeitlich ältern, z. b. ein genitiv sing. homer. *πατέρ-ος* gegenüber dem vulgären und nachweislich sprachgeschichtlich älteren *πατρ-ός* (verf. in Paul-Braunes beitr. III 66., Brugman in Kuhns zeitschr. XXIV 7.) auf die dauer nicht durchdringt. Somit braucht man es auch a priori nicht zu beanstanden, wenn der betonung, welche *sapta* im späteren sanskrit hat, ein sprachgeschichtlich höheres alter zuerkannt wird als der im veda herrschenden. Dass dies letztere aber geschehen muss, ergeben notwendig anderweitige erwägungen.

Erstens: es herrscht völlige einmütigkeit der ganzen bildungsweise zwischen den zahlwörtern 7, 9 und 10. Alle drei sind nach Brugmans überzeugendem nachweise stud. IX 326. 327. in der grundsprache mit schliessender „nasalis

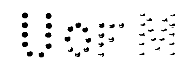
sonans“ gebildet gewesen und lauteten in jener proethnischen zeit **sa₁ptm̥*, **na₁vm̥*, **da₁km̥*. Nun zeigt die in diesem punkte herrschende übereinstimmung zwischen skr. *náva*, *dáça* und griech. *ἐννέα*, *δέκα*, dass wenigstens bei diesen zwei cardinalien die grundsprachliche betonung die paroxytonierung war; und bei der zehnzahl kommt gemäss dem Vernerschen gesetz auch noch das zeugnis des germanischen, got. *taihun*, hinzu, vgl. zeitschr. XXIII 117. Da ist es also — ceteris paribus — doch wol wahrscheinlich, dass auch die betonung des siebenten zahlwortes proethnisch keine andere war, als die der neun- und der zehnzahl. Das gegenzeugnis des *b* in got. *sibun*, wegen dessen Verner a. a. o. sich bewogen sieht, für das oxytonon als das ursprünglichere einzutreten, gedenken wir weiter unten überzeugend zu beseitigen.

Aber noch einen ferneren grund habe ich, um für die betonung **sá₁ptm̥* als die der indogermanischen periode zu stimmen. Ich behaupte nemlich: wenn das zahlwort ursprachlich **sa₁ptḿ̥* accentuiert war, so hätten wir im arischen und griechischen formen mit schliessendem nasal, im sanskrit **saptám*, im griechischen **ἑπτάν* zu erwarten. Anderwärts, in einem demnächst in Kuhns zeitschrift XXIV erscheinenden aufsatze „zur griechischen vertretung der indogermanischen nasalis sonans“, habe ich Brugmans ergebnisse über die nasalis sonans auch nach der seite hin zu vervollständigen und zu berichtigen gesucht, dass ich nachwies, wie man neben einem tieftonigen sonantischen nasal der grundsprache (= arisch *a*, griech. *α*, german. *un*), auch ein h o c h t o n i g e s *ń̥*, einzelsprachlich vertreten durch skr. *án*, griech. *άν*, germ. *ín*, im italischen aber und sonst mit der schwachen (accentlosen) form *n̥* zusammengefallen, anzuerkennen habe. Das argument, auf welches ich mich dabei stützte,

war, um es auch hier in kürze mitzuteilen: das erscheinen der bei stammabstufenden conjugationen notwendig ehemals auf dem *n* hochbetonten personalendungen 3. plur. *-ṇ́ti, -ṇ́t* in den gestalten skr. *-án-*, griech. *-αν-*, germ. *-in-*: skr. *s-ánti, y-ánti,* griech. **ἐ-αντι ἔᾱσι,* **ἰ-αντι ἴ-ᾱσι,* germ. **s-inþ* (dafür nach Verner zeitschr. XXIII 128. durch analogiebildung *s-ind*) aus den grundformen indog. **s-ṇ́ti,* **i̯-ṇ́ti*[1]), ferner skr. *á-dvish-an, ā́s-an,* griech. *ἦσ-αν, ἔ-δειξ-αν* mit *-an, -αν* = urspr. *-ṇ́t.* So wenig ich mich nun in dem genannten aufsatze bei Kuhn beirren liess durch das *u* des germ. *bitun,* welches ich, Sievers' directer herleitung aus **(bi-)bit-ṇ́(þ)*[2]) in Paul-Braunes beitr. V 119. widersprechend, durch formübertragung von der 1. plur. *bitum* aus *(*bi-)bit-m(é)* erklärte, ebenso wenig stört mich nun hier in meiner ansicht das dort noch nicht berücksichtigte nasallose griech. *-ατι, -ᾰσι* der perfectformen wie *ἐϑώκατι* (Hesych.), homer. *λελόγχᾰσι, πεφύκᾰσι* u. s. w., das mir Brugman vielleicht entgegenhalten könnte. Denn trotz Brugman stud. IX 295 ff. beharre ich dabei, dem *-αντι, -ᾱσι* von homer. *δεδίᾱσι,* att. *γεγράφᾱσι* u. s. w., theokrit. *ῳδήκαντι, ἑστάκαντι* nicht nur den „schein regelrechter gestaltung" des personalsuffixes

1) Ueber *i̯* als graphischen ausdruck des *i* consonans vergl. oben s. 4. anm. 1.

2) Diese grundform ergab meiner meinung nach als lautgesetzlichen spross ein **bitin.* Gerade so lautet nun aber bekanntlich auch die 3. plur. opt. perf. aus der grundform **bitīnþ.* Wäre es denkbar, dass wir, so éine form im indic. perf. gewinnend, welche den lautgesetzen gemäss mit derselben form im optativ gleich ward, von hier aus eine neue handhabe erhielten, um endlich für das eindringen der 2. sing. opt. perf. in den indicativ im westgermanischen (ahd. *bizi, bunti, gâbi*) den sonst so schwer erkennbaren grund (vgl. darüber Scherer z. gesch. d. deutsch. spr. 194., Braune in Paul-Braunes beitr. II 154 ff.) zu finden?



der 3. plur. perf. zuzuerkennen. Brugman sucht dem *-αντι*, *-ᾰσι* sein recht durch annahme einer formübertragung zu verkümmern. Ich glaube aber, die richtige erwägung der angezogenen tatsachen lässt es vollauf gerechtfertigt erscheinen, wenn wir vielmehr die andere form *-ατι*, *-ᾰσι* als das product einer analogiebildung auffassen. Nach meiner meinung gewann die endung des mediopassivs *-αται*, welche = urspr. *-ṇtaí* ist und daher folgerichtig nirgends ein **-ανται* zur seite hat — in aind. *dvish-áte, yuñj-áte* u. s. w. ist das ursprüngliche und von vedischen formen wie *indh-até, añj-até* noch behaltene betonungsverhältnis bereits wieder verwischt durch das so häufig gewahrte zurücktreten des accentes, worüber man vergleiche im allgemeinen verf. in Paul-Braunes beitr. III 47 ff., im besondern Brugman stud. IX 294. —, einen einfluss auf die entsprechende form im activ: man formte nach dem muster von *γεγράφ-αται* ein zugehöriges *γεγράφ-ατι* anstatt des alten *γεγράφ-αντι* zurecht; um so leichter, da man ja auch in der thematischen conjugation, bei *φέροντι* und *φέρονται*, die differenz des activs und des mediums einzig nur in dem wechsel der auslautenden *-ι* und *-αι* beruhen sah. Der unthematischen conjugation des griechischen perfects, für die Brugman mit vollstem recht in die schranken getreten ist, redet *λελόγχᾱσι*, wenn man eben dieses für die ältere bildungsweise erklären muss, darum nicht minder das wort, als es *λελόγχᾰσι* vermag nach Brugmans dafürhalten a. a. o. s. 298.

Ich füge nun hinzu, dass ein weiteres argument für ein durch skr. *an*, griech. *αν* vertretenes indogermanisches hochbetontes *ń̥* notwendig auch in der starken form der participia der themavocallosen conjugation zu suchen sein wird: skr. *s-ánt-, dvish-ánt-, yuñj-ánt-* stehen der reihe nach für **s-ń̥t-, *dvish-ń̥t-, *yuñj-ń̥t-*, denn nur *-nt-* ist suffix und

weiter nichts. Auf dieselbe bildungskategorie führe ich denn unbedenklich auch die erstarrten griechischen participien von der form *-αντ-* zurück, nomina wie homer. *ἀ-κάμ-αντ-*, *ὑπερ-κύδ-αντ-*, nachhomer. *ἀ-δάμ-αντ-* (Leo Meyer vergl. gramm. II 86 f.). Für eine nominalform wie skr. *sîmánta-* = griech. *ἱμάντ-* kann man meiner überzeugung nach die indogermanische grundform in gar keiner anderen gestalt als **sīmn̥t-* ansetzen. Und trefflich weist sich denn eben hier in diesem zusammenhange der griechische sigmatische aorist abermals auch durch die form *-αντ-* seines participiums (*δείξ-αντ-* = ursprachl. **da₁iks-n̥t-*) als eine von hause aus unthematische (consonantische) conjugationsform aus; ein ergebnis der forschungen Brugmans, dem ich bereits früher, verb. in d. nominalcomp. 182., zugestimmt habe, welches aber nicht fassen zu können ich dem recensenten meines buches im liter. centralbl. 18. mai 1878 sp. 680. durchaus nicht übel nehme, sondern von seinem ganzen standpunkte aus höchst begreiflich finde[1]).

Um misverständnissen vorzubeugen, sei hier noch gesagt, dass natürlich auch Brugman wol erkannt hat, dass der accent es war, welcher die erhaltung des nasals in den fällen wie personalsuff. *-αντι*, wie skr. *sîmánta-*, griech. *ἱμάντ-* be-

---

1) Wenn derselbe übrigens ebend. bemerkt, „von der auffassung des schwachen aorists hänge die entscheidung ab“, ob meine erklärung des ursprunges der griechischen *-σι-*composita eine notwendige sei, so muss ich ihm bemerken, dass er mich entweder völlig (wie auch noch in anderen dingen) misverstanden hat oder geflissentlich meinen beweisgründen seine augen verschliesst. Ich kann ihm gern zugeben, dass *λῦσα-*, wie er will, nicht *λῦσ-*, der aoriststamm sei, und behaupte dennoch auf das entschiedenste, dass man, auch bei Curtius' ansicht von dem *-α-* des aorists, „notwendig“, wie ich es tue, „zu einem nominalthema greifen muss“, um die herkunft und damit das wahre wesen von compositen wie *λῦσί-πονος* zu verstehen.

wirkte; vgl. besonders stud. IX 296. und 325. anm. 41. Ja wir sehen ihn sogar s. 304. und 335. ganz richtig auf die ansetzung von grundformen wie **as-ṇ̥́ti* (besser freilich **s-ṇ̥́ti*) geraten. Aber er hat den faden nicht weiter aufgenommen und ist darum (wie nach ihm auch Sievers) zu einer bestimmten klaren erkenntnis des aus den arischen sprachen, dem griechischen und dem germanischen ganz deutlich sich ergebenden gegensatzes zwischen einer hochtonigen und der tieftonigen form des sonantischen nasals nicht gelangt.

Nach dieser hier notwendigen längeren abschweifung zu den zahlwörtern zurückkehrend, glaube ich nun es dem leser verständlich gemacht zu haben, wie ich dazu komme, für das zahlwort 'sieben' zu behaupten, es habe, wenn es in der grundsprache oxytonon war, in den historischen zeitläuften als skr. **saptám*, griech. **ἑπτάν* (aus **ἑπτάμ*), germ. **sibín* zu erscheinen. Da es *sapta, ἑπτά, sibun* heisst, so war die nasalis sonans tieftonig, und wir haben demnach eine verschiebung des accentes im griechischen, sowie bei dem *saptá* des vedischen sanskrits, anzunehmen, für welche wir, wie gesagt, als grund am treffendsten das muster der benachbarten und von alters her oxytonierten achtzahl geltend machen werden[1]).

1) Mit dem accent der cardinalzahlwörter ist es freilich, wie ich hier nicht verschweigen will, vielfach ein eigen ding. Benfey hat kürzlich in den Götting. gelehrt. nachricht. 27. febr. 1878 s. 165 ff. einen geistvollen aufsatz über „Die eigentliche accentuation des indicativ praesentis von *ės* 'sein' und *φā* 'sprechen', sowie einiger griechischen präpositionen“ veröffentlicht und daselbst nachgewiesen, wie die betonung *ἄπο* in der sogenannten „anastrophe“ (*νεῶν ἄπο*) die gewahrte alte der grundsprache sei, wie dagegen die oxytonierende schreibung *ἀπὸ, περὶ* u. a. im wahren hintergrunde nur die völlige accentlosigkeit der präposition in der proklise bedeute. Auch die zahlwörter erscheinen ihrem wesen gemäss überwiegend häufig als proklitika in der rede ge-



Wie in der vedensprache durch die achtzahl die siebenzahl in bezug auf den accent beeinflusst wird, so gewahren wir auf demselben indischen sprachgebiete auch, wie umgekehrt die achtzahl unter dem einfluss der sieben- und weiterhin der neun- und der zehnzahl, ja sogar auch der fünfzahl (denn deren auslaut indog. -a_1 = europ. -*e* fällt ja im arischen mit dem *m* sonans unterschiedslos zusammen[1])) in der

---

braucht. Könnte man da nicht vielleicht daran denken, der betonung wie ved. *saptá*, griech. *ἑπτά* einen ähnlichen wert beizumessen wie der gleichen von *ἀπὸ, περὶ* u. s. w.? Man hätte nur anzunehmen, dass sich von der stellung in der proklise aus die form mit der accentbezeichnung *ἑπτὰ* verallgemeinert hätte. Aber, fragt man dann wieder, warum geschah diesselbe nicht auch bei den anderen zahlwörtern, namentlich den wie *ἑπτά* zweisilbigen; warum nicht auch **πεντέ*, **δεκά*? — Uebrigens sei es mir bei diesem anlass erlaubt zu erwähnen, dass ich meine zeitschr. XXIII 581. über die accentuation des indic. sing. von *εἰμί* und *φημί* geäusserte ansicht, deren bestreitung Benfey in dem genannten aufsatze den ausgangspunkt abgibt, auch schon vorher selbst, namentlich auf grund der kenntnisnahme von J. Wackernagels kurz vorher in demselben bande der Kuhnschen zeitschrift (XXIII 457 ff.) zum druck gelangter arbeit „Der griechische verbalaccent“, als irrig erkannt hatte, dass ich mich aber freue, durch meine irrlehre Benfey veranlassung zur publication seiner ebenso lehrreichen wie genialen abhandlung gegeben zu haben. Einem wunsche Benfeys selbst glaube ich nach dem von ihm auf s. 170. gesagten zu entsprechen, wenn ich mitteile, dass in der im jahre 1876 erschienenen abhandlung meines hiesigen collegen Fritz Schöll „De accentu linguae latinae“ Acta societat. philol. Lips. VI 65 ff. im wesentlichen bereits die nemlichen ansichten über die accentuation der griechischen wie der lateinischen proklitika und enklitika ausgesprochen worden sind, wie sie Benfey seit jahren in seinen vorlesungen lehrt und nun hier in den Götting. nachr. eingehender begründet und zum gemeingut der wissenschaft macht.

1) Dieser zusammenfall war natürlich auch der grund, warum die indischen grammatiker auch für *páñca* als stamm den *n*-stamm *pañcan*- ansetzten und das indische volk auch dieses zahlwort mit *n*-formen (*pañcá-bhis, pañcá-su*) declinierte, dasjenige misbräuchlich ausdehnend, was bei *sápta, náva, dáça* ein richtiges sprachliches gefühl eingegeben hatte. Vgl. Ascoli studj critici II 229.

älteren sprache gelegentlich ihren auslaut, in dem späteren sanskrit dazu auch ihren accent verändert. Die nebenform aind. *ashṭa* hat schon Benfey vollständ. grammat. s. 322. anm. 8. sicher richtig als „durch die analogie der umgebenden zahlwörter entstellt“ erklärt, und Ascoli studj. crit. II 238 f. hätte von dieser auffassung nicht abweichen sollen. Das *ashṭa* nun ist im veda oxytoniert, z. b. ṛgv. X 27, 15., wo der padapâṭha *ashṭá* liest; im classischen sanskrit aber wird *áshṭa* betont. Und das hat beides seinen guten grund. Im vedadialekt hatte, wie wir sahen, die achtzahl ihren accent der siebenzahl aufzudringen vermocht; im classischen sanskrit behält die letztere ihren alten accent und bewirkt dadurch ganz naturgemäss, dass sich die nach ihr (und der 9 und 10) veranalogisierte form der achtzahl auch im accent nach ihrem muster richtet: *áshṭa*, während das nicht veranalogisierte *ashṭaú* die alte betonung fortführt.

Sehen wir den Inder mit seinem *ashṭá, áshṭa* dasjenige consequent vollziehen, was die griechische zunge bei *ὀκτάπους* und der Romane und Russe bei ihrer zustutzung des Octobernamens nur erst im wortinnern der composition zu wagen beginnen: so bietet uns nun unter den altgermanischen mundarten die altfrisische dasselbe schauspiel einer beschränkung der an der achtzahl hervortretenden formübertragung auf den inlaut bei der wortbildung dar: die ordinalzahl afris. *ahtun-da*, neben fortbestehendem älterem *ahta* = got. *ahtu-da* (Heyne kurze laut- u. flexionsl. d. altgerm. sprachst.[1] 317.), ist nach *sigun-da, niugun-da* gerichtet, während das cardinale afris. *ahta* neben *sigun, niugun* von dieser analogiebildung noch nichts weiss. Wahrscheinlich half auch das streben nach deutlichkeit im altfrisischen die analogiebildung *ahtunda* beschleunigen, da in *ahta* die ordinalzahl mit der cardinalzahl zusammengefallen war; vgl. Sievers in

Paul-Braunes beitr. V 73. anm. Auch in anderen, neueren germanischen dialekten taucht hie und da ein *achtende* 'octavus' neben *achte* hervor; vgl. Grimm deutsch. wörterb. unter *achte* und *achtende.*

Eine uniformierende ausgleichung in bezug auf den auslaut hat nachweislich auch im altirischen zwischen den zahlwörtern 7, 8, 9, 10 statt gefunden. Doch ist der hergang etwas complicierterer art und erheischt eine etwas eingehendere erörterung.

Der lateinische reflex der nasalis sonans ist mit *in, im* wechselndes *en, em*; daher regelmässig diese lautform dem arischen *a*, griech. *α* aus *$\underline{n}$, *$\underline{m}$ gegenübertritt, inlautend z. b. in *centum, tentus*, in *argentum* aus indog. **arg$\underline{n}$tá-m* (Brugman stud. IX 330.), in *viginti* (= dor. *Ϝίκατι*, skr. *viṁçáti*). Uns interessieren hier vornemlich die fälle der auslautenden nasalis sonans, und wir unterscheiden deren im ganzen drei, in welchen allen völlig normal das lateinische jenes sein *-en, -em* aufweist: 1) nom. acc. sing. der neutralen stämme auf *n-*, lat. *nōmen* = griech. *ὄνομα*[1]), skr. *nâ'ma*, abaktr. *nāma*; 2) acc. sing. der consonantischen declination, lat. *pedem* = griech. *πόδα*[2]); 3) die cardinalzahlen 7, 9, 10, lat. *septem* u. s. w. = griech. *ἑπτά*, skr. *sápta*, abaktr. *hapta.*

1) Dass die form *-μα* im nom. acc. sing. dieser neutra kein auslautendes *-τ* verloren, sondern die alte von der stammerweiterung durch *-τ-* unberührte bildungsweise darstellt, betrachte ich als unzweifelhaft.

2) Das aind. *pâ'dam*, abaktr. *pâdhem* kann hier schon gleich nicht mehr mit genannt werden: es ist eben sicher eine analogiebildung, so sicher wie es überhaupt nur eine sein kann, und so entstanden, dass an die lautgesetzlich entwickelte form **pâ'da* = griech. *πόδα* behufs grösserer verdeutlichung des accusativcharakters nochmals das suffix *-m* durch formübertragung von den vocalischen, insbesondere der *a*-declination angefügt ward. Im altbaktrischen ward dann das *-am* weiterhin

Genau nun in derselben form wie im lateinischen tritt im altirischen die indogermanische nasalis sonans auf, nemlich als *en, em* (*in, im*). Also

---

durch den gewöhnlichen lautwandel zu *-em*, während das auslautende, die nasalis sonans vertretende *-a* rein blieb, z. b. in *nāma*, in *hapta*. So erklärt sich denn hier auch, warum die arischen sprachen vom acc. sing. aus so viele alte consonantische stämme in die *a*-declination hinüberführen, z. b. eben auch das *pâd-*, *pâdh-* zu *pâ'da-*, *pâdha-* erweitern (E. Kuhn beitr. z. pâligramm. s. 68. 76., verf. in Paul-Braunes beitr. III 76. anm., Brugman stud. IX 314.), und warum das griechische dies nicht mitmachen kann. Ueberhaupt aber kann man geradezu als eine für declination und conjugation geltende regel aufstellen: überall, wo das arische einem griechischen schliessenden *-α* bei sonstiger gleichheit der form ein *-am* entgegenstellt, da beruht das *-m* von *-am* auf formübertragung von den vocalischen flexionsweisen (*a*-declination, *a*- oder thematischer conjugation). Nur mit der in dieser regel liegenden restriction sind also beim verbum die imperfectformen skr. *â'sam, â'yam* genau = ἦα, ἤια; nur in dem gleichen sinne deckt sich das *-am* der 1. sing. aor. sigmat. indic. (in *á-naish-am*) mit dem *-α* von griech. ἔ-δειξ-α, das *-am* der 1. sing. opt. (in *bháreyam*) mit dem *-α* von aeol. τύψεια (Brugman in Bezzenbergers beitr. II 247.). Aind. *á-diksh-a-m*, aus **á-diksh-a* vermehrt um das *-m* von *á-lip-a-m* (vgl. ἔ-λιπ-ο-ν), entstanden, vermag darauf dieselbe wirkung der überführung des *s*-aorists in die *a*-conjugation zu vollbringen, wie beim nomen der acc. sing. *pâ'd-a-m* die entsprechende in die *a*-declination; vgl. Brugman stud. IX 313 f. Auch Brugman hat sich zwar wol die frage vorgelegt stud. IX 470: „Wie kommt es, dass aind. *dáça* (δέκα) den schliessenden nasal ganz eingebüsst hat, während derselbe z. b. in *pâ'dam* (πόδα), *â'sam* (ἦα) bewahrt blieb?“ Wenn er sie aber so beantwortet: „Wir haben hier wol wieder eine association zu statuieren. Die sprache scheint nemlich an und für sich zur abstossung des nasals geneigt gewesen zu sein und dieser neigung auch bei *dáça* freien lauf gelassen zu haben, während das *m* von *pâ'dam* durch dasjenige von *áçva-m*, und das *m* von *â'sam* durch dasjenige von *ábhara-m* im zaume gehalten wurde“; so habe ich über dies „im zaume gehalten werden“ und die angebliche conservierende wirkung der formassociation anderwärts, verb. in d. nominalcomp. 326 f., mein misbilligendes urteil ausgesprochen und begründet.

Ein fall sei hier noch angeführt, wo mir eine ähnliche erklärung,

auch auf diesem dem italischen verwantschaftlich so nahe stehenden sprachgebiete hatte der nasal die *i*-farbe und entfaltete sie da, wo er vordem allein silbebildend war.

---

wie die im sanskrit für die personalendung der 1. sing. der imperfecta zweiter hauptconjugation und der sigmatischen aoriste hier geltend gemachte, für eine germanische verbalform geboten zu sein scheint. Die Brugman-Paulsche ansicht (Paul-Braunes beitr. IV 164.), dass das skr. *-a*, griech. *-α* der 1. sing. perf. aus *m* sonans entstanden, dass für aind. *véda*, griech. *οἶδα* **vá*$_2$*idm̥* die grundform sei, ist entschieden auch die meinige. Aber got. *vait* leitet sich nicht unmittelbar aus jener grundform ab; man erwartet **vaitu*, wie beim acc. sing. got. *fotu*, *tunþu* schliessendes *-u* = *-m̥* ist; vgl. verf. bei Brugman stud. IX 470. Dieselbe schwierigkeit erkennt auch Sievers Paul-Braunes beitr. V 120. und glaubt darum, für das germanische perfect eine angleichung der 1. an die 3. person (*vait* hier aus **vá*$_2$*id-a*$_1$) annehmen zu müssen. Hiergegen erhebt sich aber sofort das bedenken: würde wol das germanische, wenn es eine deutlich von der 3. sing. unterschiedene 1. pers. **vaitu* besass, diese jemals aufgegeben haben, um mit éiner form für beide personen hinfort sich zu begnügen? Massenhafte beispiele beweisen zwar, dass die sprache niemals aus scheu vor formenzusammenfall oder um formendifferenzierung zu erhalten lautgesetze in ihrer wirkung inhibiert; massenhafte beispiele zeigen auch, dass die wiederdifferenzierung zweier lautgesetzlich zusammengefallener formen durch vorgenommene analogiebildung bezweckt und erreicht wird. Aber kaum dürfte aus dem weiten bereiche der sprachgeschichtlichen erscheinungen ein beispiel aufzutreiben sein, dass die sprache, im besitze zweier lautlich geschiedener für zwei geschiedene und noch als geschieden gefühlte functionen, die eine derselben fallen liess, um ungeschiedenheit der formen zu haben. Auf das sanskrit darf man sich in diesem falle nicht berufen. Wenn es sich dort auch ereignet, dass die 1. und 3. sing. perf., in der endung frühzeitig zusammenfallend, späterhin auch die anfangs noch in einigen fällen, nemlich bei wurzeln mit *a*-vocal vor einfacher consonanz, bestehende differenz in der quantität des wurzelvocals (ved. *papáta* 1. sing., *papấta* 3. sing.) ausgleichen (sieh Brugman stud. IX 371. anm. 6., wo mir der grund der ursprünglichen verschiedenheit der wurzelvocalstufe richtig vermutet zu sein scheint); so rührt dies offenbar daher, dass in vielen fällen schon seit dem gleichwerden der personalendungen die 1. und 3. person nicht mehr formal unterschieden waren, nemlich nicht bei allen *i*- und

Was den inlaut angeht, so war dies verhalten des irischen wol schon a priori zu vermuten aus den beispielen: altir. *cét* '100' aus **kentam*, *er-mitiu* gen. *ermiten* 'reverentia' aus *-*mintiu* = lat. *mentio mentionis* (Windisch in Curtius' grundz.[4] 312.), *fiche*, mit dem nom. plur. *fichit* '20' aus **ficintī* (Schleicher compend.[3 4] 486). Dass auch bei der stellung im auslaut vollkommenste congruenz der irischen vertretung der nasalis sonans mit der italischen herrscht, ist mir jüngst durch die gründliche untersuchung von Windisch über „die irischen auslautsgesetze" in Paul-Braunes beitr. z. gesch. d. deutsch. spr. u. lit. IV 204 ff. vollkommen klar geworden. Das irische zeigt völlige conformität mit dem latein zunächst in den zwei ersten der drei von uns unterschiedenen fälle:

1) Der nom. acc. sing. der neutralen *n*-stämme hatte altirisch vor dem wirken der auslautsgesetze den ausgang *-en, -in*: altir. *ainm n-* für älteres **anmin*, **anmen*. Windisch

---

u-wurzeln (*bibhéda*, *bubhója*) und bei den *a*-wurzeln mit schliessender doppelconsonanz (*dadárça*). Dies verhältnis hatte die schliessliche verwirrung auch bei den *a*-wurzeln mit folgender einfacher consonanz im gefolge. Für das germanische also trifft diese analogie nicht zu; da muss bei der 1. person etwas anderes im spiele gewesen sein. Bedenkt man, dass es vor dem wirken der auslautsgesetze normal einst germ. *(*bi*)*baitum*, *(*bi*)*baitun* hiess in der 1. sing.; ferner, dass damals gleichzeitig ganz wol noch die alten sicher ja gemeinindogermanischen praeteritalen tempora thematischer conjugation, imperfecta wie gr. *ἔλειπον*, aoriste wie *ἔλιπον*, im germanischen bestehen konnten; endlich, dass diese letzteren dann regelrecht in der 1. sing. auf germ. *-*am*, *-*an* (= griech. *-ον*) ausgehen mussten: so erscheint es nicht zu kühn anzunehmen, dass unter dem einflusse dieser die ersten personen der perfecte ihr *-*um*, *-*un* in *-*am*, *-*an* umsetzten. Aus den so entstehenden grundformen *(*ne-*)*náman*, *(*bi-*)*báitan*, *(*bu-*)*báugan* aber entwickelten sich regulär nach den auslautsgesetzen die got. *nam*, *bait*, *baug*.

a. a. o. s. 226 f. hält zwar diesen ansatz nicht für vollkommen gesichert und meint vorsichtig, „es könnte auch hier das nachfolgende *n-* nur nach analogie der neutralen *a*-stämme eingeführt sein, wie wir dies bereits bei den neutralen stämmen auf *-as* und *-i* gefunden haben (B IV 1, s. 223)“. Zu dieser vorsicht ist aber augenscheinlich Windisch nur in folge des umstandes getrieben worden, dass er das wahre wesen des schliessenden *-a* von skr. *nấma* noch verkannte und irrtümlich glaubte, dass „die neutralen stämme auf *n* im sanskrit den nom. und acc. sing. ohne *n* bilden“. Es hindert uns also nichts, auch das nachfolgende *n*- hinter *ainm* noch für ein sogenanntes „organisches“ zu halten und anzunehmen, dass die neutralen *a*-stämme vereint mit den neutralen *n*-stämmen jene wirkung der übertragung auf die *-as-* und *-i*-stämme ausgeübt haben.

2) *-en*, *-in* (für noch früheres *-em*, *-im*) stand ehemals im altirischen im acc. sing. der consonantischen stämme masc. und fem. generis: *brágit* ‘den hals’ für vorhist. **brăgent-in*, *athir* ‘den vater’ für vorhist. *(*p*)*ater-in* nach Windisch s. 223.

3) Ebendenselben ausgang bieten denn auch von den drei zahlwörtern wenigstens zwei dar: altir. *nói* ‘neun’ für **novin*, *nói m-bai* ‘neun kühe’, und *deich* ‘zehn’ für **decin*, *deich m-bai* ‘zehn kühe’; vgl. Windisch s. 226. Aber die siebenzahl stimmt nicht ein, denn altir. *secht* steht für **sechtan* nach Windisch ebend., und „dass der vocal der letzten silbe, ehe er ausfiel, ein breiter war, geht aus der modernen schreibung *seacht* hervor.“

Woher kommt nun die störung bei der ‘sieben’? Denn dass eine solche vorliegen muss, ist klar für einen jeden, dem willkür der lautentwickelung zuzulassen etwas von der sprachwissenschaftlichen forschung auszuschliessendes ist. Und um hier das vorhandensein einer störung des gesetzlichen

lautwandels anzuerkennen, bedarf es, wie ich ausdrücklich hinzu bemerken will, gar nicht einmal eines glaubens an die vielleicht manchem noch als phantom erscheinende 'nasalis sonans'; es bedarf nur des schlichten anerkenntnisses, dass in eben unseren fällen auslautendes skr. abaktr. *-a* und gr. *-α*, und lat. *-en, em* und ir. *-en, -em* (*-in*) die völlig normalen lautentsprechungen sind[1]).

---

1) Ein fall der auslautenden nasalis sonans, der im lateinischen keine entsprechung hat, müsste im irischen noch die endung der 1. sing. des reduplicierten perfects sein; vgl. oben s. 107 anm. Windisch hat die erkenntnis der irischen perfectbildung, wie vieles andere in dieser sprache, in jüngster zeit gründlichst gefördert; aber das schliesst nicht aus, dass seine aufstellungen in einzelnen punkten schon jetzt beträchtlicher modification bedürftig erscheinen. Windisch lehrt Kuhns zeitschr. XXIII 229., sowie neuerdings Paul-Braunes beitr. IV 229. 230. zunächst über die 1. sing. perf.: „*con-darc* 'conspexi' für vorhist. **dedarca* = gr. *δέδορκα*, skr. *dadárça*"; und ferner über die 3. sing., dass sie, wiederum „in schöner übereinstimmung mit dem griechischen", vor dem abfall der endung einen dünnen vocal *-e* oder *-i*, in dieser gehabt haben müsse, „z. b. *con-dairc* 'conspexit' für vorhist. **dedarc-i* = gr. *δέδορκε*, skr. *dadárça*." So sicher nun, wie mit dem letzteren teile dieser lehre Windisch das rechte getroffen hat, so sicher muss ich ihm auf grund der inzwischen besser erkannten lautgesetze die richtigkeit des ersten teiles bestreiten. Dem griech. *δέδορκα* würde nach meiner meinung ganz unzweifelhaft nur ein altir. **con-dairc n-* für vorhist. **dedarcin* aus indog. *$da_1 d\acute{a}_2 rk\underline{m}$ völlig gleichstehen. Um zu zeigen, wie das irische zu der abweichenden form *con-darc* gekommen ist, bedarf es eines kurzen eingehens auf den gesamten bildungscharakter des reduplicierten perfects dieser sprache.

Windisch statuiert als eins der charakteristischen bildungselemente des irischen perfectstammes den t h e m a t i s c h e n v o c a l; vgl. Kuhns zeitschr. XXIII 228 f. Das hat Brugman stud. IX 323. scrupel bereitet, indem es seinem nachweis, dass das indogermanische tempus unthematischer flexionsweise folgte, zu widersprechen schien. Aber Windisch hat recht und würde, glaube ich, den von Brugman geforderten beweis wol führen können, „dass dieses keltische *-a-* [in ir. *gád-a-mmar* 'rogavimus', *ce-chn-a-tar* 'cecinerunt'] nichts anderes sein kann als der

Die unzweifelhaft richtige erklärung ergibt sich sehr einfach und sofort, wenn wir den irischen namen für die achtzahl mit in betracht ziehen. Nach Windisch a. a. o. ist auch

---

suffixvocal *a*, wie wir ihn z. b. im idg. *bhár-a-ti* 'er trägt' haben". Doch Brugmans resultat würde dadurch auch nicht gefährdet werden; denn die sache verhält sich meiner ansicht nach so: das alte reduplicierte perfect ist in der speciellen irischen sprachentwickelung durch übertritt in die *a*-conjugation secundär zu einer thematischen tempusform geworden. In so fern vergleicht sich nunmehr richtig das *-a-* von *gád-a-mmaṛ*, *ce-chn-a-tar* dem *-o-* von griech. *κε-κλήγ-ο-ντες* und dem anderer griechischer secundär in die analogie des thematischen praesens übergegangener perfecta wie *ὀλώλω*, *ἀνώγει* (vgl. Curtius verb. d. griech. spr. II 179 ff., Brugman stud. IX 316.), und Windisch muss die identification mit dem griech. *-α-* von *δεδόρκ-α-μεν*, das eben nicht thematischer vocal ist, aufgeben. Formen ohne das *-a-* im irischen wie *im-chom-arc-tar* 'interrogaverunt', *do-raeblang-tar* 'sie sprangen', *con-darc-mar* 'vidimus', *do-coem-nac-tar* 'laverunt', in denen Windisch den thematischen vocal „unterdrückt" sein lässt, sind vielleicht noch die überreste der alten unthematischen bildungsweise des perfectstammes.

Dies hilft uns nun auch zur erklärung der 1. sing. *con-darc*, *cechan* 'cecini'. Nicht *-m̥* = griech. *-α* ist die verlorene endung dieser, sondern *-am* = griech. *-ον*. Denn — darin im unterschiede von griech. *ὀλώλω* u. s. w. — nicht die analogie der thematischen praesentia hat die perfecta im irischen ergriffen, sondern die der thematischen praeterita wie des griechischen imperfects und starken aorists der verba auf *-ω*, formationen, deren spuren oder wenigstens nachwirkungen Windisch ja auch sonst auf irischem sprachboden anzutreffen glaubt; vgl. Paul-Braunes beitr. IV 265—268, besonders gegen den schluss dieses abschnittes. Daher ist streng genommen das zu *ἀνώγω* gebildete praeteritum homer. *ἤνωγον* Il. *I* 578. den keltischen bildungen formal am vergleichbarsten. Und wir haben also dieselbe umbildung bei der irischen 1. sing. perf., die wir auch für die genau entsprechende germanische verbalform zu mutmassen nicht umhin konnten (oben s. 108. anm.). Was noch die lautliche seite unserer erklärung angeht, so stehen *con-darc*, *cechan* ebenso für vorhist. **dedarc-an*, **cecan-an*, wie das nomen altir. *biath* für **bivat-an* = griech. *βίοτον* acc. (Windisch bei Paul-Braune IV 222 f.). Allerdings das *-n* von *-an* sollte nachwirken als *n-*; aber wenn nirgends ein historisches *condarc n-* vorhanden ist,

altir. *ocht* auf **ochtan* zu reducieren, wie *ocht n-aisle* 'octo articuli' zeigt. Nun ist aber in diesem **ochtan* der nasal ganz sicherlich ein junger zusatz: denn nach dem übereinstimmenden zeugnis der bekanntlich die dualform der *a*-declination aufweisenden aind. ved. *ashṭâ'*, griech. *ὀκτώ*, lat. *octō* konnte das altirische aus dem indogermanischen muttererbe nur eine nasallose grundform **ochtā*, verkürzt **ochta*, davontragen, wie es „*dá ech* 'zwei pferde', für vorhist. **echa* = ved. *áçvâ*, gr. *ἵππω*" hat (Windisch a. a. o. s. 231). Der ursprung des nasals in **ochtan* kann aber unmöglich ein anderer sein, als der, dass die formen der zahlen 7, 9, 10 ihren schliessenden nasal auf die in ihrer mitte stehende achtzahl — ganz analog, wie nach dem obigen im sanskrit die form

---

so darf man wol getrost annehmen, dass, sowie von den neutralen *a*- und *n*-stämmen beim nomen das *n*- misbräuchlich auf andere neutra verschleppt ist, so hier umgekehrt die weit häufiger gebrauchte und des *n*- ermangelnde 1. sing. des praesens einen einfluss auf die gleiche person im perfect gewann.

Noch bleibt ein wort übrig zu sagen über die altirische 2. sing. des perfects. Sie lautet ebenfalls *con-darc, ce-chan* wie die erste. Windisch leitet sie her aus vorhist. **dedarc-as*, **cecan-as*. Da von unserem standpunkte ein vergleich mit dem *-ας* von *δέδορκ-ας*, wiederum wegen der eigentümlichen natur des griech. *-α-*, unstatthaft ist, so müssen wir eine andere erklärung suchen. Der thematische vocal war in der 2. sg. a_1, europ. *e*; vgl. *ἔ-λιπ-ε-ς*. Aus vorhist. **dedarc-es* (*-is*) aber erklärt sich ir. *condarc* nicht, da ein dünner vocal in der endung seine spur in der farbe des wurzelvocals zurückgelassen haben würde. Aber warum setzt man nicht *con-darc, cechan* = vorhist. **dedarc-s*, **cecan-s*? Mit anderen worten: d i e 2. s i n g. p e r f. i s t u n t h e m a t i s c h g e b l i e b e n, unthematisch in derselben weise, wie es im altindischen z. b. die 2. sg. imperf. *áhan* für **áhan-s* ist. Auch an die möglichkeit einer herleitung aus **dedarc-ta*, **cecan-ta* ist sogar zu denken. Unser gesamtresultat ist mithin: d a s a l t e u n t h e m a t i s c h e i n d o g e r m a n i s c h e p e r f e c t u m i s t i m i r i s c h e n z u e i n e r i m g a n z e n t h e m a t i s c h e n, a b e r m i t f o r t g e f ü h r t e n ü b e r r e s t e n d e s a l t e n u n t h e m a t i s c h e n z u s t a n d e s d u r c h s e t z t e n b i l d u n g s f o r m g e w o r d e n.

ashṭa sich nach dem muster des auslauts der umgebenden zahlengruppe einstellte — übertrugen. Und endlich, nachdem dies geschehen war, assimilierte sich die veränderte achtzahl **ochtan* ihre nächst vorhergehende nachbarin, so dass anstatt **sechtin* **sechtan* eintrat.

Ich gestatte mir jetzt weiterhin auch das armenische heranzuziehen, um auch in dieser sprache eine formbeeinflussung zwischen den zahlwörtern 9 und 10 aufzudecken. Doch da muss ich wiederum in die nasalis-sonans-frage eintreten und bitte den leser um gütige nachsicht für ein abermaliges weiteres ausholen.

In einem interessanten neuen lichte erscheint der eingang von Ascolis abhandlung „Di un gruppo di desinenze indo-europee“ (zuerst in den ‘Memorie dell’ Istituto Lombardo’, vol. X. 1868. erschienen, neuerdings auch ‘Studj critici’ II 222 ff. abgedruckt), wenn man ihn jetzt liest und an dem massstabe des Brugmanschen gesetzes misst. Ascoli bemüht sich dort nachzuweisen, dass der stammschliessende nasal der armenischen zahlwörter *evthn* ‘7’ (pluralf. *evthan-kh*), *inn* ‘9’ (pluralf. *inun-kh, innun-kh*), *tasn* ‘10’ (pluralf. *tasun-kh*) notwendig als ein späterer und specifisch armenischer anwuchs zu betrachten sei. Eigentümlich sind seine gründe und die erklärungen, die er vorschlägt. Der cardinalfehler in Ascolis argumentationen ist jetzt leicht zu durchschauen; er beruht in zweierlei: erstens in dem vorurteil, als ob die armenische sprache genau in allem dieselbe lautgestaltung haben müsse wie das iranische, zweitens in dem verkennen, dass in den altindischen und altbaktrischen formen *sápta hapta, náva, dáça* das auslautende *-a* etwas anderes ist als der vertreter eines indogermanischen *a*-vocals. Von diesen voraussetzungen aus konnte Ascoli dazu kommen, die

wichtige übereinstimmung gering anzuschlagen und entkräften zu wollen, welche sich darin zeigt, dass im armenischen von den einern gerade nur diese drei zahlen den nasal aufweisen, dass im lateinischen und germanischen ebenfalls gerade nur diese drei den nasal kennen, dass im griechischen gerade nur bei diesen dreien das auch schon vorher als vertreter einer nasalenthaltenden silbe wol bekannte schliessende *-α* erscheint.

Wir wissen jetzt, namentlich durch Hübschmanns untersuchungen, dass das armenische in sehr vielen punkten nicht den typus der iranischen sprachen trägt; vgl. besonders Kuhns zeitschr. XXIII 5 ff. 400 ff. Irre ich nicht ganz und gar, so stehen wir hier wiederum vor einem solchen punkte: das armenische lässt die (tieftonige) nasalis sonans nicht wie das indische und das iranische und wie das griechische zu nasallosem *a* werden, sondern es wahrt den nasalklang in übereinstimmung mit den meisten europäischen sprachen. Nur das hat das armenische doch mit dem arischen und dem griechischen gemein, dass der sonantische nasal auch dort die *a*-farbe hatte und entfaltete; denn armen. *evthn*, *tasn* stehen, wie mir Hübschmann auf befragen mitteilte, zunächst für **evthan*, **tasan*, es hat folglich in den historischen formen nach dem wirken der auslautsgesetze des armenischen der nasal die rolle als sonant oder silbebildner, welche er in ursprachlichen zeiten auch gehabt haben muss, wieder erlangt.

Durchaus rechtfertigt sich nun unter demselben gesichtspunkte auch der ausgang *-n* im nom. acc. sing. der neutralen *n*-stämme als die genuine form der armenischen sprache und als diejenige, welche hier lautgesetzlich dem skr. abaktr. *-a*, griech. *-α*, lat. *-en*, altir. **-en*, **-in* (sieh s. 106 ff.) = urspr.

-*n̲* gleichkommt; z. b. in armen. *anu-n* ʻname' (st. *anwan-* = indog. **a₂nman-*, Hübschmann Kuhns zeitschr. XXIII 10., Joh. Schmidt ebend. 267.) aus indog. **anmn̥*, vorhist. armen. **anwan*, **anwn*, ferner in *ak-n* ʻauge' (st. *akan-* = got. *augan-*, skr. *akshan-*[1])). Ascoli möchte zwar auch dieses *-n* im

---

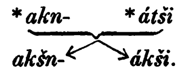
1) Die germanische form dieses stammes, *augan-*, bedarf wol nunmehr nach Verners gesetz und den trefflichen ergänzungen von Sievers dazu (Paul-Braunes beitr. V 149.) keiner näheren erklärung mehr; sie entstand aus **agwán-*, **agwn-*, wie *siuni-* aus **sigwni-* u. a. Was aber das skr. *akshán-* anbetrifft, so ist es ebenso sicher, dass es zu dieser verwantschaft gehört, als es andererseits — mir wenigstens — sicher ist, dass das skr. *ksh*, das abaktr. *sh* (aus *ksh*) in *ashi* dem reinen *k* der anderen sprachen nach irgend welchem lautgesetze nicht entsprechen kann. Es muss also wieder zu dem mittel der formassociation gegriffen werden. Man hat nun bisher noch nicht in erwägung gezogen, dass von den beiden stämmen indog. *á₂k²i-* und *a₂kán-*, die sich wahrscheinlich schon in urzeiten zu einer mischdeclination zusammenschlossen (Scherer z. gesch. d. deutsch. spr. 431 f., verf. in Paul-Braunes beitr. III 7 f.), der erstere eigentlich im sanskrit und altbaktrischen als **áci-* zu erscheinen hätte. Die palatalisierung des k^2, g^2 zu *c*, *j* vor *i* ist in den arischen sprachen so durchgreifendes lautgesetz (Hübschmann zeitschr. f. vergl. sprachf. XXIII 386 f.), dass man abweichungen davon notwendig durch formassociation zu erklären oder sonst wie zu heben suchen muss. So ist, um nur einiges und das nächstliegende herauszugreifen, das fragepronomen skr. *kis*, *kim* (= τίς, lat. *quis*) mit seinem anlaut wieder an *kas* angeglichen, aber geblieben ist das *c* in der als partikel gebrauchten, darum etwas ferner abseits stehenden alten neutralform skr. *cid* (Fick wörterb. I³ 33.); und ständig zeigt das altbaktrische mit *cis* die lautgesetzliche gestalt, es hat aber hier *ci-* umgekehrt *ka-* nach sich gezogen und gelegentlich (neben auch erhaltenem *ka-*) zu *ca-* umgeformt (vgl. Justi wörterb. unt. 2. *ca*). Das *k* von aind. *cikitús* 3. plur. perf., *cikitvấn*, abaktr. *cikithwâo* part. perf. von wurz. *ci-* steht unter dem einflusse des *k* in *cikéta* perf. sing. (sieh weiter unten). In wörtern wie skr. *kîrṇá-*, *kîrtí-* u. a. ist das *îr* nach Sievers' ermittelung Paul-Braunes beitr. V 130. anm. eine ziemlich späte entartung des *r̥*-vocals; u. s. w.

Sonach kannte also das arische dermaleinst eine declination des nomens ʻauge' wie folgt: sing. gen. **akn-ás*, instr. **akn-ấ* u. s. w.,

gegensatz zu Friedr. Müller, der dasselbe bereits richtig verstand (sitzungsber. der Wiener akad. d. wissensch. XXXV 198 f.), zu einem „elemento ascitizio" stempeln, zu dem

---

aber nom. acc. **áci* (ursprünglicher noch **â'ci*, da *â* = a_2 in offener silbe ist nach Brugman stud. IX 380 f., doch konnte diese form sehr leicht und frühzeitig von der anderen **akn-* das kurze *a* adoptieren). Erwägt man weiter, dass *c* phonetisch = *tš* ist, so sieht man, dass beide formen **átši* und **akn-* nun in der weise sich gegenseitig etwas nachgeben konnten, dass **átši* sich von **akn-* das *k* anstatt seines *t*, **akn-* von **átši* sich das *š* zu und hinter seinem *k* aneignete nach folgendem contaminationsschema:



Was noch die entstehung des arischen *c* aus k^2, *j* aus g^2 anbelangt, so ist es wol im interesse unserer wissenschaft, wenn ich bei dieser gelegenheit einen gedanken publiciere, welchen mir vor etwa 1½ bis 2 jahren herr Karl Verner aussprach und dessen richtigkeit sich mir inzwischen immer mehr bestätigt hat. Nach Verners vermutung entwickelten sich arische *c* und *j* aus k^2, g^2 ausser vor *i* (*î*) auch vor demjenigen *a*-laute, welcher europäisch zu *e* geworden ist, also vor a_1. Und es ist uns hiermit also eins der kriterien gegeben, um die uralte differenz der *a*-nüancierungen auch in den arischen sprachen zu erkennen. Ich habe meinerseits diese, wie man sieht, wichtige lautregel im einzelnen für folgende fälle ausreichend befunden:

1. In einzelnen wörtern: skr. *catvâ'ras* = europ. *k^2etvar-*, *páñca* = europ. *penk²e*, *ca* 'und' = europ. *k^2e*.

2. In der reduplicationssilbe der perfecta von *a*-wurzeln mit gutturalem anlaut: skr. *ca-*, *ja-* in *ca-kâ'ra*, *ja-gâ'ma* = europ. *k^2e-*, *g^2e-*. Da somit *a-* und *i*-wurzeln lautgesetzlich dazu kamen, die gutturale durch palatale zu reduplicieren, so ist für *u*-wurzeln (*ju-hâ'va* von *hu-*) das nachfolgen vermittels wirkenden systemzwanges zu statuieren.

3. In dem wurzelauslaute der primären verba thematischer conjugation wie skr. *sac-* 'sequi', *bhaj-* 'sortiri' vor dem verbalen *a*-suffix da, wo dieses als a_1, europ. *e* erscheint: *sác-a-te* = ἕπ-ε-ται, *á-bhaj-a-t* formal = ἔ-φαγ-ε. In den fällen, wo *c*, *j* auch vor a_2 stehen, wie

stammerweiternden nasal, der sich so überaus häufig in der armenischen nominalbildung antreffen lasse. Das ist ja nicht zu bezweifeln, dass in sehr zahlreichen fällen die armenische

---

3. plur. *sác-a-nte* = ἕπ-ο-νται, gilt formverallgemeinerung durch systemzwang.

4. In den obliquen casus der neutralen *-as*-stämme: skr. gen. *vácas-as* = ἔπε-ος, *ójas-as* für *aug^2a_1s-a_2s (Brugman zeitschr. f. vergl. sprachf. XXIV 10. 14.). Dies gilt als die regel bei den *-as*-bildungen; vgl. Bruno Lindner 'Altindische nominalbildung' Jena 1878. s. 50. Der nom. acc. sing. *vác-as* = ἔπος, *ójas* mit *-as* = -a_2s haben den palatal durch formübertragung. In vereinzelten fällen wie *áṅkas, ókas, bhárgas* (Lindner s. 14 f.) muss wol die wurzelgestalt des stammes im nom.-acc. obgesiegt haben.

Auch die gegenprobe stimmt ziemlich:

1. Bei nominalbildungen mit suff. *-a-*, das = a_2 ist (Brugman stud. IX 380. anm. 13.), werden nach alter regel palatale bekanntlich nach der gewöhnlichen, mechanischen ausdrucksweise, der auch Lindner noch s. 13. sich anschliesst, „in gutturale zurückverwandelt": skr. *arká-* m. 'strahl', *roká-* m. 'licht', *yugá-* neutr. 'joch'. Die bildungen mit palatal, die auch vorhanden sind, kennzeichnen sich eben dadurch als jüngere, an die entsprechenden verba angeschlossene; bei manchen spricht überdies dafür die noch ganz verbale, participienartige bedeutung, wie bei *arcá-* adj. 'strahlend', *rocá-* adj. 'leuchtend' gegenüber jenen *arká-, roká-*.

2. Vor dem diphthong a_2i (skr. *e*) = griech. οι, germ. *ai* tritt die palatalisierung nicht hervor, welche in formen von denselben wurzeln mit a_1i (skr. auch *e* und daher mit a_2i zusammengefallen, doch davon geschieden bleibend bei der auflösung in *ay*: praes. *náy-a-ti*, perf. aber *ni-nấy-a*; ebenso bei *u*-wurzeln: ntr. *çráv-as* = κλέϝ-ος, aber perf. *çu-çrấv-a*) = europ. *ei*, griech. ει, germ. ī sich zeigt. An *ji-gấy-a* perf. neben *jáy-a-ti* praes. von *ji-* erinnerte schon oben Brugman s. 18 f. anm. Man merke ferner von derselben art: *ci-kấy-a* perf. von wurz. *ci-* *ci-nó-ti*, *ci-két-a* d. i. k^2i-$k^2\acute{a}_2it$-a_1 perf. 3. sing. zu *cét-a-ti* d. i. k^2a_1it-a_1-*ti* praes. von wurz. *cit-*. Eine form wie perf. *ci-cấy-a* anstatt jenes *ci-kấy-a* ist offenbar das product jüngerer wiederangleichender sprachperiode. Vgl. auch abaktr. *cikôitaresh* neben *cicithwâo*.

Ich schliesse diese ausführungen mit dem bemerken, dass ich demnächst einmal nachzuweisen gedenke, wie anzeichen dafür da sind, dass auch diese jüngere arische palatalisierung des k^2, g^2 nicht eine speciell

sprache, ähnlich wie das germanische, unursprünglich (vulgo „unorganisch") um *n* erweiterte nominalstämme aufweist. Aber das „*n* ascitizio" muss doch irgendwo seinen ausgangspunkt gehabt haben, und wo will Ascoli den herbekommen, wenn er studj crit. 227 f. selbst in so alten beispielen wie *anun*, wie *šun*, gen. *šan* 'hund'[1]) den nasal als ein junges anfügsel in abzug bringen heisst? Wenn Ascoli armen. *tohm* 'familie, geschlecht' = abaktr. *taokhman-* ntr. und *dêm* 'angesicht' = abaktr. *daêman-* ntr. als die beispiele anführt, welche die reguläre gestaltung des nom.-acc.-ausganges dieser nomina, nemlich abgefallenes *-a*, dem indischen und ira-

---

arische war, sondern auch ihrerseits eine bereits gemeinindogermanische affection des k^2, g^2 gewesen zu sein scheint. Schon Hübschmann hat sie zeitschr. XXIII 28 f. als auch dem armenischen bekannt nachgewiesen. Und die griechischen *τ* in *τίς*, *τίω*, *τὲ*, *τέσσαρες*, *πέντε* sind ganz sicher, wie Joh. Schmidt gegen Curtius annimmt (sieh Jen. literaturz. 1875 art. 588), eine antiquität und beruhen auf einem causalzusammenhange mit dem arischen *c*; nur beweisen sie nicht, wie Schmidt will, eine nähere genealogische stellung des griechischen zu dem arischen. Ich erinnere hier nur an das sehr wertvolle osk. *cebnust* 'venerit' der tab. Bantina, das nach meiner meinung (Curtius entgegen stud. II 437 ff.) ohne zweifel schreibung für *ge-bn-ust* ist (vgl. *acum* 'agere' auf demselben denkmal), dann aber mit seiner reduplication des osk. $b = g^2$ durch *g-* ohne weiteres an das skr. *j-* von *ja-gá'm-a*, *ja-gm-ús* erinnert.

1) Gerade bei der besprechung dieses wortes a. a. o. s. 228. zeigt sich recht deutlich, auf welche abwege Ascoli gerät in folge seiner falschen grundansicht über das verhältnis des armenischen zu der iranischen sprachengruppe. Er ist sogar geneigt zu bezweifeln, dass das armen. *šun*, *šan* wirklich dem indischen *çvân-*, *çun-* verwant sei, aus dem grunde vornemlich, weil *sp* die iranische entsprechung von skr. *çv* sei. Hübschmann hat zeitschr. XXIII 17. für mich überzeugend dargetan, dass der armenischen sprache die verwandelung von *çv* in *sp*, dies „hauptcharakteristicum des iranischen", abgehe, und dass wörter wie *asp* 'pferd' persische fremdlinge im armenischen seien und als solche sogar von den Armeniern selbst gefühlt wurden.

nischen entsprechend darböten, und wenn er es für „affatto arbitrario“ erklärt, eben diese *tohm* und *dêm* als lehnwörter anzusehen; so ist dagegen zu bemerken, dass bei ersterem, *tohm*, Hübschmann zeitschr. XXIII 403. sich zuversichtlich für die entlehnung aus neupers. *tuχm* entscheidet und dass er dafür nunmehr dreierlei gründe anführen kann: erstens die mangelnde lautverschiebung des *t* und die abnorme des *k* der grundform **taukman-* (vgl. zeitschr. XXIII 19.); zweitens den unarmenischen vocalismus der wurzelsilbe, da im armenischen ein je nach der betonung mit *û* wechselndes *ui* das guṇa der *u*-reihe ist (vgl. *luis*, gen. *lûsóy*, ‘licht’ = abaktr. *raocaṅh-* Hübschmann zeitschr. XXIII 31 f. 34. anm. 1.); endlich drittens den fremdartigen (weil eben iranischen) ausgang des nom. acc. sing. Letzterer grund gibt nun wol auch für armen. *dêm* = neupers. *dêm* ein kriterium der herkunft aus der fremde ab, wenngleich dadurch *dêm* als echt armenisch zu retten ist, dass man es für einen *-ma*-stamm neben dem *-man*-stamme abaktr. *daêman-*, nach der so häufig zu beobachtenden stellvertretung dieser beiden stammclassen, zu halten sich entschliesst.

Das *-n* also bei den zahlwörtern armen. *evthn, inn, tasn* ist echt und alt, und das indo-iranische samt dem armenischen hat nicht, wie Ascoli s. 234. entscheidet, die endung *-m* bei diesen zahlwörtern in der periode seiner sprachlichen sonderexistenz verloren, wie es bei dem wort für die fünfzahl bereits weit früher, in gemeinindogermanischer zeit, „per avventura“ geschehen sein soll. Und wenn Ascoli s. 227. sich darauf beruft, dass im armenischen auch bei 20 und den übrigen zehnern der nasal erscheine, „wo er doch sicher nicht auf alte formen zurückgehe“, so könnten wir ihm zuvörderst erwidern: eben hier könnte dann das *n* auf formübertragung nach dem *-n* von *tasn* (*tasan-*) beruhen. Aber

es ist höchst fraglich, ob Ascoli recht hat, dass bei 20 u. s. w. der nasal sicher nicht alt sein könne. S. 225. führt Ascoli, rein nach massgabe der iranischen formen wie pars. *vîçt,* neupers. *bîçt,* beludsch. *gîçt* aus abaktr. *vîsaiti,* das element *khs-* des armenischen *khs-an* '20' auf **vist,* **vis,* **g*[*i*]*s,* **khs* zurück, welchem letzteren elend verstümmelten formtrumm dann das stammerweiternde *-an-*, sogar noch um ein weiteres element *-i-* zu *-an-i-* vervollständigt, wieder zu corpulenterem dasein verholfen habe. Da wir nun wissen, dass die indogermanische form für 20 **vīkn̥ti*[1]) war, da wir ferner soeben gesehen haben, dass das armenische den vocal der mittleren silbe dieser grundform nicht genau ebenso darstellt wie das indo-iranische, in *viṃçáti, vîsaiti,* sondern vielmehr durch *an* die nasalis sonans wiedergibt, so ist es mir gar nicht zweifelhaft, dass das *-an* ven *khsan* nur der getreue reflex des mittleren vocals in jenem **vīkn̥ti* ist. Da hinter dem *-an-* die silbe *-ti* abgefallen ist — eine genaue analogie dazu bietet die armen. 3. plur. *beren* = urspr. *bharanti,* nach Hübschmanns brieflicher mitteilung —, so erscheint bei *khsan* die nasalis sonans in ihrer vollen armenischen gestalt, nicht wie bei *evthn, tasn* in einer durch das vocalische auslautsgesetz verstümmelten. Es entsprechen sich hier arm. *an* und indo-iran. *a,* beide in der rolle der nasalis sonans, völlig ebenso, wie mit dem *-am-* des instr. sing. armen. *anwam-b* das skr. *-a-* des instr. plur. *nā́ma-bhis* sich deckt. Wie wir somit das *-san* von *khsan* schön mit der schwachen griechischen form *-κατι* in *Ϝίκατι* vermitteln zu können glauben, so hat entsprechend schon Hübschmann zeitschr. XXIII 32. anm. 3. richtig und weit von Ascolis aufstellungen ab-

1) Die zweifelhaft bleibende urgestalt der ersten silbe dieser grundform ist hier nicht von belang.

weichend das *-sun* der höheren armenischen zehner *eresun* '30', *khar'asun* '40' bis *innsun* '90' mit der starken form *-κοντα* in griech. *τριάκοντα* u. s. w. in vergleich gestellt. Ascoli hat sich bei der erklärung der armenischen zehnerzahlwörter nicht weniger „verirrt" als Bopp, den er tadelt (s. 225. anm. 10.), in dessen note aber vergleich. gramm. I³ 462. f. anm. wenigstens der eine richtige negative grundgedanke ist, dass er (Bopp) „nicht *khsan* von dem skr. *viṃçáti* ableiten möchte."

Von den drei zahlwörtern *evthn, inn, tasn,* zu denen wir uns jetzt zurückwenden, bedarf zunächst das mittlere einer besonderen besprechung. Die grundform für die neunzahl ist für das armenische **envan*, wie richtig von Hübschmann zeitschr. XXIII 33. erkannt worden ist. Dieses **envan,* seinerseits aus **énvm̥,* indog. **$\acute{a}_1$nvm̥* entstanden, führte armenisch nach dem vocalischen auslautsgesetze zunächst wieder zu einer form mit schliessendem sonantischem nasal zurück: zu **envn, *invn.* Und hieraus nun hätte mit vocalisierung des *v* endlich **inun* werden müssen (vgl. Hübschmann a. a. o.), ganz analog wie bei dem worte für 'name' die reihenfolge indog. **anmn̥*, armen. vorhist. **anwan, *anwn* in *anun* endigte. Wir gelangen also auf dem wege der lautgesetze nicht zu der historischen form *inn.* Aber wir treffen das vergeblich erwartete **inun* alsbald doch im armenischen an, nemlich in der form mit pluralendung *inun-kh.*

Die armenische sprache hat sich nicht mit den alten indeclinabeln formen für die zahlwörter 7, 9 und 10 begnügt, sondern ihnen auch casus- und numerussuffixe gegeben, ähnlich wie das sanskrit *sápta* u. s. w. als *n*-stämme declinieren kann. So waren mit hilfe des pluralsuffixes consonantischer stämme indog. *-a_1s,* europ. *-es,* armen. *-kh* (Bopp vergleich. gramm. I³ s. 449 f., Hübschmann zeitschr. XXIII 12.) bei un-

seren zahlwörtern zunächst vermutlich folgende doppelformen entstanden:

	indecl.	pluralf.
7	*evthn,*	*evthan-kh;*
9	**inun,*	**invan-kh;*
10	*tasn,*	**tasan-kh.*

In den pluralformen erhielt sich, weil hier von dem vocalischen auslautsgesetz nicht betroffen, das *-an-*; das *-van-* bei 9 ward aus demselben grunde nicht zu *-un-*, vgl. wiederum *anwam-b* instr. sing. von *anun.*

Nun aber gingen formübertragungen an jenem doppelreihigen schema vor. Zunächst stellte sich nach der analogie des alten **inun* ein die veränderte pluralform *inun-kh.* Mit der neunzahl associierte sich alsdann das nächstbenachbarte zahlwort 10 und verzichtete auf seine pluralform **tasan-kh* zu gunsten eines neuen nach *inun-kh* gebildeten *tasun-kh.* Nach dieser wirkung trat **inun* selbst vom schauplatz ab; das verhältnis *tasun-kh : tas-n* erforderte ein analoges *inun-kh : in-n.* Man gewann also diese letztere, kürzere form für 9 auf die weise, dass, nachdem zuerst der plural von 9 auf denjenigen von 10 gewirkt, hernach gleichsam zur revanche die singularform von 10 auf die entsprechende von 9 zurückwirkte.

Diese vorgänge hatten dann endlich noch einige analogiewirkungen zwischen den verschiedenen formen der neunzahl selbst im gefolge. Nach dem muster von *inn* gesellte sich zu dem pluralischen *inun-kh* nunmehr auch eine nebenform mit *nn*: *innun-kh.* Dann ward überhaupt das *in-* oder das damit auf dem beschriebenen wege nun gleichwertig gewordene *inn-* die neue basis für die declination dieses zahlwortes in derselben weise, wie es *tas-* für die der zehn-

zahl war oder doch wenigstens zu sein schien; daher ein gen. plur. *in-an-z* wie *tas-an-z*, ein instr. plur. *in-am-bkh* und daneben her *inn-am-bkh* wie *tas-am-bkh*. Nur so bringen wir die nötige ratio in diese formenbuntheit bei der armenischen ‘9’ [1]).

---

1) Auf grund der obigen deductionen, falls diese irgend das richtige treffen, dürfte sich ergeben, dass Ascoli irre geht, wenn er studj crit. II 226. das *nn* in den formen der armenischen neunzahl durch eine assimilation aus *nv* hervorgehen lässt. Meines wissens kennt überhaupt die armenische sprache diesen lautwandel nicht. Aber das griechische kennt ihn, und darum tut man allerdings recht daran, das griech. *νν* von *ἐννέα* unter diesen gesichtspunkt zu bringen. Wie aber erklärt man im übrigen diese griechische form? Die Ficksche annahme eines sonst ganz unerhörten umspringens des *ϝ* in einer mit prothese gebildeten grundform („*ἐννέα* für **ἐ-νϝεα*, **ἐ-νεϝα*“, vgl. wtb. I^3 128.) scheint auch für Ascoli wenig ansprechendes zu haben, obgleich er sich zögernd damit begnügt. Mit der vocalprothese ist es überhaupt hier nichts. Das armenische bezeugt uns deutlich die ehemalige existenz eines urindog. **á$_1$nvm̱*. Dies **á$_1$nvm̱* verhält sich zu dem sonst üblichen **ná$_1$vm̱* deutlich so wie *a$_2$nman-* : *na$_2$man-* ‘name’, wie wurzelf. *ank^1-* : *nak^1-* ‘tragen, erreichen’, wurzelf. *ambh-* : *nabh-* in den wörtern für ‘nabel’, wurzelf. *angh^2-* : *nagh^2-* in den wörtern für ‘klaue’ u. a. Mit dem typus **á$_1$nvm̱*, europ. **énvm̱*, urgriech. **ἔνϝα* begnügt sich — gleichfalls deutlich — auch das griechische in vielen fällen, nemlich in *ἔννα-το-ς*, *ἕνα-το-ς*, ion. *εἴνα-το-ς*, in *ἐννά-κις*, *ἐνά-κις*, ion. *εἰνά-κις*, in *ἐννα-κόσιοι*, *ἐνα-κόσιοι*, in dem compos. homer. *ἐνν-ῆμαρ* adv. (Il. *Α* 53.), endlich in homer. *ἐννή-κοντα* (Od. *τ* 174.). Nehmen wir nun an, dass die griechische sprache vordem einmal auch die andere in den meisten schwestersprachen vertretene form **na$_1$vm̱* als **νέϝα*, **νέα* besass, so könnte man sich sehr bequem *ἐννέα* als contaminationsproduct aus jenem **ἔννα* und diesem **νέα* erklären. Griech. *ἐνενή-κοντα* ferner, von dem ich nicht glaube, dass Benfey griech. wurzellex. II 215. und mit ihm Curtius grundz.^{4} s. 311. den anfangsbestandteil richtig mit dem von lat. *nōnā-ginta* identificieren, möchte ich durch eine weitere contaminationsbildung zu stande kommen lassen: neben einem schon contaminiertes *ἐννέα* enthaltenden **ἐννεή-κοντα*, **ἐνεή-κοντα* gieng eine zeit lang im gebrauche der sprache auch noch das ältere *ἐννή-κοντα* (homer.), **ἐνή-κοντα* her; letzteres nun erlaubte sich eine nochmalige einwirkung auf **ἐνεή-κοντα* und gestaltete es zu *ἐνενή-κοντα*. Die form *ἐννενή-κοντα* mit *νν* hat zweifelhafte handschriftliche gewähr (vergl.

Ich muss noch erwähnen, dass *-un-kh* im armenischen auch der ausgang des nom. plur. bei substantivischen *n*-stämmen ist, z. b. *garʿun-kh* 'lämmer' von *garʿn* (= griech. ϝαρήν, ϝαρν-ός), *akun-kh* 'augen' von *akn*. Dieses *-un-kh* ist wol unstreitig, was seine etymologie anbetrifft, = indog. *-a_2n-a_1s*, skr. *-ân-as* (in *uksh-â'n-as*), griech. *-ον-ες* (in *τέκτ-ον-ες*), germ. **-an-z* (in got. *auhs-an-s*). Denn dass das armenische mit dem griechischen, lateinischen und slavischen gehend altes a_2 zu *o* hat werden lassen, ist ebenfalls eins der resultate der Hübschmannschen forschungen (zeitschr. XXIII 33.), sowie das, dass für dieses *o* im älteren arme-

---

Bekker, Poppo und Schöne zu Thukyd. I 46, 1.); an sich wäre auch sie, wie man leicht sieht, sprachgeschichtlich nicht schwer zu rechtfertigen.

Endlich hier beiläufig noch eine frage. Sollte sich nicht überhaupt durch das mittel der contaminationsbildung die so häufig neben jenen doppeltypen wie *aɜnman-* und *naɜman-* u. s. w. hergehende breiteste dritte form genügend erklären lassen, so dass man sich z. b. im griechischen *ὄνομα* durch contamination von **ὄνμα* und **νόμα*, im lateinischen *nanc-* (*nanc-isci*) durch beeinflussung eines *anc-* von *nac-* (*nac-tu-s*) aus entstanden denken dürfte? Daran, dass wir nicht überall so glücklich sind wie bei *ἐννέα*, *ἐννα-*, dass weder eine spur von dem exemplar **ὄνμα* noch eine solche von **νόμα* im griechischen auftreiben sei, brauchte man sich nicht zu stossen: diese grundlagen für das neue gebilde *ὄνομα* verschwanden, nachdem letzteres zu stande gekommen; die den überfluss scheuende, mit demselben aufräumende, darum eben nach contaminationsbildungen hindrängende sprache (verf. verb. in d. nominalcomp. 342.) warf das gerüst, welches ihr zur errichtung von bauwerken wie *ὄνομα* gedient hatte, nachher leicht bei seite. So hätte man wenigstens einen beträchtlichen teil der cruces, welche diese doppelten und dreifachen formentypen der sprachwissenschaftlichen forschung bereiten, beseitigt und würde auf formzweiheiten reduciert sein. Wie freilich diese, indog. **áɜnvm̥* und **náɜvm̥*, **aɜnman-* und **naɜman-* in letzter instanz unter einen grundsprachlichen hut zu bringen seien, das bleibt eine weitere offene frage; denn alle bisherigen versuche darüber, auch der zuletzt von Joh. Schmidt zeitschr. XXIII 266 ff. angestellte, haben mich wenigstens nicht zu überzeugen vermocht.

nisch öfter, im modernen Tifliser dialekt durchgängig *u* eintritt (ebend. s. 32. anm. 2.); vgl. auch das *-sun* der zehnerzahlen = griech. *-κοντα* oben s. 120 f.[1]). Ehemalige neutra wie *akn* haben natürlich das *-un-kh* des plurals nunmehr auch in folge des verschwindens aller genusunterschiede im armenischen. Da es nun auch unsere zahlwörter *inn* und *tasn* zeigen, so könnte man vermuten (wie es auch Ascoli wirklich tut studj crit. II 226. anm. 11.), dass diese ihr *-un-kh* direct von der nominalen *n*-declination her bezogen haben, dass also unsere obigen constructionen hinfällig würden. Ueberdies ist es ja sehr natürlich, dass unsere zahlwörter, wenn sie einmal nominale flexion annehmen wollten, dann auch, wie sie im sanskrit bekanntlich der *n*-declination der nomina substantiva zuwanderten wegen des mit dem nom. acc. sing. dieser nomina gleichlautenden ausganges der alten indeclinabilia, diesen weg völlig ebenso im armenischen beschritten unter völlig gleicher veranlassung. Dennoch aber ersehen wir an der pluralform der den übrigen beiden etwas ferner stehenden siebenzahl *evthan-kh* (nicht *-un-kh*) zur genüge, dass wol auch bei der 9 und 10 sich die gleichwerdung mit dem plural der *n*-declination nicht so ohne weiteres vollzogen haben würde, wenn hier nicht eben ein anderer, individueller anstoss hinzugekommen wäre. Als solchen betrachten wir das einstige vorhandensein der form

1) Ich bin mit den lautverhältnissen des armenischen nicht vertraut genug, um sagen zu können, nach welchem gesetz im älteren armenisch *u* mit *o* als vertreter von a_2 abwechselt. Da Hübschmann zeitschr. XXIII 32. angibt, dass armen. *i* für *e* = europ. *e* besonders in der stellung vor nasalen einzutreten pflege (*hing* '5' = πέντε, *hin* 'alt' = *senex, inn* '9' = ἐννέα), wäre es da nicht möglich, dass die verdumpfung des *o* zu *u* unter derselben obwaltenden bedingung platz griff? Unsere zwei beispiele armen. *-sun* = *-κοντα*, *-un-kh* = *-ον-ες* begünstigen wenigstens ihrerseits diese auffassung.

**inun* für 9, derjenigen, die man ja ohnehin lautgesetzlich für dieses zahlwort erschliessen muss. Ja, dass anfänglich die pluralformen, überhaupt die flexionssuffixe bei unseren drei cardinalzahlen schlichtweg an die altüberlieferte indeclinable form angehängt wurden, nicht eigentlich übergänge in bestimmte nominale declinationsweisen seitens derselben geschahen, darauf scheint wol unstreitig auch der gen. plur. *inun-z* hinzudeuten. Denn diese form stimmt zwar mit dem gen. plur. der nominalen *u*-stämme überein (Ascoli s. 226. anm. 11.); es ist aber unwahrscheinlich und hat gar keinen ersichtlichen grund, dass bei ihrer bildung die sprache direct die analogie der *u*-declination gewählt habe, wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, dass solches *inun-z*, nachdem es nun fertig war, seinerseits andere übertritte der flexion desselben zahlwortes in die *u*-declination (Ascoli a. a. o.) bewirkte. — Auf andere berührungen der declination unserer drei zahlwörter mit den declinationen dor nominalen stammclassen brauchen wir hier für unseren zweck nicht weiter einzugehen; mehrere wie es uns scheint meist zutreffende bemerkungen darüber findet man bei Ascoli studj crit. II 224 f. anm. 9., und an der schon genannten stelle 226. anm. 11.

Ueberschauen wir in einem gesamtüberblick die bisher betrachteten fälle der formassociation bei zahlwörtern, so zeigt sich uns, dass sich diese namentlich gern in gegenseitiger beeinflussung je zweier einander unmittelbar benachbarter zahlwörter äussert. So wirken auf einander ein: 4 und 5 (lat., kelt., germ.), 6 und 7 (lat., germ.), 7 und 8 (altind., griech., altir.), 9 und 10 (slav.-lit., armen.), 11 und 12 (mittel- und neuhochd.). Was aber für den einer der nächststehende einer ist, sein treuer oft eine macht über ihn gewinnender genosse, das ist für den zehner oder hunderter der ihm nächstgesellte zehner oder hunderter. Auch von

der paarweisen gegenseitigen formalen beeinflussung bei diesen höheren zahlwörtern trifft man beispiele an; ich habe mir deren zwei notiert, ein lateinisch-romanisches und ein altindisches, unschwer wird man noch andere hinzufinden.

Das in der classischen latinität „nur bei Vitruv, sehr gewöhnlich in den urkunden des mittelalters“ angetroffene und in ital. *ottanta* fortlebende lat. *octuaginta* statt *octoginta* hält man immer noch am besten, eben wegen seines historisch nicht frühen hervortretens und durchdringens, mit Diez gramm. d. roman. spr. I[4] 21. für eine einfache „anbildung“ an *septuaginta*, wenngleich griech. *ὀγδοϝήκοντα* und lat. *octāvus* andere wege der erklärung zu weisen geeignet sind, solche, wie sie u. a. neuerdings Ascoli in der Rivista di filologia IV 583. (= Curtius' stud. IX 359.) betritt.

Neben aind. *triṃçát* erscheint „vedisch auch für 30 nach analogie von 20 *triṃçáti*“, z. b. ṛgv. VIII 28, 1.; vgl. Benfey vollständ. gramm. s. 332. anm. 7. Nach dem Petersburg. wörterb. ist die form nicht auf den vedadialekt beschränkt. Dass Benfey recht hat, eine jüngere analogiebildung anzunehmen, beweist klar die vergleichung der verwanten sprachen. Denn diese, soweit sie überhaupt das alte zählsystem beibehielten (arisch, armenisch und südeuropäisch) zeigen deutlich, dass bei den zehnern von 30 ab eine verschiedenheit der bildungsweise von der der zahl 20 statt fand: wie im arischen auf skr. *viṃçáti*, abaktr. *vîçaiti* folgen skr. *triṃçát*, *catvâriṃçát* u. s. w., abaktr. *thriçata* (*thriçâç*), *cathwareçata* u. s. w., so löst im griechischen und lateinischen bekanntlich an derselben stelle das *-κοντα*, *-ginta* das *-κατι* (*-κοσι*), *-ginti* von *ϝίκατι* (*εἴκοσι*), *viginti* ab. Betreffs des armenischen vergleiche man das obige s. 120 f.; wegen des keltischen und des dort auch bestehenden unterschiedes verweise ich auf Schleicher com-

pend.[3] [4] s. 486 f. Die differenz hat vermutlich ihren ursprung darin, dass das zahlwort 20 grundsprachlich mit der dualendung, gegenüber der pluralform von 30, 40 u. s. w., gebildet ward. Doch wie dem auch sein mag, jedesfalls haben wir in aind. *triṃçáti* die durchbrechung eines alten bis in die grundsprache zurückgehenden systematischen formenverhältnisses. Und ich füge hinzu, dass auch das griechische anstrengungen gemacht hat, die alte scheidewand zwischen der zwanzigzahl und den höheren zehnern zu durchbrechen, dass in dieser sprache aber vielmehr die mit ihrer alten bildungsweise vereinzelt stehende 20 sich der uniform der übrigen zu bemächtigen versucht hat: nach Brugmans richtiger erklärung zeitschr. XXIV 66. ist das *ο* von *εἴκοσι*, anstatt des alten *α* in dem dialektischen *Ϝίκατι*, erst durch den assimilierenden einfluss von *-κοντα* in *τριά-κοντα* u. s. w. ins leben getreten. In anderer weise zeigt dasselbe griechische zahlwort die tendenz der uniformierung mit seiner dialektischen form *ἴκαντιν* (Hesych): hier ist das *α* geblieben, aber der nasal ist von *τριά-κοντα* und genossen herübergeholt, denn es ist in keiner weise wahrscheinlich, weil allen regulären lautentsprechungen zuwiderlaufend, dass in diesem *ἴκαντιν* der nasal neben dem *α*, das selbst der alte tieftonige nasal war, von ursprachlichen zeiten her geblieben sei.

Alle bisher zur sprache gebrachten beispiele sind von der art, dass immer ein oder einige nachbarzahlwörter auf ein in ihrer reihe nebenstehendes anderes numerale formverändernd einwirkten. Es kann aber auch der fall eintreten, dass die formverändernde association ihre wirkungssphäre innerhalb eines und desselben zahlworts und seiner zugehörigen wortsippe hat, dass z. b. die einerzahl sich nach der entsprechenden von ihr abge-

leiteten zehnerzahl, das cardinale nach dem zu ihm gehörigen ordinale oder umgekehrt sich umformt. Auch hierfür seien noch zum schlusse einige historische belege angeführt.

Die italienische sprache kennt das lautgesetz, dass inlautendes lat. *qu* vor den palatalen vocalen *e* und *i* palatalisiert wird: *cuocere* 'coquere', *laccio* 'laqueus', *torcere* 'torquere', *cucina* 'coquina'; sonst nicht: *acqua* 'aqua', *cuoco* 'coquo'. Das zahlwort *cinque* aber fügt sich dieser regel nicht; während doch hingegen im walachischen, das dieselbe regel der palatalisierung des *qu* befolgt, *cincĭ* 'fünf' ganz gesetzmässig mit den übrigen fällen des vor *e, i* in *ć* verwandelten inlautenden *qu* (wal. *nicĭ* 'neque', *coace* 'coquere', *stoarce* 'extorquere') geht. Vergl. Diez gramm. I[4] 264. 265. 481 f. Als grund, warum im italienischen *cinque* ausweicht, wird sich, glaube ich, kaum ein anderer ausfindig machen lassen als der, dass man eine angleichung an die fünfzigzahl ital. *cinquanta* vornahm, welche letztere aus lautgesetzlichem grunde das *qu* festhielt. Dass ableitungen im stande sind, auf ihr grundwort formumgestaltend zurückzuwirken, das mag hier noch an einem anderen romanischen beispiele kurz gezeigt werden. Franz. *amour* ist das einzige wort in dieser sprache, welches den ausgang lat. *-órem* abnorm durch *-our* vertreten zeigt, während *douleur, couleur, honneur* und alle übrigen die normale gestaltung des lat. *ó* in betonter offener silbe zu franz. *eu* (Diez gramm. I[4] 438.) aufweisen. Ich zweifle nicht, dass wir für die abweichung von *amour* einzig und allein die ableitungen *amoureux, amourette* verantwortlich zu machen haben, bei welchen sich das *o* als in unbetonter silbe stehend regelrecht zu franz. *ou* entwickelt und welchen sich dann hinterdrein das stammwort wieder angeglichen hat; eine angleichung, die z. b. bei *douleur* gegenüber *douloureux* unterblieben

ist. — Uebrigens hoffe ich bald an einem anderen orte gelegenheit zu haben, in umfassenderer weise auf demselben romanischen sprachgebiete die assimilationskraft, welche ableitungen auf ihre primitiva ausüben können, nachzuweisen, namentlich auch neue beispiele aus dem gebiet der zahlwörter für diese erscheinung beizubringen.

Zwischen der cardinalzahl und der zu ihr gehörigen ordinalzahl stattgefundene gegenseitige formale beeinflussung haben wir nach meinem dafürhalten höchst wahrscheinlich bei den germanischen zahlwörtern für 7, 9 und 10 anzunehmen: got. *sibun, niun, taihun.* Es wird ja zwar die (tieftonige) nasalis sonans der grundsprache germanisch durch *un* (*um*) reflectiert, aber nicht im wortauslaute: im auslaute nimmt von dem *-un* das consonantische auslautsgesetz den schliessenden nasal weg und es bleibt nur *-u,* ganz ebenso wie in dem acc. sing. des *u*-stammes got. *sunu*; man vergleiche die schon oben s. 107. anm. herbeigezogenen acc. sing. got. *fotu*, *tunþu* aus **fotm̥*, **tunþm̥*. Bei jenen zahlwörtern hätten folglich die formen regelrecht got. **sibu* (eigentlicher noch **sifu,* worüber hernach), ferner **niu,* **taihu* zu lauten. Dies verkennt Sievers in Paul-Braunes beitr. V 119. anm. 1., 120., wo aus *sibun, niun, taihun* — mit nichtberücksichtigung von *fotu, tunþu* — irrig die regel gezogen wird, dass „sonantisches *m* im auslaut hätte zu *-un* werden müssen“. Der wiederanwuchs des *-n* an die formen **sibu,* **niu,* **taihu* geschah aber sehr leicht nach der analogie der entsprechenden ordinalia got. **sibun-da,* ahd. *sibun-to,* got. *niun-da, taihun-da,* in welchen der nasal, weil inlautend, geblieben war. Man stellte also aus **sibun-da, niun-da, taihun-da* ein *sibun, niun, taihun* her, wie man zu dem *saihs-ta* ein *saihs,* zu **fimf-ta,* ahd. *fimf-to fimf,* zu **fidvor-da,* ahd. *fior-do* got. *fidvor,* ahd. *fior* gehören sah. Eine andere er-

klärung für das *-n* in *sibun* u. s. w. scheint sich nicht zu bieten. Von einer flectierten form, etwa einem nominativ plur. consonantischen stammes mit *-es*, einer grundform also wie **dá$_1$km-a$_1$s* indog., **tehm-iz* germ. würde man ja im gotischen nur zu einem **taihun-s* gelangen. Und einen unflectierten vocalischen stamm, etwa **tehmi-*, zu grunde zu legen, haben wir schon allein aus sprachchronologischen gründen, da es sich ja nicht um bildungen der ursprachlichen 'periode der themenbildung' handelt, nicht das recht, wie das schlagend Leskien d. declin. im slav.-lit. u. germ. s. XXVI. gegen Joh. Schmidts auffassung von got. *fidvor* erwiesen hat. Die im gotischen belegten dativformen *taihun-i-m, fidvor-i-m,* sowie *ainlib-i-m, tvalib-i-m* sind ohne allen zweifel sämtlich als analogiebildungen von *þri-m* ausgehend, so dass Leskiens zweifel a. a. o. s. XXVII., ob irgend ein historischer zusammenhang zwischen den *i*-formen der entsprechenden zahlwörter im slavischen und litauischen und den germanischen formen stattfinde, um so gerechtfertigter erscheint.

Speciell bei dem cardinalzahlworte *sibun* gibt es endlich noch einen anderen grund, weshalb man die annahme der formassociation an das ordinale gar nicht entbehren kann. Sind die oben (s. 97 ff.) dargelegten gründe für eine grundsprachliche betonung des indog. **sá$_1$ptm̥* als paroxytonon, wie wir hoffen dürfen, irgend durchschlagende, so ergibt sich daraus, dass nach Verners gesetz eigentlich germ. **sefu,* got. **sifu* aus der grundform **séptm̥,* **sépm̥* — treffend bemerkt Sievers a. a. o., wie „sich der ausfall des *t* in *sibun* erst jetzt durch Brugmans hypothese (in folge des zusammentreffens von *ptm*) erklärt" — zu erwarten wäre. Unser *sibun* also holte sich nicht allein sein schliessendes *-n,* sondern auch sein *-b-* anstatt *-f-* aus der ordinalzahl *sibunda* herüber; denn diese letztere geht auf ursprachl. **sa$_1$ptm̥tá-,*

urgerm. nach Verners regel **sebundá-* zurück. Die ordinalia mit suff. *-ta-* waren in der grundsprache unzweifelhaft oxytona, wie dies aind. *catur-thá-s, shash-ṭhá-s* noch zeigen, und wogegen die vedischen paroxytonierten *pañcá-tha-s, saptá-tha-s* (Benfey vollständ. gramm. s. 329. anm. 3.) nicht sprechen: letzteres hat offenbar seinen accent nach dem im veda veränderten accent des cardinale *saptá* (sieh oben s. 102.) gerichtet, und mit *saptá-tha-s* wird dann auch das ihm gleich geformte *pañcá-tha-s* gegangen sein, zumal da sich selbst das cardinale der fünfzahl einmal, atharvav. V, 15, 5., als *pañcá* augenscheinlich nach dem muster der vedischen *saptá, ashṭá* betont findet. Im griechischen sind die cardinalia durchgängig in beziehung auf den accent massgebend geworden für die aus ihnen mittels *-το-* hervorgehenden ordinalzahlbildungen wie *τρί-το-ς, τέταρ-το-ς, πέμπ-το-ς, ἕκ-το-ς, ἔνα-το-ς, δέκα-το-ς*. Und dieselbe letztere richtung der formassociation, die, dass das cardinale auf die ordinalzahl einwirkt, die entgegengesetzte also wie bei dem verhältnis von got. *sibunda* und *sibun*, haben wir bei *taihun* und *taihunda* betreffs der erklärung des *h* in der letzteren bildung anzuerkennen: aus indog. **da₁km̥-tá-* konnte nur ein germ. **tegun-dá-* entspriessen gemäss dem Vernerschen gesetz; das *h* anstatt *g* bezog diese form unstreitig nur von der grundzahl **tehu(n)* = **dá₁km̥*.

Zur geschichte der personalendungen.

Von Karl Brugman.

Von dem satz ausgehend, dass in den personalendungen pronomina mit der bedeutung „ich“ „du“ u. s. w. stecken, verfuhr man bei der reconstruction der „grundformen“ dieser flexivischen elemente früherhin meistens in der weise, dass man die in freiem gebrauch begegnenden und den personalendungen mehr oder minder ähnlichen pronominalstämme, wie *ma* „ich“ *tva* „du“, theils für sich allein (im singular), theils mit einander componiert (im plural und dual) als die grund- und urformen ansetzte und aus diesen dann die einzelsprachlichen flexionsendungen durch lautliche verstümmlung entstanden sein liess. So construierte man z. b. für die 1. sg. ein *-ma* („ich“), für die 1. pl. ein *-ma-tva* („ich und du“) als die ursprünglichen ausgänge und nahm an, dass z. b. die aind. formen *-mi* in *bhárâmi* und *-masi -mas* in *bhárâmasi bhárâmas* lautliche umgestaltungen von ihnen seien. Dieses verfahren ist in letzterer zeit bei vielen forschern in miscredit gekommen. Und mit vollstem recht.

Man wird den satz, dass in den personalendungen personalpronomina zu suchen seien, im grossen und ganzen anzuerkennen haben, jene constructionen von urformen aber, wie ich sie soeben kurz schilderte, sind im äussersten grade bedenklich. Besonders dreierlei ist gegen sie einzuwenden.

1. Wenn man auch leicht zugeben wird, dass das *-mi* von aind. *dádâ-mi* gr. *δίδω-μι* mit dem pronominalstamm *ma-* „ich“ und das *-ti* von *dádâ-ti* *δίδω-τι* mit dem pronominalstamm *ta-* „der“ im wesentlichen identisch ist[1]), und weiter auch die annahme an sich keinen allzu grossen anstoss erregt, die endung *-nti* der 3. pl. sei eine composition von stamm *an-* „jener“ mit stamm *ta-* „der“, so geraten wir doch bei allen übrigen personen in unüberwindliche lautliche schwierigkeiten, wie z. b. bei der 2. sg., deren suffix *-si* mit dem pronomen *tva-* „du“ identisch sein soll, oder bei der 2. pl., deren suffix *-ta* aus *-tva-tva* entsprungen sein soll. Stricte handhabung der lautgesetze ist der grundpfeiler unserer gesammten sprachwissenschaft, und wer sich über diese gesetze so kühnlich hinwegsetzt, dass er *-si* aus *-tva*, *-masi* *-mas* aus *-ma-tva*, *-ta´* aus *-tva-tva* oder gar im medium die 1. sg. *-mai* aus *-ma-ma*, die 1. pl. aind. *-mahe* gr. *-μεθα* aus *-ma-tva-tva*, die 2. pl. aind. *-dhva* (imperat.) gr. *-θε* *-σθε* aus *-tva-tva-tva* herleitet, der verliert doch sichtbar allen festen boden unter den füssen und verkennt meines ermessens durchaus, was unserer wissenschaft not thut. Was man hie und da zur rechtfertigung dieser methode angeführt hat: im gebiet der flexionsendungen hätten die lautgesetze nicht dieselbe geltung wie sonst, bessert an der sache nichts; es ist, bei lichte besehen, eine blosse petitio principii (vgl.

---

1) Dass man ein recht habe zu der annahme, *-mi* sei durch lautliche schwächung aus *-ma* hervorgegangen und die secundärendung *-m* sei aus *-ma* oder *-mi* verkürzt, kann ich nicht zugeben. Die primären formen *-mi* *-si* u. s. w. können recht wol, wie ja bekanntlich auch bereits von Friedrich Müller behauptet worden ist, aus den secundärformen *-m* *-s* u. s. w. durch anfügung eines sprachelementes *-i* entstanden sein.

hierzu Leskien „die declination im slavisch-litauischen und germanischen“ s. 1 f.)

2. Wer sich so kühne annahmen erlaubt, wie die, dass *-si* aus *-tvi* (*-tva*) entstanden und *-masi -mas* eine composition von *ma-* und *tva-* sei, müsste zunächst nachweisen oder wenigstens wahrscheinlich machen, dass den von ihm construierten urformen auch gerade die pronominalstämme zu grunde zu legen sind, die er zu grunde legt, und keine andern. Aber was hindert mich denn z. b. zu behaupten, in *-si* stecke ein ganz anderer stamm als *tva-*, zwar auch ein pronominalstamm mit der bedeutung „du“, aber eben doch ein etymologisch davon verschiedener? Auch für das „ich“ im freien gebrauch haben wir ja zwei, etymologisch sicher zu trennende stämme, z. b. in aind. *máhyam* und *ahám*, ferner für das „ihr“ (2. pl.) zwei, z. b. in *vas* und *yûyám*, und für das „wir“ sogar drei, z. b. in *nas, vayám* und *asmábhyam*. Es lag also von vorn herein gar keine nötigung vor, den lautgesetzen jenen zwang anzuthun. Und weiter, was die pluralischen und dualischen formen anlangt, wie will man denn beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen, dass in ihnen allen keine einfachen pronomina mit pluralischer bedeutung vorliegen? Wenn Friedr. Müller diese annahme von pluralbildung durch zusammensetzung zweier stämme von singularischer bedeutung ein „unbewiesenes dogma“ genannt hat, so stimme ich ihm darin durchaus bei. Ausserdem, auch einmal zugegeben, in der endung der 1. pl. act. stecke ein „ich und du“, ist es denn etwas anderes als blosse consequenzmacherei, wenn man nun auch für die 2. pl., als deren endung für die idg. ursprache nur *-ta* angesetzt werden kann, also eine form, die so gar nicht nach zusammensetzung aussieht, ein „du und du“ postuliert und demgemäss ein *-tva-tva* aufstellt?

3. Die anhänger der von uns bekämpften theorie setzen als selbstverständlich voraus, dass alles, was man personalendung zu nennen pflegt[1]), nach einem gemeinsamen, consequent durchgeführten bildungsprincip entsprungen sei, nach dem princip der composition eines verbalen stammes mit personalpronomina von der bedeutung „ich“ „du“ u. s. w. Aber, sehen wir hier auch von der medialen diathesis als einem etymologisch noch völlig unaufgeklärten ingrediens der personalendung ganz ab und halten uns bloss an das activum: wie ist denn nachzuweisen und auch nur einigermaassen plausibel zu machen, dass wirklich auch alle endungen ohne ausnahme nach jenem princip gebildet sind? Die verbalendungen hatten zu der zeit als die idg. völker auseinander gingen, sicherlich schon eine lange geschichte hinter sich: wer kann also sagen und wer darf sich getrauen zu sagen, wie und woher sie sich alle zusammengefunden? Schon folgender umstand hätte zur vorsicht mahnen müssen. Erwägt man, was in den einzelnen idg. sprachen alles aus dem gebiet des nomen ins verbum finitum sich eingenistet hat, lat. *ferimini* „ihr werdet getragen“, aind. *dâtâ* „er wird geben“, apers. *avajata* „er wurde getödtet“ (vgl. Spiegel apers. keilinschr. s. 169, abaktr. gramm. s. 253), russ. *ja dúmalŭ* „ich dachte (habe, hatte gedacht)“ u. s. w., so wirft sich die frage auf, ob nicht auch der ursprachliche flexionsapparat die eine oder andere form enthält, die auf ganz anderem bildungsprincip beruht als *dádâ-mi* (falls dieses, was auch ich vorläufig für wahrscheinlich halte, in dem *-mi* ein pronomen

---

1) In bezug auf die imperativformen lassen allerdings einige gelehrte ein paar ausnahmen zu.

mit der bedeutung „ich“ birgt). Und wer weiss also, ob nicht z. b. die 2. pl. *bháratha* *φέρετε* und die 3. pl. *bháranti* *φέροντι* in der that nominalformen (verbalnomina) sind? Wer weiss z. b., ob nicht *bháranti* der stamm des particips ist (*bhárant*), den unsere idg. vorfahren als 3. pl. gebrauchten und an den sie später, aber noch in grundsprachlicher zeit, nach der analogie von *bhárati* *-i* anfügten? Unsere gegner sind hier bisher viel zu zuversichtlich zu werk gegangen und auch hier der consequenzmacherei verfallen? —

Jene aprioristischen constructionen sind demnach — wir dürfen das aussprechen, ohne damit den verdiensten von männern wie Bopp, Schleicher und Curtius zu nahe zu treten — in jeder beziehung verwerflich. Sie sind der ausfluss einer sprachbetrachtung, die früherhin in der vergleichenden grammatik allgemein herrschend war und bei der man, ohne sich vorher klar gemacht zu haben, wie menschliche sprache überhaupt lebt und sich fortentwickelt, welches die factoren sind, die die weiterentwicklung der sprache bewirken und wie diese factoren wirksam sind, fast uneingeschränkt sich zu dem grundsatz bekannte, dass „das lautvollere überall als das prius, das lautärmere als das posterius anzusehen sei“, und demgemäss die grundgestalt einer sprachform in der weise construierte, dass man alle in den verschiedenen einzelsprachen wahrzunehmenden lautelemente zusammennahm und schlechtweg zu einer einheitsform addierte, wobei denn die die einzelsprachen beherrschenden lautgesetze oft genug gröblich verletzt wurden. Seitdem man nun aber in neuerer zeit zu der erkenntnis gekommen ist, dass die mechanisch wirkenden lautgesetze, eben als mechanisch wirkende factoren, gleiches unter gleichen bedingungen immer auch in gleicher

weise umgestalten d. h. ausnahmslos sind, dass ausser auf diesem rein lautlichen wege in jeder sprache durch die bei allem menschlichen sprechen unausgesetzt thätige ideenassociation fort und fort neue formen produciert werden, die zum grossen theil gemeingut der sprachgenossenschaft werden und, verglichen mit den durch sie verdrängten bildungen, ebenso oft, ja wahrscheinlich öfters eine lautvollere als eine lautärmere gestalt haben, und endlich dass neubildung auf dem wege der association für die älteren und ältesten sprachperioden ebenso gut angenommen werden muss wie für jüngere und überhaupt in weit grösserem umfang zur erklärung der spracherscheinungen heranzuziehen ist als man sie heranzuziehen früherhin beliebte, — seitdem diese erkenntnis gewonnen ist (wir verdanken sie Scherer und Leskien, namentlich letzterem), ist jene additionsmethode meines erachtens eo ipso als eine ungerechtfertigte und auf schritt und tritt auf abwege führende klar erwiesen.

So kann denn unsere aufgabe, wenn wir die geschichte der personalendungen vom boden der einzelsprache aus rückwärts zu verfolgen haben, zunächst nur die sein, grundformen ausfindig zu machen, aus denen sich alle einzelsprachlichen formen ohne verletzung der die einzelsprachen beherrschenden lautgesetze ableiten lassen. Ob dabei formen herauskommen, die der ansicht, die personalendungen seien personalpronomina wie *ma tva* u. s. w., günstig sind oder solche, die ihr ungünstig sind, ist völlig gleichgiltig. Stellt sich heraus, dass die nach dieser methode construierte grundform einer endung keines der bekannten personalpronomina sein kann, so hat sich die ursprungstheorie einfach zu fügen, und springt

eine form heraus, die ihr günstig ist, nun, dann um so besser für sie.

Von diesem princip ausgehend erlaube ich mir im folgenden einige bemerkungen zur geschichte der personalendungen vorzutragen.

1. Die primärform des suffixes der 1. sg. act.

Auf die ursprachliche gestalt dieser person kam ich schon in dem aufsatz über das verbale *â*-suffix oben s. 13 kurz zu sprechen. Mir scheint einzig annehmbar die ansicht Scherer's (zur gesch. d. deutsch. spr. s. 173. 228), der zu folge der unterschied zwischen den verba auf -*ω* und denen auf -*μι*, wie ihn die griechische grammatik aufstellt, ein treues abbild des ursprachlichen zustandes ist und demgemäss ursprachlich zwar *asmi* (*εἰμί*) *dadâmi* (*δίδωμι*), aber *bha₁râ* (*φέρω*) *spa₁kįâ* (specio) *ma₂na₁įâ* (moneo) gesprochen wurde.

Diese auffassung Scherer's, die manche sprachforscher immer noch, wie es scheint, ignorieren zu dürfen glauben, soll hier etwas ausführlicher begründet werden.

Dass die verba ohne thematischen vocal ursprachlich als ausgang der 1. sg. -*mi* hatten, steht durch die übereinstimmung aller idg. sprachen vollkommen fest; z. b. *ásmi* „ich bin“ ist eine form, die ohne jedes bedenken als ursprachlich angesehen werden darf.

Dagegen zeigen nun die indicative mit thematischem vocal und die conjunctive je nach den verschiedenen sprachen sowie auch innerhalb derselben sprache verschiedene ausgänge. Sehen wir zunächst von einigen weiter unten noch zu berührenden formationen ab, die ohne allen

zweifel und anerkannter maassen einzelsprachliche neubildungen d. h. associationsbildungen sind, so kommen für die reconstruction der idg. grundform folgende formationen in betracht:

1. Aind. indic. *bhárâmi*. Ved. conj. *brávâ stávâ áyâ* u. a., zusammen 11 formen (Delbrück vb. s. 26), daneben die endung *-âni*, für die Delbrück (a. a. o.) 17 belege aus dem vedischen beibringt und die später die allgemein herrschende ist. Die altiranischen formen der 1. sg. finden sich jetzt (vgl. Spiegel beitr. II 233 und abaktr. gr. s. 384) ausführlich behandelt in der soeben erschienenen Leipziger doctorschrift von Chr. Bartholomae „das verbum im avesta" (München 1878) s. 15 ff. Im indicativ ist die gewöhnliche endung *-mi*, z. b. abaktr. *avâmi* apers. *dârayâmiy*, daneben erscheint im avesta auch *-â*, z. b. praes. *ufyâ*, fut. *vakhshyâ*, im ganzen nach Bartholomae 5 „völlig sichere" und noch mehrere minder sichere belege. Im conjunctiv erscheint im avesta wie im altindischen *-â* und *-âni*, und zwar erscheint im gâthâdialect *-â* 26 mal, *-âni* 6 mal, im jüngeren avesta *-â* 6 mal, *-âni* 39 mal, woraus Bartholomae mit recht schliesst, dass die conjunctivbildung auf *-ni* erst eine verhältnissmässig junge arische neubildung sei. Das *-ni* des conj. darf in keiner weise als eine lautliche verstümmlung von *-mi* gelten, denn der übergang von *m* in *n* zwischen vocalen widerstreitet allem lautgesetz, vielleicht ist *-ni* ein anhängsel von ähnlicher art wie das *-a* im got. *nimaim-a nimain-a*. Die abaktr. medialform des conj. auf *-nê*, deren vertheilung über die gâthâ's und den jüngeren avesta die ansicht von der unursprünglichkeit des activischen *-ni* durchaus bestätigt (s. Bartholomae s. 20 f.), würde dieser auffassung des *-ni* als einer angefügten partikel nicht im wege stehen, denn dass man hinter der partikel, nachdem diese festgewachsen, die

flexion vornahm, würde z. b. im lit. *gélbėkite*, 2. pl. zu *gél-bė-k* (Schleicher lit. gr. s. 229 ff.) ein analogon haben.

Wir haben also für den conjunctiv sicher ein urar. **bhárâ* anzunehmen. Dagegen gestatten die abaktr. indicative auf *-â* wol nicht den ansatz eines urar. indic. **bharâ*, denn sie können jüngere analogische neubildungen nach der art des conjunctivs sein.

2. Griechisch durchgängig *-ω*, welches weder aus *-âm* noch aus *-âmi* erklärt werden kann. Die homerische conjunctivform *ἐθέλωμι* ist, wie wir unten in § 6 sehen werden, eine speciell homerische neubildung statt *ἐθέλω*.

3. Italisch nur *-ô*, von dem dasselbe gilt wie vom griechischen *-ω*.

4. Im keltischen steht *as-biur* „dico" den auslautsgesetzen zu folge (Windisch in Paul-Braune's beitr. IV 233) für **-beru* **-berô* = *φέρω fero*. Von der daneben stehenden absoluten form *berim berimm* nimmt Windisch a. a. o. s. 263 ff. an, sie entspreche dem aind. *bhárâmi*, es stehe *berim* also für **berâmi* und das zweite *-m* von *berimm* sei das an die fertige form *berim* angetretene pronomen der ersten person (vgl. Stokes beitr. III 49 f.). Diese *m*-bildung zeigt sich auch bei der absoluten form der 2. und 3. conjugation, z. b. *caraim* amo und *saillim* sallio (Zeuss[2] 434. 435), es würde also jenes aindischen formen wie *pṛtanâyámi*, dieses solchen wie *arâtîyâmi* gleichkommen.

5. Welches ist die germanische grundform z. b. des got. *baíra*: **berâ* oder **berâm*? Ich sprach über diese frage kürzlich mit meinem verehrten freunde E. Sievers, der sich mit, wie mir scheint, sehr beachtenswerten gründen für *-â* entschied und mir die veröffentlichung folgender von ihm selbst abgefassten näheren motivierung seiner ansicht freundlichst gestattete:

„Scherer's auf allgemeinere erwägungen gestützte hypothese lässt sich, wie ich glaube, auch aus den germ. sprachen direkt lautgesetzlich erweisen oder doch bekräftigen, und zwar auf grund des wol zuerst von Paul, beiträge IV, 341 erkannten und namentlich ebenda IV, 450 ff. weiter besprochenen gesetzes, das ich so formulieren möchte: ursprünglich auslautendes -*ā* wird in allen germ. sprachen mit ausnahme des gotischen stets zu *u*, ein durch einen consonanten (ausser -*t*?) gedecktes -*ā*- aber erscheint im nordischen als -*a* (in einem falle als -*i*), im ahd. alts. (nach gesetzen die ich anderwärts genauer zu besprechen gedenke) entweder als -*a* oder als -*o*, im ags. als -*e* resp. -*a*. Jenes *u* schwindet im nord. stets, doch mit hinterlassung seines umlautes; im westgermanischen erhält es sich bei kurzsilbigen wörtern, soweit es nicht auch da durch analogiebildungen verdrängt wird (vergl. dazu im allgemeinen meinen aufsatz beiträge V, 61 ff.).

Am deutlichsten ist dieses verhältniss in der flexion der -*ā*-stämme im ags. zu erkennen. Hier lautet der nom. sg. z. b. *gifu*, der acc. sg. *gife*, der gen. pl. *gifa*; dem nom. sg. entspricht regelmässig der nom. acc. pl. der neutralen -*a*-stämme, z. b. *fatu* (gen. pl. *fata*). Ahd. und alts. zeigen den unterschied deutlich nur noch in der pronominaldeclination: nom. sg. *siu*, acc. sg. *sia*, nom. acc. pl. n. *siu* und entsprechend beim adj. ahd. *guotiu*, acc. *guota*, im nomen ist die accusativform *geba* auch für den nom. eingetreten (Paul, Germ. XX, 105). Das nordische wahrt den alten unterschied ebenfalls nur beim pronomen (nom. sg. *sú* = got. *sō*, acc. *þá* = got. *þō*, nom. acc. pl. *þa-u* neugebildet, s. Paul a. a. o. der beiträge) und beim adjectivum (nom. sg. f. und nom. acc. pl. n. *lǫng* aus **langu*, acc. sg. f. *langa*), im nomen vertritt der nom.

gjǫf (aus **gebu*) auch den accusativ (etwas anders Scherer, z. gesch. d. d. spr. 429).

Es entspricht ferner der regel, dass die nom. sg. der *n*-stämme niemals *u* haben: nord. *hani, tunga, hjarta,* ags. *hona, tunge, heorte,* alts. *hano, tunga, herta,* ahd. *hano, zunga, herza.*

Gegen die regel scheinen aber die sog. instrumentale zu sprechen. Dem ahd. *tagu,* alts. *dagu* steht ags. *dæge* mit *-e* gegenüber; bezüglich dieser ausnahme muss ich, wie beitr. V, 136, noch immer auf eine nun hoffentlich bald erscheinende untersuchung hinweisen, welche für die ags. form eine andere grundlage als für die deutsche nachzuweisen sucht. Ebendort wird auch das verhältnis zwischen dem ahd. alts. dat. sg. f. auf *-u,* ags. *-e* (ahd. *gebu* : ags. *gife,* ahd. *blinteru* : ags. *blindre*) nochmals zu besprechen sein, über das jetzt Paul, beitr. IV, 392 f. 452 f. zu vergleichen ist. Jedenfalls sind alle formen, welche gegen jene regel zu sprechen scheinen, noch nicht mit sicherheit auf eine unbestreitbare grundform zurückgeführt; alle etymologisch klaren formen fügen sich der regel.

So bleibt nur noch die 1. sg. ind. der verba. Sie erscheint im nordischen endungslos, nur mit dem *i*-umlaut, der aus der 2. und 3. sg. eingeschleppt ist: *ek nem, fer* u. s. w. Ahd. alts. haben wir regelmässig *u,* auch bei langsilbigen (gegen das syncopierungsgesetz durch analogie hergestellt, vgl. beiträge V, 133). Ebenso weist das ältere ags. noch *-u, -o* als endung auf; fast ausnahmslos ist dieses z. b. regel in der alten kentischen psalmeninterlinearversion (ed. Stevenson) sowie allen älteren northumbrischen denkmälern (z. b. cod. Lindisfarnensis und Rushworthianus). Die gewöhnliche westsächsische form ist allerdings *-e,* aber Älfreds übersetzung von Gregors Cura pastoralis hat noch einmal

ic cweðo 397, 27 ed. Sweet (vgl. dazu Sweet s. XXXIII), und *ic hafo, hafu* findet sich auch späterhin noch öfter, z. b. Beow. 2150. 3000. Guthl. 1040. El. 808. Räts. 36, 5. 41, 98. Nach alledem muss man ohne zweifel das *-e* als eine secundäre bildung auffassen, deren ausgangspunkt freilich noch nicht sicher ermittelt ist; möglicher weise hat die entsprechende conjunctivform anteil daran. Paul denkt (beitr. IV, 451) an eine einwirkung der *-e-* der 2. und 3. pers. sing., was ebenfalls denkbar ist.

Steht es nun aber fest, dass die gemeinsame urform für nordisch, ags., alts., ahd. ausschliesslich *-u* war, so lässt die analogie der feminindeclination nur die möglichkeit übrig, dass dieses *-u* auf indog. bereits auslautendes *-ā* zurückgeht; denn eine endung *-ām* hätte (durch die mittelstufe eines nasalvocals hindurch) wie im acc. sg. der feminina zu altn. alts. ahd. *-a*, ags. *-e* werden müssen".

6. Litauisch *vežù* und slavisch *vezą* weisen beide auf eine gemeinsame grundform **veghâm* hin. Eine lautgesetzliche erklärung aus **veghâmi* — daran ausdrücklich zu erinnern ist vielleicht nicht überflüssig — ist schlechterdings nicht möglich.

Wir finden also in den einzelnen sprachen drei typen vertreten, von denen aus die uridg. grundform gesucht werden muss, *bharâ* arisch griechisch italisch keltisch germanisch, *bharâm* baltischslavisch, *bharâmi* arisch und nach Windisch's wahrscheinlicher annahme auch keltisch.

Dass *bharâm* die ursprachliche gestalt der 1. sg. indic. praes. gewesen sei, ist schon wegen der vereinzelung dieser formation von vorn herein nicht glaublich. Dazu kommt, dass ein *bharâ-m* die einzige von allen indicativformen wäre, in der der thematische vocal als *â* und nicht als a_1 oder a_2 aufträte, wir bekämen also, wenn wir uridg. *bharâ-m*

aufstellten, drei stammformen für den indicativ: *bhara*$_1$-, *bhara*$_2$- und *bharâ*-[1]). Dass dieser umstand ein ursprachliches *bharâ-m* nicht empfiehlt, liegt auf der hand. Wie ist nun das baltischslavische zu seinem *bharâm* gekommen? Ich habe oben s. 13 angenommen, in diesem sprachzweig habe von anfang an *bharâ* gegolten, und dann sei von den formen mit secundärer endung aus (vergl. abulg. *vezŭ* = *va*$_1$*gha*$_2$*-m*) *-m* neu angetreten. Diese auffassung ist, wie ich nachträglich sehe, auch diejenige von Scherer, der sie in der anm. zu s. 190 vorträgt (mir war diese stelle bei meiner obigen auseinandersetzung auf s. 13 wegen des verdruckten citats bei Scherer s. 173 entgangen). Es liesse sich aber auch noch eine andere erklärung denken: **veghâm* könnte eine 1. sg. conjunctivi mit secundärer endung sein, die als vicariatsbildung in den indicativ etwa in derselben weise hineingeraten wäre, wie im westgermanischen die 2. sg. conjunctivi praet. in die function der 2. sg. indic. praet. eingetreten ist, wie im althochdeutschen die 1. pl. conj. z. b. *sehên genesên* bei Notker als 1. pl. indic. fungiert und wie im mittelhochdeutschen die conjunctivformen *sîn sît* die indicativformen *birn birt* verdrängt haben (Braune in seinen beitr. II 137. 156). Welche von den beiden auffassungen den vorzug verdient — eine weitere möglichkeit der erklärung sehe ich nicht —, mögen andere entscheiden.

Es bleiben also noch die beiden formationen *bharâ* und *bharâmi* übrig. Anzunehmen, dass zur zeit des auseinandergehens der idg. völker für die 1. sg. praes. indic. und conj. je eine doppelform bestanden habe (von dem unterschied zwischen primärer und secundärer personal-

1) Man beachte hierbei, dass das *â* in indischen formen wie *bhárâmasi* ursprachliches a_2, nicht *â* ist (stud. IX 379 ff.).

endung, vgl. z. b. aind. *hanati* und *hanat*, ist hier natürlich abzusehen), sind wir nicht berechtigt. Lautlich die eine form aus der andern hervorgehen zu lassen ist unmöglich. Eine jüngere analogiebildung kann *bharâ* nicht sein, weil man nicht sieht, wonach diese form gebildet sein sollte. Folglich bleibt nichts anderes übrig als anzunehmen, dass die form ohne *-mi* die idg. grundform ist und dass der typus *bharâmi* da, wo er auftritt, auf einzelsprachlicher neuerung, auf anlehnung an die unthematischen verba beruht.

In der indicativform *bharâ* muss der thematische vocal $-a_1-$ oder $-a_2-$ und in der conjunctivform *bharâ* der conjunctivvocal *-â-* gesucht werden. Für den conjunctiv eine besondere personalendung hinter dem conjunctivvocal *-â-* anzunehmen kann uns die form *bharâ* an und für sich nicht nötigen. Was dagegen das indicativische *bharâ* betrifft, so zeigt das *-â* (*-ô*) der europäischen sprachen deutlich, dass die form ausser dem thematischen vocal (der an sich ja sonst nirgends im europäischen als *â* oder *ô* auftritt, sondern nur als *a*, bez. *o*, und *e*) noch eine besondere endung enthält, und diese kann keine andere sein als ein *a*-vocal. Wer sich mit der etymologie der verbalen flexionsendungen befasst, wird geneigt sein in dieser personalendung *-a* den in aind. *a-hám* gr. *ἐ-γώ* steckenden pronominalstamm *a-* zu sehen. Jedesfalls hat die annahme einer flexionsendung *-a* neben *-mi* an sich nicht das mindeste anstössige, denn wir haben auch in der 2. sg. eine ursprachliche doppelheit, *-si* und *-ta* (oder *-tha*?), und ebenso, wie wir unten (s. 158 ff.) sehen werden, in der 3. sg., *-ti* und $-a_1$.

Wenn demnach der indic. *bharâ* in $bhara_2$*-a* zu zerlegen ist, so haben wir dieses personalsuffix *-a* sicher auch für den conj. *bharâ* anzunehmen und diese form demgemäss

auf ein *bharâ-a* zurückzuführen. Diese formen *bhara₂-a* und *bharâ-a* würden im keltischen immer äusserlich unterschieden geblieben sein, wenn Windisch die conjunctivform air. *-bar* richtig aus **berâ* deutet, der indic. *-biur* steht sicher für **berô* (vgl. Paul-Braune's beitr. IV 232 f.).

Eine gewisse bestätigung bekommt unsere hypothese vielleicht noch durch die 1. sg. medii. Ich bemerkte bereits s. 13, dass mich nicht unwahrscheinlich dünke, dass auch im medium von haus aus die thematischen verba eine andere bildung der 1. sg. gehabt hätten als die themavocallosen, dass wol einerseits das griechische mit seinem *τίθεμαι* die urindogerm. gestalt der 1. sg. med. der verba auf *-mi* bewahrt und deren Endung auf die verba auf *-â* übertragen hätte und andererseits das altindische mit *bháre* die urindogerm. gestalt der 1. sg. med. der verba auf *-â* erhalten und deren endung auf die verba auf *-mi* übergeführt hätte, wonach als grundformen sich *dha-dha-mai* und *bhar-a₂-ai* ergäben. Wir erhalten so einen unverkennbaren parallelismus zwischen *bhara₂-a* und *bhara₂-ai* einerseits und *dhadhâ-mi* und *dhadha-mai* andererseits.

Es bleibt nun noch die frage zu erledigen, was etwa die veranlassung gewesen sein könnte dazu, dass die Arier, Kelten und Griechen (homer. *ἐθέλωμι*) den verba auf *-â* die flexionsendung der verba auf *-mi* gaben.

Für das arische ist der richtige weg bereits von Bartholomae a. a. o. s. 18 gewiesen, wiewol er an der herkömmlichen unhaltbaren ansicht, dass auch die verba mit thematischem (indicativischem oder conjunctivischem) vocal ursprachlich alle einmal die endung *-mi* hatten, festhält. Im urarischen lauteten die conjunctive aller conjugationsclassen, eben als conjunctive d. h. als stämme mit einem

bildungsvocal vor der personalendung, auf *-a* aus, die indicative aber theils auf *-a*, theils auf *-mi*. Da nun *bhara₂-a* (indic.) und *bharâ-a* (conj.) beide zu *bharâ* wurden, so fielen bei den thematischen conjugationsclassen der indic. und der conj. formell zusammen. Da ist es nun gar nicht unwahrscheinlich, dass man den indic. *bharâ* und den conj. *bharâ* formell zu differenzieren suchte. Es lag aber dann ja sehr nahe, die von anfang an speciell indicativische endung *-mi* von den verba wie *ásmi dádâmi* dem indicativ *bhárâ* anzufügen, und so waren nunmehr der indic. *bhárâmi* und der conj. *bhárâ* deutlich geschieden. Ob wir die abaktr. indicative wie *ufyâ* noch als die letzten reste der bildung *bharâ* = *bhara₂-a* oder als einzelsprachliche neubildungen nach der analogie des conjunctivs ansehen, ist für diese auffassung an sich irrelevant. Der unterschied ist nur der, dass, wenn wir *ufyâ* als iranische neubildung betrachten, die analogiebildung *bhárâmi* in eine ältere zeit zu verlegen ist als im andern fall.

Im keltischen lässt sich, wie das bei der art der überlieferung dieser sprache von vorn herein natürlich ist, der weg, auf dem man zu den formen *berim caraim saillim* gelangte, nicht mehr sicher nachweisen. Von den alten verba auf *-mi*, die das muster zu der neubildung abgegeben haben, ist zunächst noch *am* 'sum' (Zeuss² 487) erhalten. Ferner steht auch, so viel ich sehe, nichts im wege, folgende verba als uralte *-mi*-verba zu betrachten: *sesaim* „statuo", welches zunächst auf **si-staim* zurückzuführen ist und auf ein älteres **si-stâmi* = gr. ἵστημι hinweist (vgl. Stokes beitr. II 131, Lottner ebend. 322), *as-renim* „reddo", welches von w. *par* kommt und dem gr. πέρνημι gleichsteht (vgl. Windisch Kuhn's z. XXIII 214), *linim* „mano, polluceo", welches nach Stokes beitr. VII 13 und Windisch bei Curtius⁴ 368 zu dem

aind. *riṇā'mi linā'mi* gehört, *crenim* „emo", welches nach Fick spracheinh. s. 7 von w. *k²ar* kommt und sich dem aind. *krīṇā'mi* vergleichen lässt, und endlich *cluinim* „audio", welches von der bekannten w. *k¹ru* abstammt und als nasale praesensbildung immerhin mit dem in der wurzelbildung abweichenden aind. *çṛṇómi* verglichen werden mag. Weiter möchte ich auch noch daran erinnern, dass, wenn *fail feil fil* „es gibt", wie Windisch in Paul-Braune's beitr. IV 237 f. annimmt, auf ein älteres **velti* zurückgeht, hierzu auch einmal eine 1. sg. **velmi* existiert haben könnte. Ich halte danach die annahme, dass *berim caraim saillim* jüngere analogiebildungen nach art der unthematischen conjugationen sind, auch von seiten des historisch vorliegenden verbalbestandes für hinlänglich unterstützt. Um so weniger aber kann diese annahme an sich als unwahrscheinlich gelten, weil in zwei anderen sprachgebieten, nämlich im germanischen und im slavischen, das aus der ursprache überkommene *-mi* so zu sagen vor unseren augen auf das gebiet der thematischen verba übergeht. Nämlich im althochdeutschen entstehen nach dem muster von *gêm tôm tuom* die formen *habêm salbôm* u. s. w., und in mehreren hd. dialecten wird dann seit dem XI. jh. der nasal auf alle verba übertragen, so dass dann auch *biton gibon sprechen sehen* u. s. w. gesagt wird, und im slavischen geht das *-mĭ* von *jesmĭ damĭ* u. s. w., zunächst auf das verbum *iměti* „haben" und ähnliche über (1. sg. *imamĭ*) und erstreckt sich später z. b. im serbischen auf sämmtliche verba, so dass z. b. *pletem* statt *pletu* = abulg. *pletą* eintritt. Vgl. oben s. 83. Dass im althochdeutschen die abgeleiteten verba *-m(i)* annehmen, ist vermutlich darin begründet, dass sie nach erfolgter contraction des vocalischen auslautes des zu grunde liegenden nominalstammes mit der ableitungssilbe *-i̯a₁- -i̯a₂-*

in ihrem ganzen habitus an mehrere der verba auf *-mi* nahe heranrückten, vgl. z. b. *habês(t) habêt* mit *gês(t) gêt*[1]), *salbôs(t) salbôt* mit *tuos(t) tuot.* Auch im altbulgarischen kann die ähnlichkeit von *imaši* und *dasi jasi, imamŭ* und *damŭ jamŭ, imavě* und *davě javě,* überhaupt das fehlen des thematischen vocals (d. h. des *e* und *o* von *-je- -jo-*) sehr wol den anstoss zur bildung *imamĭ* gegeben haben. Der antritt der endung der verba auf *-mi* an die unabgeleiteten verba ist germanisch wie slavisch erst später erfolgt, besondere motive der abänderung der alten form sind hier nicht ersichtlich. Vielleicht nun ist im keltischen der gang der entwicklung derselbe gewesen, nämlich der, dass die verba der 2. conjug. (= lat. 1.), in denen ja schon früh blosses *-â-* als der charakteristische stammvocal erscheinen musste (stamm also gewissermaassen *carâ-,* wie man auch im lateinischen, vom speciell lateinischen standpunkt aus, von einem stamm *amâ-* reden kann), zuerst die endung *-mi* annahmen, also *caraim* nach *sesaim* u. s. w.[2]), und dass dann diese endung weiterging und sich auch auf die 3. conj. (= lat. 4.) und 1. conj. (= lat. 3.) erstreckte. Die übertragung von der 2. auf die

---

1) Man könnte sogar die frage aufwerfen, ob nicht zur verallgemeinerung des dem got. *ai* von *habais* u. s. w. entsprechenden *ê* durch alle personen hindurch (Sievers in Paul-Braune's beitr. II 100, Paul ebend. IV 378) die analogie von *gêm* beigetragen habe. Vgl. oben s. 87.

2) Es ist vielleicht nicht überflüssig, daran zu erinnern, dass das air. *táu* (sum) eben so wenig wie lit. *stóju* und lat. *stô* (vgl. Windisch a. a. o. s. 256) durch übertritt eines älteren *stâmi* in die analogie einer thematischen conjugation erklärt werden muss, vielmehr wird von anfang an *stâ-ti* und *stâ-ja-ti* eben so neben einander gestanden haben wie im indischen z. b. *dhyâ-ya-ti* neben *dhyâ-ti* steht (vgl. die obige abhandlung über das verbale *â*-suffix). Im lateinischen und irischen scheinen dann die beiden typen *stâti* und *stâjati* in ein paradigma zusammengeflossen zu sein.

1. conjug. könnte um so weniger auffallen, da auch die formen wie *tiagu* = *στείχω, béra* „feram", wie Windisch a. a. o. s. 260 ff. zeigt, analogiebildungen nach der 2. conj. (*caru* d. i. **caraju, prędcha* d. i. **predchajâ*) sind.

Was dann endlich die homerische neubildung *ἐθέλωμι* betrifft, so wird über diese, da sie von *ἐθέλῃσθα* und *ἐθέλῃσι* in der betrachtung nicht getrennt werden kann, wie ich schon bemerkte, erst unten (6) ausführlicher gehandelt werden. Hier mag nur einstweilen, um die unverfänglichkeit der annahme einer solchen neubildung überhaupt darzutun, der optativform *ἐθέλοιμι* gedacht werden, die ja, weil dem optativ von haus aus nur secundärendungen eigen sind, ohne allen zweifel erst auf griechischem boden ihr *-μι* nach der analogie alter primärformen auf *-μι* angenommen hat.

2. Das suffix der 1. pl. act.

Von allen activsuffixen ist dieses das schwierigste. Die folgenden bemerkungen sollen nur material zur lösung der frage abgeben, die endgültige lösung selbst muss anderen überlassen bleiben.

Im altindischen haben wir als primärform vedisch *-masi* und *-mas* (nach Delbrück aind. verb. s. 24 *-masi* in 48 präsensformen, *-mas* in 20 präsensformen und einer futurform), später ausschliesslich *-mas*, als secundärform immer nur *-ma* (im veda öfters auch *-mâ* mit einer dehnung, für die eine sprachhistorische begründung, wie es scheint, nicht gesucht werden darf, vgl. über die 3. sg. pf. *védâ* neben *véda* unten s. 160). Im altbaktrischen primär ausschliesslich *-mahi,* secundär *-ma* (*-mâ*), im altpersischen entsprechend *-mahy* und *-ma* (*-mâ*).

Im dorischen erscheint überall, primär und secundär, -*μες*, in den anderen griechischen dialecten ebenso consequent durch das ganze verbum hindurch -*μεν*. Vgl. Curtius verb. I² 64 f.

Lateinisch überall -*mus*, welches auf älteres *-*mos* hinweist. Die dichterstellen, welche Corssen II² 499 beibringt, um zu beweisen, dass das *u* einmal lang gewesen sei, beweisen dieses nicht. Vgl. A. Kuhn in seiner z. XVIII 333, C. F. W. Müller Plautin. pros. s. 57 und weiter unten (s. 173 f.) über die dichterformen wie *scribîs* und *agît*.

Das altirische *ammi(n)* „wir sind“ zeigt nach gewöhnlicher annahme eine dem gr. -*μεν* gleichstehende endung; doch ist vorsicht geboten, da die form im ausgang möglicherweise ein späteres anfügsel enthält, wie die 2. pl. *adib* ein solches ohne jeden zweifel hat und wie auch sonst vielfach im keltischen hinter den verbalformen pronominale elemente neu angehängt erscheinen. Die gewöhnliche endung -*m*, z. b. in *do-beram*, steht lautgesetzlich für -ma_2s und vergleicht sich dem lat. -*mus* *-*mos* (vgl. Windisch in Paul-Braune's beitr. IV 219).

Das germanische -*m*, z. b. in got. *baíra-m*, geht entweder auf *-*mam* zurück, wobei nicht entschieden werden kann, ob auf *-ma_1m (vgl. gr. -*μεν*) oder auf *-ma_2m (vgl. slav. -*mŭ* = *-ma_2m s. 153), oder wir haben mit Sievers in Paul-Braune's beitr. V 158 f. von älterem **beramz* mit -*mz* = -*mas* auszugehen, wobei wol auch wieder fraglich bleiben muss, ob der *a*-vocal a_1 oder a_2 war[1]). Dass das ahd. -*mês* kein uridg. -*mansi* repräsentiert, ist jetzt allgemein zu-

1) Das -*a* im ausgang der got. optativform z. b. *gibaima* ist ebenso wie das -*a* der 3. pl. *gibaina* ein späteres anfügsel (vgl. den acc. sg. *þan-a* u. s. w.).

gegeben. Joh. Schmidt voc. II 279. 481 setzt *-mês* = **-mais* und lässt dieses aus **-masi* = ved. *-masi* hervorgegangen sein. Ich kann mich mit dieser auffassung nicht befreunden. Erstlich wäre es doch auffallend, dass von allen german. dialecten nur der hochdeutsche allein eine so volle flexionsendung sollte herübergerettet haben. Zweitens bringt Paul neuerdings in den beitr. IV 421 ff. mehrere gründe vor, aus denen mir hervorzugehen scheint, dass A. Kuhn's ansicht (zeitschr. XVIII 332 ff.), der zu folge in dem *-mês* ein an die fertige form neu angetretenes pronominales element steckt, doch nicht so verwerflich ist, wie es nach Joh. Schmidt scheinen könnte, mag auch das *ê* und das *s* immerhin noch schwierigkeiten machen und die identificierung des anfügsels gerade mit der form *wir* ungerechtfertigt sein. Dazu kommt drittens, dass mit der von Schmidt aus dem ahd. und arischen entnommenen grundform *-masi*, wie wir sehen werden, die griech. und kelt. form sich nicht vertragen. Meines erachtens muss das ahd. *-mês* bei der frage nach der indog. grundform als ein ungelöstes problem vorläufig aus dem spiele bleiben.

Im altbulgarischen erscheint primär und secundär *-mŭ*, welches lautgesetzlich aus *-ma_2m entspringt. Im serbischen von ältester zeit an *-mo*, z. b. *pletemo*. Wenn dieses *-mo* aus urslavischer zeit stammt, ist es aus **-mos* zu deuten. Ausserdem erscheinen noch auf slavischem gebiet die ausgänge *-my* und *-me* (vgl. Miklosich III² s. 68 und weiter unter den einzelnen dialecten s. 187. 269 u. s. w.), die, wie mich prof. Leskien belehrt, für das urslavische darum nichts beweisen können, weil *-my* durch anlehnung an das pronomen der 1. pl. *my* entstanden ist (vgl. 1. du. z. b. *prosivě* mit *vě*) und *-me* in den dialecten, denen es angehört, nicht so frühzeitig auftritt, dass es nicht eine secundäre neuerung (anleh-

nung an das *-te* der 2. pl.?) sein könnte. Im litauischen haben wir *-me*, z. b. *sùka-me*, wofür in der gewöhnlichen sprache nur *-m* gesprochen wird (Schleicher lit. gr. s. 223). Diese form kann lautgesetzlich aus **-men *-mem* hervorgegangen sein, dafür spricht auch das reflexivum *sùkamės*. Indes gehen wir hier keineswegs sicher, weil diese 1. pl. möglicher weise von der mit ihr (auch in bezug auf die gestaltung des thematischen vocals) auffallend übereinstimmenden 2. pl. *sùkate sùkat* und *sùkatės* in der qualität des vocals des personalsuffixes beeinflusst gewesen sein kann. Das apreuss. *-mai* (z. b. *asmai* „wir sind") ist auf alle fälle ebenso wie das *-tai* der 2. pl. (*astai*) eine preussische neubildung, kommt also für den ansatz der idg. grundform nicht weiter in anschlag.

Ueberschauen wir nun diese ganze mannigfaltigkeit von formen, um auf grund derselben wo möglich eine ursprachliche form zu gewinnen, aus der alle einzelsprachlichen bildungen ohne verletzung der lautgesetze hergeleitet werden können, so ist zunächst so viel klar, dass mehrfach die secundärform ins gebiet der primärform eingedrungen ist und umgekehrt. Das arische nötigt uns dazu, die formen, welche im ausgang ein *-s* zeigen, für die primären, die andern für die secundären anzusehen. Danach ist klar, dass im dorischen die primärform -μες, in den andern griech. dialecten die secundärform -μεν, im lateinischen die primärform *-mus*, im slavischen (mit ausnahme wahrscheinlich des serbischen) die secundärform *-mŭ* verallgemeinerung erfahren haben. Und welches ist nun die uridg. gestalt der beiden endungen? Am nächsten der wahrheit ist bis jetzt sicherlich Joh. Schmidt gekommen, welcher Jen. lit.-z. 1878 s. 179 sagt: „Alle historisch überlieferten formen lassen sich nur unter der voraussetzung begreifen, dass die 1. pl. ursprünglich pri-

mär *-masi*, secundär *-mam* (oder *-man*) lautete (*-masi* : *-mam* = 2. du. skr. *-thas* : *-tam*). Letzteres ward im arischen zu *-ma* (vergl. *sapta, nāma*). Die griechischen dialekte gaben wie in der 2. du. den unterschied von primärer und secundärer endung auf, indem die einen diese, *-μεν*, die andern jene, *-μες*, zur norm für alle tempora und modi erhoben".

Die schwierigkeiten, welche diese Schmidt'sche hypothese übrig lässt, sind folgende.

Für die primärform *-masi* spricht zwar das arische. Aber ihr widersetzt sich einerseits das griechische *-μες*; dieses kann lautgesetzlich nur aus einem *-ma_1s* hergeleitet werden, da aus *-m$a_1$si* **-μει* werden musste. Andrerseits kann auch für das urkeltische (air. *beram*) kein **-masi* angenommen werden, denn nach den keltischen auslautsgesetzen, wie sie von Windisch dargestellt sind, hätte das *-i* von einem **beramasi* nicht spurlos untergehen können. Wer aind. *-mas* aus *-masi* entstanden sein lässt, hat die analogie der locative wie *udán çárman parut* für sich, falls diese wirklich durch abwerfung des *-i* aus *udáni çármani *paruti* hervorgegangen sind (stud. IX 392), und kann den abfall des *-i* in dieser person und in *-vasi* gegenüber dem verbleiben desselben in *bhárâmi bhárasi bhárati bháranti* damit rechtfertigen, dass er eine wirkung des systemzwangs statuiert (alle formen nämlich ausser *bhárâmasi* und *bhárâvasi* sind dreisilbig). Aber es steht auch andererseits nichts der annahme im wege, dass urarisch zunächst nur *-mas* gesprochen wurde und das *-i* erst später nach der analogie von *-mi -si -ti -nti* antrat; ich vermute, dass in ähnlicher weise die medialendungen *-mahe -mahi* ihren ausgang *-e -i* nach der analogie der 1. sg. z. b. *bibhr-é ábibhr-i* angenommen

haben, denn griech. -*μεθα*[1]) kann im ausgang mit -*mahe* lautgesetzlich nicht vermittelt werden (über aeol. -*μεθεν* vgl. s. 172). Mit rücksicht auf das griechische und keltische halte ich es demnach für wahrscheinlicher, dass die uridg. grundformen der 1. pl. primär auf -*mas* ausgingen.

Was dann weiter die secundärform betrifft, für die Joh. Schmidt -*mam* als grundform ansetzt, so scheint auch mir, dass sich bei diesem ansatz der erklärung der einzelsprachlichen formen verhältnissmässig die wenigsten schwierigkeiten in den weg stellen, auch würde das verhältniss von -*mas* zu -*mam* an dem verhältniss der aind. dualendungen -*thas* und

---

1) Die der poetischen sprache eigene nebenform -*μεσθα* hindert mich nicht daran, -*μεθα* der arischen form unmittelbar zur seite zu stellen. Denn -*μεσθα* halte ich mit Schleicher und Osthoff (vgl. Kuhn's z. XXIII 323) für die jüngere form, die ihr *σ* erst nach der analogie von -*σθα* -*σθε* -*σθον* u. s. w. bekam. Auf Curtius' ansicht, -*μεσθα* sei lautlich aus *-*ma-tva-i* *-*ma-tva-tva* hervorgegangen (vb. I² 91 ff.), brauchen wir uns nach den erörterungen oben s. 133 ff. hier nicht weiter einzulassen. Dagegen möchte ich mich hier kurz dagegen wenden, dass Curtius -*μεθα* „eine verdünnung aus -*μεσθα*“ nennt. Wie stimmt das zu den griechischen lautgesetzen? Wenn Curtius sagt: „Die form *ὄπι-θεν* statt *ὄπισ-θεν* boeot. *ὄπιτθεν* bietet dazu eine analogie. Aehnlich *ἦτε* für *ἦστε*, *ἧμαι* für **ἧσ-μαι*“, so kann ich wenigstens mich nicht davon überzeugen, dass diese als analoga angeführten formen die annahme, -*μεθα* sei lautlich aus -*μεσθα* hervorgegangen, irgend wie zu stützen vermögen. Die 2. pl. *ἦτε* hätte Curtius doch darum überhaupt bei seite lassen müssen, weil er selbst s. 152 anerkennt, dass *ἦτε* nicht lautlich aus *ἦστε* entstanden, sondern eine analogiebildung nach den personen sei, in denen *σ* durch lautliche einflüsse verdrängt worden war. Die form *ἧμαι* ferner kann schon deshalb nichts beweisen, weil es sich in unserm fall nicht um die lautgruppe *σμ*, sondern um die lautgruppe *σθ* handelt. Und endlich was die form *ὄπιθεν* betrifft, so ist es meines erachtens durchaus unerwiesen und unerweislich, dass sie eine lautliche fortentwicklung von *ὄπισθεν* ist: man darf eben nicht in dieser weise eine unerklärlichkeit und unwahrscheinlichkeit mit der andern stützen wollen.

-tam eine gewisse stütze haben. Aber freilich bleiben immer noch erhebliche schwierigkeiten übrig. Schmidt beruft sich hinsichtlich des ar. *-ma* auf *sapta* und *nâma*. Diese formen haben allerdings am schluss einen nasal eingebüsst, aber ihre grundformen können weder $*sapta_1m$ $*n\hat{a}ma_1n$ noch auch $*sapta_2m$ $*n\hat{a}ma_2n$ gewesen sein, wie ich in meinem aufsatz über die nasalis sonans stud. IX 285 glaube nachgewiesen zu haben und wie auch Joh. Schmidt in seiner anzeige dieses studienbandes Jen. lit.-z. 1877 artikel 691 indirect zugestanden hat[1]). Stünde das arische *-ma* dem *sapta* und *nâma* gleich, so müsste im griechischen *-μα* erscheinen und im germanischen wäre *-mun* oder *-mu* zu erwarten (vgl. Sievers in Paul-Braune's beitr. V 119 f.)[2]). Wir müssten also, wenn wir bei *-mam* verharren, mit dem arischen *-ma* anders fertig zu werden suchen. Ist es etwa eine associative umgestaltung nach dem *-ta* der 2. pl.? Oder ist es eine endung, die zwar als rein lautliche fortentwicklung aus der ursprache stammt, ursprünglich aber nur dem perfect eignete — welches ja bezüglich der personalendungen mehrfach seine eigenen wege geht — und von da aus erst in die andern tempora mit secundären endungen überging? Beides sind möglichkeiten, aber auch nichts mehr.

Nun sind aber auch noch die vocalverhältnisse des *-mas* und *-mam* zu berücksichtigen. Arisches *-mas* kann sowol für $-ma_2s$ als auch für $-ma_1s$ genommen werden, ebenso wol auch das germ. *-m*, falls wir es mit Sievers auf *-mas* zurückführen, gr. *-μες* weist entschieden auf $-ma_1s$, lat. *-mus*, air. *-m* (nach *a*: *beram*), serb. *-mo* ebenso entschie-

1) Vgl. jetzt auch Osthoff's erörterung oben s. 98. 105.

2) Nach Osthoff s. 107. 130 wäre *-mu* als die lautgesetzliche fortentwicklung im germanischen zu erwarten.

den auf *-ma*$_2$*s*. Andrerseits weisen gr. *-μεν*, air. *-mi(n)*, falls dieses wirklich eine altüberkommene personalendung ist und nicht ein auf keltischem boden neu angetretenes element in sich birgt, und lit. *-me* auf *-ma*$_1$*m*, abulg. *-mŭ* auf *-ma*$_2$*m*, während das germ. *-m*, wenn es secundärendung sein sollte, wol wieder keine entscheidung über den einst dem *m* unmittelbar nachfolgenden vocal zulässt. Um mit diesen vocalischen differenzen aufzuräumen, bliebe wol nichts anderes übrig als anzunehmen, dass von haus aus die eine von beiden endungen *a*$_2$, die andere *a*$_1$ hatte, und dass dann auf dem boden der einzelsprachen übertragungen des vocals der einen endung auf die andere stattfanden.

Ich bin, wie schon oben angedeutet, weit davon entfernt, mit diesen bemerkungen die frage nach der grundsprachlichen gestalt des activen suffixes der 1. plur. für gelöst zu erachten. Es kam mir nur darauf an, eine reihe von punkten hervorzuheben, welche bei der reconstruction der grundform zu beachten sind, und zu zeigen, in welcher richtung etwa die lösung des schwierigen problems zu suchen ist.

3. Das suffix der 3. sg. perf. act.

Als ursprachliche form des suffixes halte ich *-a*$_1$ für so sicher, wie ursprachliche flexionsformen überhaupt erschlossen werden können. Völlig lautgesetzlich erklärt sich zunächst daraus aind. *véda*, gr. *οἶδε*, air. *con-dairc*[1]) und got. *vait*.

Ebenso ist vedisch *dadá* ohne weiteres verständlich,

1) Für **con-darce*. Windisch sagt in Paul-Braune's beitr. IV 230: „Die so oft hinter *bo* fuit (verkürzt aus *bói*, für vorhist. *bebov-i*, w. *bhû*) in der alten sprache nachgewiesene, noch in der modernen sprache übliche aspiration beweist, dass die 3. sing. perf. im irischen, wie im sanskrit und griechischen ohne *t* gebildet war“.

die form ist zusammengezogen aus *dadâ'-a*$_1$. Neben diesem *dadâ'* erscheint vedisch und im classischen sanskrit *dadaú*. Diese form kann in der betrachtung von der gleichlautenden 1. sg. und weiter von der dualform *áçvau* (neben *áçvâ*) nicht getrennt werden. Delbrück sieht in allen drei fällen das *-au* als eine dumpfere aussprache des *-â* an (Kuhn's z. XXI 89, altind. verb. 51). Aber warum tritt diese nur gerade bei diesen formen auf *-â* ein und nicht auch sonst z. b. im nom. sg. fem. *áçvâ*? Ich vermute, dass wir den grund der verschiedenen behandlung der wortschliessenden *-â* in ihrer verschiedenen entstehung zu suchen haben. Wir setzten für die 3. sg. *dadâ' dadaú* als grundform *dadâ'-a*$_1$ an. In derselben weise scheint auch *áçvâ áçvau* in seinem ausgang die zusammenziehung eines *a*-lautes mit *-a*$_1$ zu enthalten. Nämlich dass die aus diesen indischen dualformen, aus griech. *ἵππω*, lat. *duo ambo*, air. *dá ech* = **dvâ echâ* (Windisch in Paul-Braune's beitr. IV 231) und abulg. *vlŭka* zu entnehmende idg. grundform durch anfügung eines *-a*$_1$ an den stamm entstanden ist, dürfen wir vermuten auf grund des gr. *πόδ-ε φέροντ-ε* und der air. formen wie *dí síair* (duas sorores) = **sesar-e* und *dá sligid* (duas vias) = **sligeț-e* (Windisch in Paul-Braune's beitr. IV 230), welche für den nom.-acc.-voc. du. das suffix *-a*$_1$ ergeben. Das aind. *pâ'd-â pâ'd-au* von stamm *pâd- pad-* muss, da es mit der griech.-keltischen form lautlich nicht vermittelt werden kann und dieser form gegenüber nicht als der repräsentant der idg. grundform gelten darf, für eine analogiebildung nach *áçvâ áçvau* gehalten werden, vergleichbar dem gr. *ποδ-οῖιν ποδ-οῖν*, das seinen ausgang offenbar von *ἵπποιιν ἵπποιν* entlehnt hat. Wir kommen also auf ein urspr. *pá*$_2$*d-a*$_1$ „die beiden füsse" und demgemäss auf ein *ak*^{1}*u̯a*$_2$*-a*$_1$ als grundform von *áçvâ áçvau ἵππω* u. s. w. Nun sind *áçvâ* und die

3. sg. *dadâ'* meines wissens die einzigen indischen formen auf *-â*, in deren ausgang *-â* wir mit einiger wahrscheinlichkeit die combination eines *a*-lautes mit *-a_1* annehmen können. Es ist also sehr wol möglich, dass aus dieser entstehung sich das *-au-* der formen *áçvau* und *dadaú* erklärt[1]). Ist das richtig, so haben wir das *-au* der ersten sg. *dadaú* für eine übertragung aus der 3. sg. anzusehen, was ja bei dem sonstigen zusammengehen der zwei formen (auch *dadá'* dedi nach *dadá'* dedit) nicht das mindeste bedenken hat.

Die vedischen formen wie *védâ sasâ'dâ* (Delbrück zählt in Kuhn's z. XXI 88 f. ihrer neun auf) stehen der aufstellung eines ursprachlichen *v$a_2$id-a_1* nicht im wege. Denn einerseits ist es immer noch fraglich, ob jedes *-â* statt *-a* in der saṃhitârecension einen sprachgeschichtlichen grund hat, und andererseits wäre, wenn diese *-â* alle in der that sprachhistorisch begründet werden müssten, die annahme gestattet, die form *védâ* sei in derselben weise eine associationsbildung nach *dadâ'*, wie *pâ'd-â* eine solche nach *áçvâ* ist. Uebrigens geht auch in bezug auf diesen punkt, die dehnung des *-a_1*, wieder die 1. pers. mit der 3. pers. hand in hand: wir haben als 1. sg. *bibháyâ* ṛgv. VIII 45, 35 und *jagrabhâ* ṛgv. X 18, 14.

1) In ähnlicher weise hat man die differenz im vocal der schlusssilbe, die zwischen den oskischen pluralnominativen der 1. und 2. declination auf *-âs* und *-ôs* besteht (vgl. dagegen got. *gibôs* und *vulfôs*, aind. fem. *áçvâs* und masc. *áçvâs*), daraus zu erklären, dass der ausgang *-âs* des femininum ein *-â-* als stammauslaut, dagegen das *-ôs* des masculinum ein *-a_2-* birgt. Diese etymologische verschiedenheit war also bis in die zeit des einzelsprachlichen lebens hinein zugleich auch eine lautliche, und es ist ungerechtfertigt, wenn man für das masc. und fem. eine gemeinschaftliche idg. grundform, z. b. *akuâs* equi und equae, ansetzt.

Die mit ihrem *-t* völlig isoliert stehenden italischen formen lat. *vîdit vîdīt dedīt dedeit dedêt* osk. *λειχειτ δεδετ* umbr. *trebeit* müssen als neubildungen nach der analogie von anderen tempora gelten. Hier steht das italische ebenso im gegensatz zu allen andern idg. sprachen wie bei der 2. pl. indic. praes. act. auf *-tis*, welche endung gegenüber dem von allen andern sprachen gebotenen $-ta_1$ als speciell italische neuerung gelten muss.

Wie wir für die 1. und 2. sg. act. des idg. verbum je zwei grundverschiedene flexionsendungen haben (1. ps. *-mi* und *-a*, 2. ps. *-si* und *-ta* oder *-tha*), so gewinnen wir demnach auch zwei grundverschiedene personalsuffixe für die 3. sg., *-ti* (*-t*) und $-a_1$. Letzteres für einen pronominalstamm mit der bedeutung „er" zu nehmen hindert nichts.

Noch eine besonderheit des griechischen muss hier zur sprache kommen. Das *-ε* der aoristform *ἔδειξε* kann in dem system der formen *ἔδειξα ἔδειξας* etc. nicht ursprünglich sein. Denn letztere sind, meiner überzeugung nach, gebildet durch unmittelbaren antritt der personalendungen an den aoristcharakter *-s-*, und die aind. formen wie *á-jais* d. i. **a-jai-s-t* und altbulgarische wie *pę* d. i. **pę-s-t* repräsentieren treu diesen ursprachlichen bildungscharakter der 3. sg., dem zu folge im griechischen lautgesetzlich nur ein **ἔδειξ* erwartet werden darf (stud. IX 311 ff.). Nun könnte man zunächst annehmen, *ἔδειξε* sei ebenso wie die formen *ἶξον δύσετο* u. s. w. nach dem muster des thematischen aorists (*ἔλιπον*) gebildet, dann wäre *ἔδειξε* gewissermaassen ein **ἔδειξε-τ*. Aber wahrscheinlicher dünkt mich, dass das *-ε* vom perfect herübergekommen ist. Es besteht zwischen der perfect- und der aoristflexion im griechischen eine unverkennbare analogie (im dorischen lautet auch die 3. pl. *λέλοιπαν* wie *ἔδειξαν*), die in dem umfang, wie sie

auftritt, nicht ursprünglich dagewesen sein kann. Ohne jeden zweifel hat in der 2. sg. (*λέλοιπας*: *ἔδειξας*) ein ausgleich stattgefunden, indem statt *λέλοιπας* einmal eine form mit suffix *-θα* (vgl. *οἶσθα* = aind. *véttha*) gegolten haben muss. Daher steht zu vermuten, dass auch *ἔδειξε*, welches sicher viel älter ist als formen wie *ἶξον* und *ἐδύσετο*, durch annäherung der aorist- und der perfectflexion ins leben getreten ist. Man erinnere sich, dass auch das *-θα* der 2. sg. perf. in andere tempora übergegangen ist und zur bildung von formen wie *ἤδησθα ἔφησθα ἐθέλῃσθα βάλοισθα* geführt hat (vgl. Osthoff Kuhn's z. XXIII 320 ff.).

Sollte *ἦσθα*, wofür man es angesehen hat, eine 2. sg. pf. sein, eine annahme, die allerdings wegen der gebrauchsweise des griechischen perfects einigen bedenken unterliegt, so dürfte auch *ἦε(ν)*, das von dem ursprachlichen *âst* (ved. *âs*, dor. *ἦς*) lautgesetzlich nicht abgeleitet werden kann[1]), direct mit der aind. perfectform *â's-a* identificiert werden, und überdiess könnte auch die 1. sg. *ἦα*, deren herleitung aus impf. *âs-m̥* = aind. *âsam* durch nichts sich verbietet, eine perfectform sein. Eine entscheidung ist, so viel ich sehe, nicht zu treffen. Sind *ἦε(ν)* und *ἦσθα* nicht von haus aus = aind. *â'sa* und *â'sitha* (statt **âstha*, *i* ist nach analogie von andern formen eingedrungen), so müssen wir dann wenigstens *ἦσθα* auf jeden fall als eine analogiebildung nach den perfectformen auf *-θα* ansehen, das begünstigte die annahme, dass auch das *-ε(ν)* von *ἦε(ν)* nach *οἶδε(ν)* gebildet sei (und nicht nach *ἔλειπε(ν)*), und dieses käme dann wiederum unserer ansicht, dass auch *ἔδειξε(ν)* in *οἶδε(ν)* sein vorbild habe, wesentlich zu gute.

---

1) Meine annahme, das *ε* sei hier lautlicher einschubvocal (stud. IX 310), ist unhaltbar.

4. Die imperativformen auf -*tâd*.

Im vedischen erscheint das imperativsuffix *-tâd* meistens als 2. sg., z. b. *bhavatâd* ṛgv. III 23, 2. Einmal als 3. sg. *gachatâd* ṛgv. X 154, 1—5. Vgl. Delbrück aind. vb. 38 f. 59. Nach Pâṇ. VII 1, 44 wird *-tâd* vedisch auch als 2. pl. gebraucht, z. b. *kṛṇutâd* = *kṛṇuta*; Ludwig fasst in ṛgv. V 60, 6 *âto no rudrâ utá vâ nv àsyâ'gne vittâ'd dhavísho yád yájâma* die form *vittâd* als 2. pl.: „so nemt kenntnis von dort, o Rudra, oder Agni auch du von dem havis, das wir opfern" (s. „infin. im veda" s. 135 und seine ṛgvedaübersetzung II s. 308), Roth, Delbrück und Grassmann dagegen construieren sie bloss zu *agne* als 2. sg. Als 2. du. steht *vahatâd* fest in ṛgv. X 24, 5 *víçve devâ' akṛpanta samîcyór nishpátantyoḥ* | *nâ'satyâv abruvan devâ'ḥ púnar â' vahatâd íti* „alle götter jammerten, dass die vereinten welten auseinander fielen; ihr getreuen, sagten die götter, bringt sie wieder her". Im iranischen scheinen imperative auf *-tâd* nicht vorzukommen.

Im griechischen fungiert φερέτω nur als 3. sg. Dass diese form aber auch einmal als 2. sg. galt, zeigen die hesychischen glossen ἐλθετῶς· ἀντὶ τοῦ ἐλθέ. Σαλαμίνιοι und φατῶσαν· γνῶθι, welches von G. Curtius scharfsinnig als φατᾶς· ἀνάγνωθι erkannt ist[1]). Diese letzteren formen auf -ς sind so zu deuten, dass zu der zeit, als ἐλθέτω und φάτω in ihrem gebrauch noch nicht auf die 3. sg. beschränkt waren, bei ihrer anwendung auf die 2. sg. nach der analogie von θές σχέ-ς ἄγε-ς u. a. ein -ς neu antrat. Vgl. Kuhn's z. XXIV 75.

Im italischen fungiert *-tôd* (z. b. lat. *estod* osk. *estud*) gewöhnlich als 2. und 3. sg. Im umbrischen erscheint die

---

1) Ueber die betonung dieser formen vgl. unten s. 167.

form eta-tu *eta-to* — welche einem lat. **ítâ-tôd* von einem frequent.* *ítâ-re* (cf. *itare*) gleichkommen würde — als 2. plur. in der formel etatu, Ikuvinus (I b. 21. 22) *etato, Iiovinur* (VI b. 63) d. i. 'itote, Iguvini', worüber nachher noch ausführlicher zu sprechen sein wird.

Im keltischen liegt *-te -ta* = **-tâd* nur als endung der 2. ps. vor, z. b. *cluinte* „audito", welchem ein aind. *çrṇutâd* entsprechen würde. Vgl. Windisch in Paul-Braune's beitr. IV 216.

Im germanischen und baltischslavischen sprachgebiet scheint unser suffix nicht vorzukommen. Das got. *atsteigadau* καταβάτω und *lausjadau* ῥυσάσθω auf formen mit **-a-tâd* zurückzuführen verbieten die auslautsgesetze. Vgl. Scherer zur gesch. d. d. spr. s. 199.

Gab es nun zu dem mit sicherheit zu reconstruierenden uridg. *bharatâd* eine uridg. pluralform *bharantâd*, wie sie so vielfach angesetzt wird? Ich behaupte: nein.

Zunächst kommt in betracht, dass formen, die sich auf ein *bharantâd* zurückführen liessen, nur in den classischen sprachen vorkommen[1]), nämlich lat. z. b. *vehunto* (im oskischen und umbrischen ist diese formation nicht nachweisbar) und griech. z. b. φερόντω, welches im lakon., delph. und arkad.[2]) gebräuchlich ist und durch antritt von weiteren, die form noch deutlicher als 3. pl. charakterisierenden

---

1) Ueber das von Benfey kurze skr.-gr. s. 91 f. als imperativform angeführte *hayantâd* s. das Petersb. wörterbuch.

2) Die belege über das verbreitungsgebiet der einzelnen imperativformen entnehme ich hier und im folgenden dem Curtius'schen buch über das verb. II 47 ff.

suffixen zu *φερόντων* (hom. neuion. att. dor.)[1]) und *φερόντωσαν* (belegt ist delph. *ἐόντωσαν*) wurde.

Wenn diese thatsache schon den verdacht aufkommen lässt, dass *vehunto* und *φερόντω* (*φερόντων φερόντωσαν*) einzelsprachliche neubildungen sind, zu denen das verhältniss von *vehit* : *vehunt* und von **φέρετι* (*φέρει*) : *φέροντι* das muster abgegeben haben würde, so wird dieser gesteigert zunächst bei betrachtung der formen *ἔστων ἴτων* (hom. att.) und *ἔστωσαν φερέτωσαν* (att. dor.). Diese können nämlich schlechterdings nichts anderes sein als pluralisierungen der von alters her überkommenen formen wie *ἔστω φερέτω* (*ἔστωσαν* : *ἔστω* = *εἴησαν* : *εἴη*), wie auch schon Bugge in Kuhn's z. XXII 390 bemerkte. Wie wäre aber die sprache dazu gekommen, diese formen zu schaffen, wenn formen wie *φερόντω* schon von alter zeit her gäng und gäbe gewesen wären? Verständlich wird meines erachtens *ἔστω-ν* und *ἔστωσαν* nur dann, wenn wir annehmen, dass man urgriechisch nur die formen wie *ἔστω φερέτω* besass: von diesen aus gelangte man auf verschiedenen wegen durch neuschöpfung zu einer pluralform. Die vermutung, dass lat. *vehunto* eine neubildung sei, wird speciell noch unterstützt durch die 2. pl. auf *-tôte* (*vehitôte*). Denn dass diese, bei ihrem alleinstehen im gebiet der idg. sprachen, für nichts anderes gelten darf als eine pluralisierung der 2. sg. *vehitô* mittels der endung *-te* (*vehi-te*) und demnach zur 2. sg. *vehitô* genau in demselben verhältniss steht, in dem griech. *ἴτω-ν* und *ἴτω-σαν* zu *ἴτω* stehen, liegt auf der hand[2]).

---

1) Ob diese form auch als 3. du. gebraucht wurde, ist zweifelhaft. Vgl. Curtius a. a. o. s. 54.

2) Anmerkungsweise sei auf einige mit der lat. neubildung *vehitô-te* vergleichbare neubildungen anderer sprachen hingewiesen. Die litaui-

Dazu kommt nun noch eine weitere erwägung, die, wie ich glaube, ausschlaggebend ist. Wir sahen, dass die endung *-tâd* im altindischen und im umbrischen auch als pluralendung fungiert. Ferner, dass die formen auf *-tâd* sowol als 2. wie als 3. ps. stehen, und dieser letztere weitere gebrauch muss ganz notwendiger weise als ursprachlich angesehen werden. Woher hat man nun das recht, in *bharatâd* überhaupt personalendungen zu suchen? Soll etwa in dem *-tâd* zu gleicher zeit ein *-tva-tva* (2. sg.) und ein *-ta-ta* (3. sg.) und vielleicht gar auch noch ein pluralisches *-ta-ta* oder *-tva-tva* stecken? Wir sehen oft genug nominalformen als imperative fungieren (z. b. nhd. „*aufgepasst!*") [1]; bei solcher nominalen befehlsform hat die

---

schen imperative wie *eiki-te* „geht!", die wir oben s. 141 schon einmal berührten, sind durch anhängung von *-te* aus den singularformen wie *ei-ki ei-k* gebildet (vgl. Leskien declin. s. 112), ebenso wird zu *nesz necz* „gib her!" ein plural *nesz-te necz-te*, zu *ticz* „stille!" ein plural *ticz-te* nachgeschaffen (vgl. Miklosich vergl. gramm. IV 156, Schleicher lit. gramm. s. 339). In gleicher weise wird im slavischen an mehrere als zuruf dienende partikeln, wenn der zuruf zweien und mehreren personen gilt, die dualische und pluralische personalendung angehängt, z. b. von *na* „da! da hast du!" du. *nata* und plur. *nate* (Miklos. a. a. o. s. 94. 156). Sollte es, beiläufig bemerkt, mit dem vielbesprochenen (vgl. Clemm stud. III 308 ff.), aber noch unaufgeklärten gr. *δεῦτε* gegenüber *δεῦρο*, und mit den got. imperativformen *hirjats* (du.) und *hirjiþ* (pl.) gegenüber *hiri* „hierher!", für welches meines erachtens ebenfalls noch keine probable erklärung gefunden ist (vgl. Grimm d. g. III 246, Scherer zur gesch. d. d. spr. 204. 465), nicht eine ähnliche bewandtniss haben?

1) Ich vermute — was auch bereits Ludwig „infin. im veda" s. 135 ausgesprochen hat —, dass auch *-dhi* kein pronomen der 2. ps. sg. ist, sondern mit der infinitivendung *-dhyai*, also einem nomenbildenden suffix, zusammenhängt. *-dhi* aus *-tva* entstehen zu lassen ist willkür. In Bezzenberger's beitr. II 250 hab' ich das isoliert stehende imperativische *-ον* in *λάβον δεῖξον* durch die annahme zu erklären ge-



verwendung als 2. und 3. ps. zugleich und die gleichzeitige anwendung auf einzahl und mehrzahl gar nichts auffallendes. Daher ist es mir durchaus wahrscheinlich, dass *bharatâd* eine nominalbildung ist. Man kann daran denken, es sei eine ablativform von einem stamm auf *-ta-*, vgl. aind. **darçatâd* mit *darçatá-*, griech. *μενέτω* mit *μενετό-*, *ἴτω* mit *ἰτό-*, *φάτω* mit *φατό-*, und gut würde hierzu die betonung *φατῶς ἐλθετῶς* in jenen von Hesych überlieferten formen passen. Aber wie kommt der ablativ zu solcher function? Wir lassen diese frage auf sich beruhen und constatieren hier nur noch, dass, wenn es a priori das wahrscheinlichste ist, dass in *bharatâd* keine personalendung wie in *bharati* u. dgl. steckt, auch ein plural *bharantâd* als ursprüngliches gebilde gar nicht erwartet werden kann.

Wir kommen nach allem dem zu dem resultate, dass es von haus aus im indogermanischen nur ein *bharatâd* gab, eine nominalbildung, die als solche natürlich sowol auf eine 2. als auch auf eine 3. pers. und ebensowol auf singular wie auf plural und dual angewandt werden konnte. Diese form wurde in ihrem ausgang erst allmählich an die kategorie der mit wirklicher personalendung versehenen, also zum verbum finitum gehörigen imperativformen anempfunden[1]) und gab so den anstoss zu mancherlei neubildungen der einzelsprachen.

---

sucht, es sei das sonst als infinitivendung erscheinende *-am* (z. b. aind. *yámam*). Allgemein bekannt ist, dass bei Homer die infinitive oft als imperativ fungieren, u. s. w.

1) Dafür spricht auch vielleicht, worauf ich wenigstens anmerkungsweise kurz hindeuten möchte, eine von Neue formenlehre II² 400 behandelte eigentümlichkeit der lateinischen imperativformation. Es bilden nämlich einige deponentia, die sonst nie active flexion haben, ihre imperative öfters auf *-to -nto* statt auf *-tor -ntor*: z. b. *utito*

Mit den oben besprochenen formen wie *vehunto vehitôte* *φερόντω* *φερέτωσαν* u. s. w. ist der kreis dieser neubildungen, die auf grund der aus der ursprache herübergekommenen formen wie *bharatâd* einzelsprachlich aufgekommen sind, noch nicht geschlossen. Wir sehen nämlich im italischen, griechischen und altindischen *-tâd* auch ins gebiet des medium eindringen.

Die lat. 2. 3. sg. imper. auf *-mino* wie *antestamino famino fruimino* halte ich nicht für eine verstümmlung aus **-minŏ-s* (Corssen krit. beitr. 492, ausspr. II² 95 f.), sondern für eine analogiebildung nach dem activ wie z. b. *vehito*. Dasselbe gilt von der umbr. 2. 3. sg. imper. auf *-mu* wie *persni-mu* „precamino", in welcher form das participialsuffix *-mo-* steckt: *persni-mu* ist eine analogiebildung nach dem activ auf *-tu* z. b. *futu* „esto" subahtu „subigito". Für diese auffassung von lat. *antestamino* und umbr. *persnimu*

---

praefato (Cato), *nitito* (Cic.), und inschriftlich findet sich sogar *censento* als wirkliches passiv (C. I. L. I 198). Diese unregelmässigkeit würde verständlich, wenn die formen auf *-to* als nominalbildungen dem sprachgefühl noch nicht ganz auf gleicher linie standen mit den andern formen des verbum finitum. So lassen ja auch sonst formen des verbum infinitum oft noch die diathesis ganz unbezeichnet, vgl. z. b. gr. *ἄξιός ἐστιν ἐπαινέσαι* „er ist wert gelobt zu werden", got. *jah garunnun lekinon fram imma* „*καὶ συνήρχοντο θεραπεύεσθαι ὑπ' αὐτοῦ*", nhd. *ich höre erzählen* „audio narrari", mhd. *ditz ansehende leit* „das mit augen geschaut wird" (Grimm d. g. IV 56 ff.). Ich würde diese auffassung der formen wie *utito* entschiedener vertreten, wenn nicht bei Neue gerade auch ein paar pluralformen (mit *-nto*) unter den des *-r* ermangelnden formen wären, wie jenes *censento*. Denn diese formen sind ja, wie wir behaupten, erst in folge der einverleibung der imperativformen auf *-to* ins system der formen des verbum finitum entstanden. Man müsste also annehmen, dass trotz des aufkommens von solchen pluralischen neubildungen nach analogie der 3. pl. indic. und conj. jene einverleibung und anempfindung keine völlige und allgemeine war.

sprechen zunächst die lautgesetze, die der erklärung der formen als nom. sing. entschieden ungünstig sind. Zweitens dann die umbr. pluralbildung *persni-mu-mo* 'precantor'. Denn es liegt auf der hand, dass *persnimu* sich zu *persnimumo* genau eben so verhält wie *futu* zu *fututo* und *etuto*. Letztere act. pluralformen können den lat. formen auf *-tôte* nicht gleichgesetzt werden, weil der auslautende vocal der umbr. und der der lat. form sich lautgesetzlich nicht vermitteln lassen. Es bleibt also nichts anderer übrig als mit Corssen II² 97, Curtius vb. II 50 und Bréal les tables eugub. 168 anzunehmen, dass die Umbrer die formen auf *-to* durch verdoppelung des ausgangs zu pluralformen gestalteten. So enthält demnach auch *persni-mu-mo* eine verdoppelung des ausgangs *-mo*. Dieses zeigt deutlich, dass die Umbrer die singularformen *persnimu* und *futu* im ausgang als gleichartig fühlten, und spricht somit einerseits zu gunsten unserer auffassung, der zu folge *persnimu* eine neuschöpfung nach analogie des activs ist, und andrerseits gegen die meinung, dass *-mu* für **-mŏ-s* stehe und ein nom. sg. des medialen participialstamms sei.

Hier ist der ort, um noch einmal auf jenes schon s. 164 berührte *etato, Iiovinur* 'itote, Iguvini' zurückzukommen. Bréal und Bücheler, denen auffällt, dass hier eine „singularform" als plural verwandt ist, halten die form für eine verstümmelte pluralbildung. Bréal sagt p. 182: „La langue, trouvant sans doute cette forme trop lourde, a supprimé l'avant-dernière syllabe", Bücheler 'Iguvinae de lustrando populo legis interpretatio' (Bonner progr. 1876) p. 28: „Ex *fu-* imperativus factus est singularis *futu*, pluralis *fututo* . . . ., at ex *eta-* pluralis *etato* tantum, fortasse ne nimia coarcervaretur parilium syllabarum multitudo". Dazu kommt nun, dass auch die medialform auf *-mu* als 2. pl. steht: a d m a m u, k a t e r a m u, I k u v i n u (I b. 19. 20), *arsmahamo, catera-*

hamo, Iovinur (VI b. 56), welches Bréal mit ʻlustramini, purificamini, Iguvini', Bücheler mit ʻordinamini, centuriamini, Iguvini' übersetzt. Bréal bemerkt dazu p. 181: „Il est vrai que ... la première syllabe de la désinence manque: on a *arsmamo* au lieu de *arsmamumo* et *cateramo* au lieu de *cateramumo.* Cette disparition d'une syllabe de la désinence a probablement sa raison dans le désir d'alléger des formes trop pesantes", Bücheler dagegen p. 23 sq. glaubt, dass *arsmamo* und *cateramo* pluralnominative der participialen *-mo*-stämme seien (cf. *promor* gegenüber lat. *primi*). Von diesen deutungsversuchen ist für uns ohne weiteres unannehmbar die Bücheler'sche erklärung der zwei medialen pluralformen, denn wenn das singularische *-mo* nicht als aus *-mŏ-s* entstanden angesehen werden darf, so haben wir auch kein recht, in dem pluralischen *-mo* einen nom. plur. zu suchen. Eher lässt sich die ansicht hören, die pluralischen *-to* und *-mo* seien durch dissimilation aus *-tuto* und *-mumo* entstanden, und dass wirklich eine dissimilation im spiele gewesen ist, ist ja um so wahrscheinlicher, weil in zweien von den drei in betracht kommenden formen je drei unmittelbar auf einander folgende silben mit demselben consonanten begonnen hätten, wenn man die gewöhnliche pluralbildung angewandt hätte (**eta-tuto* und **arsma-mumo*). Aber wir haben es sicher hier nicht mit einer formzerstörenden dissimilation zu thun, sondern mit einer formerhaltenden: eben weil die reduplicatorische neubildung einen misklang erzeugte, darum behielt man die alte formation bei, von der man noch nicht ganz vergessen hatte, dass sie (ähnlich wie unser *aufgepasst! stillgestanden!*) zugleich als singular- und als pluralform fungieren konnte. Die form *cateramo,* für die der gesichtspunkt der dissimilation nicht in anschlag kommt (vgl. *persnimumo*), mag sich unter dem schutz

des benachbarten *arsmamo* erhalten haben. Auch kommt in betracht, dass wir es bei der activform *etato* sowol wie bei den zwei medialbildungen mit formelhaften wendungen zu thun haben, in denen ja leicht eine altertümlichkeit sich behaupten konnte. Aus diesem ganzen sachverhalt ergibt sich zugleich, dass die mediale nachbildung des activischen *-tu* = **-tôd* im umbrischen schon eintrat zu einer zeit, als die active form noch auf beide numeri zugleich angewandt werden konnte. Zuzufügen habe ich endlich noch, dass auf diese umbrischen formen als stützen meiner hypothese von dem nominalen ursprung des imperativsuffixes *-tâd* mich freund Osthoff aufmerksam gemacht hat.

Wenn vorstehende auffassung der medialen imperativformen des umbrischen die richtige ist, so kann nun auch kein zweifel mehr darüber bestehen, dass das osk. *censamur* „censetor" der tab. Bant. (Kirchhoff stadtrecht s. 17) eine form wie umbr. *persnimu* mit neu angetretenem passivcharakter *-r* ist, also ein analogon zugleich zu lat. *legito-r*.

Wie lat. *stamino* zu *stato* und umbr. *persnimu* zu *futu*, so verhält sich im griechischen *φερέσθω* zu *φερέτω*, d. h. *φερέσθω* ist ein ins mediale umgesetztes *φερέτω* (vgl. *φέρετε* : *φέρεσθε*). Desgleichen sind die formen *φερέσθων* (hom. neuion. att. dor.), *φερέσθωσαν* (att. dor.) und *ἀνελόσθω* (tegeat.) nichts anderes als medialisierungen der activformen *φερέτων*, *φερέτωσαν* und **ἀνελόντω* (aus dem tegeatischen inschriftlich überliefert sind u. a. *ἰναγόντω ἀγκαρυσσόντω*)[1]). So erklärt sich auch jetzt einfach die auffallende thatsache, dass -(*σ*)*θω-ν* und -(*σ*)*θω-σαν* mediale und activische elemente in eins verschmolzen aufweisen, was sonst viel-

1) Dazu kommt wahrscheinlich noch att. *συσσημαινόσθων* (vergl. Curtius vb. II 53) als mediales pendant von *σημαινόντων*.

leicht nur noch bei dem aeol. suffix der 1. pl. med. -*μεθεν* = -*μεθα* vorkommt, indem -*μεθεν* doch wol nichts anderes als eine umgestaltung von -*μεθα* nach der analogie von -*μεν* ist[1]). Und was sollen wir dazu sagen, dass in der kerkyr. inschrift C. I. 1845 die formen *κρινέσθω ἐκλογιζέσθω διδόσθω* als 3. pluralis gebraucht sind? Curtius bemerkt hierüber verb. II 53: „Wahrscheinlich beruht diese bildung auf einer vermischung mit der 3. sg., von der man die pluralische form nicht mehr durch den verschiedenen vocalismus zu unterscheiden vermochte." Vielmehr werden wol die Kerkyräer die sogenannte 3. sg. imper. auf -*ω* überhaupt noch nicht als eine verbalform mit bestimmter personalendung empfunden haben, und wir dürfen vermuten — wenn sich das auch bei der kärglichkeit der überlieferung nicht beweisen lässt —, dass sie auch die activform *κρινέτω* als pluralform gebrauchen konnten. Es begegnet hier also dieselbe erscheinung, die wir bereits auf altindischem und umbrischem gebiet antrafen.

Endlich hat auch noch das altindische eine form, die sich dem lat. *-mino* und dem gr. -(*σ*)*θω* vergleichen lässt, nämlich das von Pâṇ. VII 1, 42 als vedische nebenform des suffixes der 2. pl. âtm. *-dhvam -dhva* (vgl. Delbrück aind. vb. 48) erwähnte *-dhvât* (*-dhvâd*): *vârayadhvât* = *vârayadhvam*. Man erinnere sich, dass derselbe Pâṇini kurz darauf (VII 1, 44) *-tâd* als vedische nebenform der 2. pl. auf *-ta* anführt. Eine ursprachliche mediale form *-dhvâd* auf grund dieses *-dhvât* und des griech. -(*σ*)*θω* anzusetzen sind

1) Ich will hier nicht unerwähnt lassen, dass ich die endung -*μην* von *ἐδιδόμην* schon längst im verdacht habe, sie enthalte eine secundärform von -*μαι*, etwa -*μο*, mit einem später angefügten activischen ausgang (vgl. *ἐτίθην*).

wir in keiner weise berechtigt: denn da aind. *-dhvât* nur in der 2. pl. vorkommt, so ist klar, dass diese form so entsprang, dass man, wie man zu *-ta* die emphatische nebenform *-tâd* hatte, so auch zu *-dhva -dhvam* eine emphatische nebenform auf *-âd* nachbildete.

Dass die nicht nach der gewöhnlichen weise des verbum finitum gebildete form auf *-tâd*, nachdem sie einmal ins verbalsystem sich eingelebt hatte, zu so vielen, durch die flexivischen verhältnisse des verbalsystems nahe gelegten, neubildungen anlass gab, lässt sich z. b. vergleichen mit der geschichte der lat. 2. pl. depon. pass., wie *legiminî* = *λεγόμενοι*. Denn auch diese form gab, nachdem sie dem system der formen *legor legeris* etc. einverleibt worden war, den anstoss zu einer reihe von neuschöpfungen: *legâminî legêminî legêbâminî legerêminî*, ein fall der associativen neubildung, den Curtius in seinen studien V 241 ff. aufgedeckt und in der hauptsache vortrefflich erläutert hat.

5. Die griech. 2. 3. sg. praes. act.

Man stellt mit recht als 2. und 3. sg. zu urspr. *bharâ* „ich trage“ die formen *bharasi* und *bharati*, genauer noch *bhara,si* und *bhara,ti*, auf. Alle einzelsprachlichen formen fügen sich diesem ansatz ohne weiteres[1]), nur die

1) Dass bei römischen dichtern die ausgänge *-ĭs* und *-ĭt* hie und da in der arsis lang gemessen sind, ist trotz Corssen (ausspr. I² 600, II² 492. 498, beitr. zur ital. sprachkunde 476) und Bezzenberger (beitr. zur gesch. d. litau. spr. s. 194) kein beweis dafür, dass diese endungen von haus aus langen vocal gehabt haben. Es handelt sich bei der 2. ps. um vier formen bei Horaz Properz Manilius und Persius, wo *-ĭs* in der vershebung vor der caesur steht, bei der 3. ps. um drei formen bei Ennius und Lucilius und sieben formen bei Vergil Horaz und

lit. formen *veżì* und *véża*, das abulg. *vezeši* und das griech. *φέρεις* und *φέρει* machen schwierigkeiten. Ich gehe hier nur auf die griechische anomalie ein.

Lautgesetzlich kann weder *φέρεις* aus **φέρεσι* noch *φέρει* aus **φέρετι* erklärt werden, aus **φέρεσι* wäre nach den sonstigen analogien **φέρεϊ* **φέρει* hervorgegangen, wie aus **εἶσι* (= aind. *éshi*) **εἶι εἶ* entsprang, und aus **φέρετι* wäre im ionischen und aeolischen **φέρεσι* geworden, während im dorischen **φέρετι* hätte unangetastet bleiben müssen. Man sucht sich durch annahme von zunächst eingetretener epenthese des schliessenden *-ι* zu helfen. Aber erstlich sind die bedingungen, unter denen die sogen. epenthese stattfindet, bis jetzt noch nicht hinlänglich untersucht, und formen wie

---

Statius, wo *-ît* unter derselben bedingung erscheint; die vereinzelten formen *percipît* Plaut. Men. 921 und *sinît* Plaut. Poen. III 4, 12 sind angefochten und zu sprachlichen folgerungen nicht verwertbar (vgl. C. F. W. Müller Plautin. prosodie s. 79). Im allgemeinen wird niemand in abrede stellen dürfen, dass, wenn in der dactylischen poesie messungen wie *arât habêt redît prosiluît condiderît occiderîs* begegnen, diese ebenso gut als sprachliche altertümlichkeiten anzusehen sind wie z. b. die genetive *aulâi aquilâi* u. dgl. in Vergil's Aeneis und Cicero's Aratea. Aber andererseits ist, wenn die dactylischen dichter nach bedürfniss bald *arât fuît* bald *arăt fuĭt* gebrauchten, auch nichts natürlicher als dass sie diese doppelwertigkeit der endsilben gelegentlich auch auf solche fälle ausdehnten, in denen von haus aus nur kürze des vocals geherrscht hatte, und gerade der umstand, dass die formen wie *scribîs* und *agît* erst in der dactylischen poesie sicher zu belegen sind, ist mit ein beweis für ihre unursprünglichkeit. Zudem kann auf Lucilius' *iacimûs* (IX 6), Vergil's *fatigamûs* (Aen. IX 610) und Ovid's *negabamûs* (met. XIV 250) verwiesen werden, formen, deren *û* weder in der älteren latinität ein vorbild hat noch auch wol sprachwissenschaftlich irgendwie begründet werden kann (wäre die endung ehemals *-*muns* gewesen, was schon an sich nicht wahrscheinlich ist, so hätte *-mûs* nicht so früh so durchgängige verkürzung erfahren können, wie es erfahren hat, vgl. oben s. 152).

εἰνὶ πειϱὶ (in *Πειϱί-ϑοος*) *ὑπεὶϱ αἰγός γυναικός πουλύς* lassen vermuten, dass der vocal einer schlusssilbe nur unter gewissen accentverhältnissen epenthese erlitt, die für die formen **φέϱεσι* **φέϱετι* nicht zutreffen[1]). Aber geben wir auch einmal epenthese zu, so hätte aus den so zunächst entspringenden formen **φέϱειɛι* und **φέϱειτι* wiederum nichts anderes werden können als 2. ps. **φέϱειι* **φέϱει* und 3. ps. dor. **φέϱειτι* ion.-aeol. **φέϱεισι*. Von da an müssten die formen sich jedesfalls auf associativem weg zu *φέϱεις* und *φέϱει* weiterentwickelt haben. Eine rein lautliche deutung wäre also auch so nicht erreichbar.

Da das lautgesetz, dem zu folge *σ* zwischen vocalen schwinden musste, urgriechisch ist, also weit älter als dasjenige, dem zu folge die lautgruppe *τι* nach vocalen zu *σι* wird, so dürfen wir annehmen, dass einst neben einander gesprochen wurden die formen *φέϱω* **φέϱει* **φέϱετι*. Nun trat von den formen mit secundärer personalendung aus an **φέϱει* -*ς* an: *φέϱεις* (vgl. die neubildung *εἴ-ς* oder *εἶ-ς* statt *εἶ* „du bist", Kuhn's z. XXIV 75). Weiter gab dann das verhältniss von *ἔφεϱον* : *ἔφεϱες* : *ἔφεϱε* und von *φέϱοιν* (*φέϱοιμι*) : *φέϱοις* : *φέϱοι* den anlass zu einer neubildung der 3. sg., und so standen nun neben einander *φέϱω* : *φέϱεις* : *φέϱει*. Analog muss dann auch der conjunctiv erklärt werden: zunächst *φέϱω* : **φέϱησι* : **φέϱητι*, dann *φέϱω* : **φέϱηι* : **φέ-*

1) Die rhodischen infinitive auf -*μειν*, wie *ϑέμειν*, bilden kein analogon zu *φέϱεις*. Denn *ϑέμειν* ist meines ermessens nicht, wie Curtius vb. II 107 vermutet, aus **ϑέμεν-ι* durch vorklang des -*ι* entstanden, sondern eine analogiebildung nach dem inf. praes. und aor. II auf -*ειν*, z. b. *λαχεῖν*, wie die Rhodier auch den inf. perf. nach diesen zwei infinitiven umgestaltet haben, z. b. *γεγόνειν* (vgl. Brüll dial. der Rhodier 1875 s. 18 f.).

ρητι, weiter φέρω : φέρητς (φέρῃς) : *φέρητι, endlich φέρω : φέρῃς : φέρῃ [1]).

So eröffnet sich also eine möglichkeit, die formen φέρεις φέρει und φέρῃς φέρῃ ohne verletzung der lautgesetze aus den ursprachlichen formen herzuleiten. Den einzelnen entwicklungsstadien, die wir annahmen, lassen sich zahlreiche analoga aus dem idg. sprachleben zur seite stellen.

Diese ganze hypothese basiert auf der annahme, dass das ει von φέρεις echter diphthong gewesen sei. Ich brauchte diese annahme kaum weiter zu rechtfertigen, wenn Bergk, nachdem seine völlig unhaltbare erklärung von φέρεις und φέρει von Curtius vb. I 201 f. (2. aufl. s. 206 f.) kurz und treffend zurückgewiesen war, nicht neuerdings wieder dieselbe in Fleckeisen's jahrbb. CXVII s. 189 ff. zu vertheidigen versucht hätte. Dass das ει der 3. sg. φέρει echter diphthong war, erkennt Bergk natürlich an. Er lässt, wie ehemals Schleicher, aus *φέρετι *φέρεσι und dann durch ausfall des σ φέρει entstehen. Curtius' vollberechtigter einwand, dass im dorischen aus *φέρετι kein *φέρεσι werden könne, sucht Bergk durch berufung auf composita wie ἀγησί-χορο-ς zu entkräften, die ja auch dorisch seien und deren erster theil eine 3. sg. auf -σι sei, und glaubt dann die letzte entwicklungsstufe φέρει mit Τελέϊππος und Ἀγηΐδαμος C. I. G. 1120 vergleichen zu dürfen. Wir sprachvergleicher denken nun freilich heutzutage über solche compp. wie ἀγησί-χορο-ς ganz anders als Bergk und müssen seine deutung von φέρει schlechterdings als unhaltbar verwerfen. Und ebenso müssen wir auch seine erklärung von φέρεις als völlig verfehlt bezeichnen. Bergk geht nämlich zwar

1) Von den homerischen neubildungen φέρωμι : φέρησθα : φέρησι wird unter 6. gehandelt werden.

ganz richtig von *φέρεσι als der griech. grundform aus, aber er lässt φέρεις aus dieser form durch abfall des auslautenden ι und zum ersatz dafür eingetretene dehnung des ε zu ει entstehen. Wenn ihn Curtius darauf hinweist, dass man das wesen der ersatzdehnung jetzt weniger äusserlich fasse und bestimmter dahin zu umgränzen vermöge, dass ein vocal stets nur durch den einfluss unmittelbar nachfolgender allmählich verklingender consonanten lang werde, so meint Bergk s. 192: „Nun, die doppelnatur des ι, welches zwischen consonant und vocal schwankt, ist bekannt genug; und wer will, kann ja auch im vorliegenden falle diesen vorgang annehmen". Also *φέρεσι *φέρεσj φέρεις? Es ist gut, dass Bergk nur an den guten willen des lesers appelliert. Da ich meinerseits die geneigtheit, dieses Bergk'sche *φέρεσj anzuerkennen, nicht besitze, so halte ich seine erklärung von φέρεις durch ersatzdehnung für verkehrt. Indes hat Bergk, mag seine grammatische ableitung von φέρεις und φέρει auch noch so verfehlt sein, das verdienst, auf die form ΔΟΚΕΣ = δοκεῖς (ΚΑΛΕΔΟΚΕΣ auf einem vasenbild, das zu Lokri in Unteritalien gefunden ist, C. I. G. III 5770) und das zweimalige ΝΙΚΑΣ = νικᾷς (die belege bei Bergk s. 191) aufmerksam gemacht zu haben, die mit der annahme, φέρεις enthalte einen echten diphthong, im widerspruch stehen. Wäre das ει von φέρεις in der that der unechte diphthong, wie Bergk will, so wäre unsere ganze hypothese hinfällig. Aber zunächst widerspricht Bergk's hypothese das boeot. φέρῖς, ferner das lakon. φέρεις (Ahrens I 92. II 165), dann namentlich δουλοῖς, statt dessen *δουλοῦς erwartet werden müsste, endlich das ι subscr. des conjunctivs z. b. φέρῃς τιθῇς (vgl. La Roche Hom. unt. 196), welches bei der betrachtung des indic. φέρεις schlechterdings nicht aus dem spiele gelassen werden kann. Alle

diese formen weisen auf echten diphthong hin. Und ihnen gegenüber fallen jene formen ΔΟΚΕΣ und ΝΙΚΑΣ nicht schwer genug ins gewicht. Die form ΝΙΚΑΣ den zahlreichen inschriftlichen belegen für ungeschrieben gebliebenes *ι* subscriptum anzureihen hindert nichts (als solche betrachte ich auch das von Bergk nicht erwähnte ΕΣΟΡΑΣ = *ἐςορᾷς* C. I. G. n. 2239 und ΓΕΝΝΑ = *γεννᾷ* n. 1888). Mehr schwierigkeit macht freilich ΔΟΚΕΣ. Die inschrift ist attisch und muss wegen des Ε in die zeit vor ol. 80 verlegt werden (vgl. A. de Schütz hist. alphab. Attici p. 63). Nun wird bekanntlich im verlauf des 5. jh. der gebrauch des ΕΙ (zeichen für den echten diphthongen *ει*) und Ε (zeichen für den durch ersatzdehnung oder contraction entstandenen monophthongen *ει*) schwankend, und ΕΙ verdrängt allmählich das Ε, wozu die monophthongisierung des echten diphthongs *ει* den anstoss gab. ΕΙ statt Ε begegnet etwa seit ol. 80 (Cauer stud. VIII 230), umgekehrt erscheint Ε statt ΕΙ nach Cauer s. 254 nur in *ὄλειζον* C. I. A. 37a, 17. Es darf also ΔΟΚΕΣ zwar nicht ohne weiteres in die kategorie der zwischen Ε und ΕΙ schwankenden schreibungen gebracht werden, aber da wir schon wegen *δοῦλοῖς* = *δουλόεις* durchaus genötigt sind das *ει* von *φέρεις δοκέεις* u. s. w. für echtes *ei* zu halten, so kann ΔΟΚΕΣ in seiner vereinzelung nichts beweisen und muss eben wegen *δουλοῖς* u. s. w. für eine ungenaue schreibung gelten.

Das dorische *φέρες* ist entweder eine lautliche verkürzung aus *φέρεις*, wie die Dorier auch sonst vielfach endsilben verkürzten (*ἱαρές* u. s. w.), oder es trat an die stelle von *φέρεις* geradezu eine secundärform (vgl. die air. 2. sg. conjuncter flexion *as-bir* „dicis" = **beris* d. i. *bha₁r-a₁s* gegenüber der absoluten form *beri* = **beresi* d. i. *bha₁r-a₁-si*, Windisch Paul-Braune's beitr. IV 220. 237).

In der conjugation auf -μι ist ähnliches vor sich gegangen wie in der conjugation auf -ω. Urgriechisch τίθημι *τίθησι τίθητι. Aus *τίθησι wurde *τίθηι, für diese form trat dann die secundärform τίθης ein. Dass die 3. sg. τίθητι (τίθησι) im gegensatz zu *φέρετι sich behauptete, ist wol der einwirkung der ebenfalls dreisilbigen 1. sg. beizumessen. Indes das aeolische ging auch hier einen schritt weiter und liess an die stelle der primärform τίθησι die secundärform τίθη treten: der druck, den die 2. sg. τίθης ausübte, war hier stärker als die stütze, die τίθημι dem τίθησι bot.

Demnach stecken in φέρεις und φέρῃς zwei personalendungen, das ι als rest des alten -σι und die secundärendung -ς. Zwei personalendungen haben wir auch in formen wie τίθησθα ἔφησθα βάλοισθα (Curtius vb. I² 51), indem an die fertigen formen τίθης u. s. w. vom perfect aus nochmals -θα herangetreten ist, sowie in οἶσθας und ἦσθας (vgl. Nauck Eurip. stud. II 71 ff., bullet. de l'acad. de St.-Pét. XXIV 365 ff.), in denen dieselben beiden endungen in umgekehrter folge vorliegen.

6. Die homer. conjunctivformen ἐθέλωμι ἐθέλησθα ἐθέλησι.

Die belege sehe man bei Bekker Hom. bl. I 218 und Curtius vb. I² 40. 50. 57. Diese formen dürfen für nichts anderes angesehen werden als für weiterbildungen der gewöhnlichen formen ἐθέλω ἐθέλῃς ἐθέλῃ, wofür sie schon von den alten grammatikern und auch von neueren, wie z. b. Lobeck, gehalten wurden. Zunächst ist jeder zweifel an der richtigkeit dieser annahme ausgeschlossen bei ἐθέλησθα. Denn erstlich haben wir kein recht die endung -θα im griech.

praesenssystem als schon von der urzeit her hier ansässig zu betrachten. Zweitens lässt auch das ι subscriptum, welches durch die handschriften sowol wie durch die grammatikerüberlieferung, besonders durch Herodian's autorität, gestützt und geschützt ist, gar keine „organische" erklärung der form zu[1]). Dass auch die 1. sg. ἐθέλωμι jünger ist als ἐθέλω, ergibt sich schon aus dem s. 139 ff. dargelegten.

Muss nun auch ἐθέλῃσι als eine neubildung angesehen werden? Dass man früherhin diese form sofort dem aind. *bhárâti* und abaktr. *barâiti* gleichstellte, ist nicht zu verwundern; da wir als urgriechische form *ἐθέλητι zu erwarten haben, so liess sich von da aus anscheinend sehr leicht und einfach zu ἐθέλῃσι gelangen. Gleichwol muss die form für unursprünglich gelten. Denn erstlich ist sie auf den epischen dialect beschränkt, der auch die gemeingriechischen formen auf -ῃ hat, und es ist immer sehr misslich, ja man darf wol sagen überhaupt unstatthaft, anzunehmen, ein einzelner griechischer dialect habe die urgriechische formation (ἐθέλῃσι = *ἐθέλητι) hindurchgerettet, wenn er daneben auch noch die in den andern dialecten gebräuchliche bildung (ἐθέλῃ) aufweist[2]).

---

1) Ich bemerke dieses letztere darum, weil Curtius alle die conjunctive wie ἐθέλησθα ohne ι subscr. schreibt (I² 50 ff.) aus keinem anderen grund, als weil dieses ι subscr. zu seiner erklärung, der zu folge -σθα = urspr. -*tvâ* ist (*-*tvâ* *-ττα *-στα -σθα), nicht passt. Auf die deutung des -σθα aus -*tvâ* brauche ich nach den bemerkungen, mit denen ich diesen aufsatz eingeleitet habe, nicht weiter einzugehen. Wegen des s. 52 von Curtius gegen Bopp und Osthoff erhobenen einwandes genügt es auf s. 82 ff. zu verweisen.

2) Nach Curtius s. 209 soll wol im urionischen die form *ἐθέλητι bestanden haben und dann in demselben dialect einerseits zu ἐθέλῃσι, andererseits zu *ἐθέλητ ἐθέλῃ geworden sein. Das halte ich für ebenso unmöglich, wie Curtius' ansicht, dass βιάζω und βιάω aus éiner grund-

Zweitens hätte man aber als lautliche weiterentwicklung eines urgr. *ἐθέλητι kein ἐθέλησι, sondern, wie aus dem s. 174f. über die epenthese von endsilbenvocalen bemerkten folgt und wie schon der indicativ τίθησι zeigen konnte, ein *ἐθέλῃσι zu erwarten, das ι subscr. müsste also auf dem wege der analogie eingedrungen sein, und so käme man um die ängstlich gemiedene analogiebildung schliesslich doch nicht herum. Dazu kommt endlich, dass ἐθέλῃσι als nebenform von ἐθέλῃ in der betrachtung nicht getrennt werden darf von ἐθέλωμι ἐθέλῃσθα als nebenformen von ἐθέλω ἐθέλῃς. Wenn hier die längeren formen die jüngeren sind, so ist a priori wahrscheinlich, dass auch ἐθέλῃσι jünger ist als ἐθέλῃ. Alle drei gründe zusammengenommen nötigen uns ἐθέλῃσι als eine speciell epische neubildung zu betrachten.

Ich vermute, dass von den drei formen ἐθέλωμι ἐθέλῃσθα ἐθέλῃσι die mittlere zuerst entstand und dass nun der umstand, dass ἐθέλῃσθα im bewusstsein der sprechenden mit indicativformen wie τίθησθα und damit dann weiter auch mit solchen wie τίθημι und τίθησι verknüpft war, zur bildung von ἐθέλωμι und ἐθέλῃσι führte.

Schliesslich noch die bemerkung, die sich dem leser wol schon von selbst ergeben haben wird, dass in ἐθέλῃσθα das personalzeichen der 2. ps. dreimal enthalten ist. Ein analogon dazu ist die form σχήσεισθα hymn. Cer. 366.

---

form lautlich differenziert seien. Oder soll ἐθέλῃ(τ) schon vorionisch gewesen sein, sich daneben aber *ἐθέλητι, die vorstufe, noch erhalten haben, um auf ion. boden zu ἐθέλῃσι zu werden? Auch das geht nicht.

7. Conjunctive mit secundärer personalendung im griechischen.

Die ansicht, dass conjunctive mit secundärer personalendung specielles eigentum der arischen sprachen seien, ist in letzterer zeit stark erschüttert, ja man darf sagen als falsch erwiesen worden. Der erste, welcher auf europäischem sprachgebiet das vorhandensein von conjunctivformen mit secundärer flexionsendung statuierte, war meines wissens Sophus Bugge, welcher die 3. sg. und 3. pl. im oskischen und umbrischen für solche bildungen erklärte (vgl. zuletzt Kuhn's z. XXII 385 ff.) und wenigstens bezüglich der letzteren person, der 3. pl. z. b. osk. *deicans* „dicant“ umbr. *dirsans* „dent“, entschieden recht zu haben scheint, auch bei Bücheler (comment. philol. in honorem Theod. Mommseni p. 241) zustimmung gefunden hat. Freilich braucht diese italische conjunctivform mit secundärendung nicht für sehr alt gehalten zu werden: es ist wol möglich, dass diese secundärendung *-ns* von haus aus nur dem optativischen bestandtheil des conjunctivs (vgl. z. b. umbr. *sins* = *εἶεν*) eignete und später erst auch auf die echten conjunctivformen überging. Joh. Schmidt Kuhn's z. XIX 290 erklärt das got. *ôgs* „fürchte!“ sehr ansprechend aus **ogas* (2. sg. mit kurzem bildungsvocal). Nach demselben gelehrten (Jen. lit.-zeit. 1875 art. 398) soll das abulg. *bądą* *ἔστωσαν* eine 3. pl. conj. = **bandânt* (vgl. ved. *cárân páçyân*) sein, was dahinstehen mag. Wenn Bezzenberger „beitr. z. g. d. lit. spr.“ s. 210 die lit. permissivbildungen wie *tè-suka* richtig als alte conjunctivformen fasst, worin ihm Joh. Schmidt Jen. lit.-zeit. 1878 s. 180 beistimmt, so wird auch hier secundäre flexionsendung anzunehmen sein. Windisch endlich nimmt die 2. und 3. sg. conj. conjuncter flexion, z. b. *as-bera as-bere* „dicas“ und

air-ema „suscipiat“ für *-*berds* und *-*emdt*, desgleichen die 3. sg. conj. *fel* „es gebe, sit“ für **velăt* (vgl. Paul-Braune's beitr. IV 215 f. 228. 234).

Gibt es solche conjunctivformationen mit secundärendung auch im griechischen?

Auf dorischen inschriften begegnen häufig conjunctivformen wie *ἄγη πάθη*, daneben solche wie *ἄγῃ πάθῃ* und drittens auch solche wie *ἄγει πάθει*, ebenso schwanken auch andere dialecte zwischen *ἄγη* und *ἄγῃ*. Vgl. Ahrens I 130, II 293 ff., Meister stud. IV 390, Hartmann de dial. Delphica p. 42 f. Dass *-ῃ* und *-ει* ein und dieselbe form repräsentieren, ist nach dem, was Meister a. a. o. und Curtius vb. II 74 bemerken, für sicher anzusehen. Aber dass auch das *-η* durchweg nur eine lautliche variante von *-ῃ* sei, wie Meister und Curtius annehmen, erscheint mir nicht recht glaublich. Denn erstlich kommen alle drei formen *-ῃ -ει -η* auf derselben inschrift neben einander vor (tab. Heracl. und auf der theräischen inschrift C. I. n. 2448), und zweitens finden sich, worauf Westphal meth. gr. I 2, 62 aufmerksam macht, die formen auf *-η* auf inschriften, die das *ι* subscr. sonst, namentlich im dat. sing., durchgehends setzen, z. b. bei Wescher-Foucart n. 436. Ich halte daher die ansicht von Westphal für nicht unwahrscheinlich, der zu folge *ἄγη* ein **ἄγη-τ* mit secundärer endung vertritt. Dass manchmal das *ι* subscr. von *ἄγῃ*, *ἐκτείσῃ* etc. bloss aus nachlässigkeit ungeschrieben geblieben sei, soll damit natürlich keineswegs geleugnet werden. Eine entscheidung darüber, wo und in wie weit diese bloss graphische verwechslung von *ἄγῃ* und *ἄγη* geschehen, kann nur nach umfassenden inschriftlichen untersuchungen getroffen werden, die ich jetzt nicht anstellen kann.

Von dem conjunctiv mit kurzem bildungsvocal, wie

ihn die dichtersprache in weitem umfang bewahrt hat, kommen nur solche activformen vor, deren personalendung ebenso gut als primäre wie als secundäre aufgefasst werden kann, z. b. ἴομεν τίσετε σαώσετον (2. du.) ματήσετον (3. du.; vgl. Curtius vb. I[2] 78). Dass keine 2. 3. sg. und 3. pl. mit kurzem vocal sich zeigen, kann, bei dem reichlichen vorkommen dieser conjunctivbildung überhaupt, nicht als zufall angesehen werden. Scharfsinnig vermutet Curtius (verb. II 59), der hier auch nicht an zufall glaubt, der grund dieser erscheinung sei in der art der überlieferung der homer. gedichte zu suchen. Er meint, unter den homerischen formen wie γνώῃς γνώῃ γνώωσι könnten solche sein, die in homerischer zeit mit kurzem conjunctivvocal gesprochen wurden: „Denn da alle solche formen, wenn sie je lebendig waren, zur zeit der umschrift in das neue alphabet schon antiquitäten sein mussten, haben wir für die richtige wiedergabe des klanges von *ΓΝΟΕΙΣ ΓΝΟΕΙ ΓΝΟΟΣΙ, ΘΕΕΙΣ ΔΑΜΕΕΙΣ* keine grössere gewähr als für die von *ΗΕΟΣ*.“ Die möglichkeit, dass es sich so verhält, kann nicht bestritten werden. Aber die sache kann auch anders liegen. Wenn wir annehmen, die erhaltenen activformen wie ἴομεν τίσετε u. s. w. hätten secundäre personalendung, was die formen an sich alle ohne weiteres erlauben, dann fände das fehlen der formen der 2. 3. sg. und 3. pl., welche z. b. im aorist *τῖσες *τῖσε *τῖσον lauten müssten, eine sehr einfache erklärung. Nämlich die conjunctive mit kurzem bildungsvocal, die von haus aus einzig da vorkommen, wo der indicativ ohne thematischen vocal (ο, ε) gebildet ist (z. b. ἴμεν, ἐτίσαμεν für *ἐτισμεν, ἴδμεν), sind schon in homerischer zeit im aussterben begriffen, indem in ihre stelle die nach dem muster der primärsuffixalen formen wie φέρω φέρῃς φέρῃ φέρωμεν u. s. w.

gebildeten formen wie *τίσω τίσῃς τίσῃ* u. s. w. einrücken. Nehmen wir nun an, in vorhomerischer zeit habe man die conjunctivformen **τῖσον* **τῖσες* **τῖσε, τίσομεν τίσετε* **τῖσον, τίσετον* **τισέτην* oder *τίσετον* besessen, so wäre es sehr natürlich, dass der verdrängungsprocess in der weise vor sich ging, dass die in der flexion mit dem system *φέρω φέρῃς* etc. in widerspruch stehenden formen zuerst fielen und zuletzt, in homerischer zeit, nur noch die formen lebendig waren, die den anschein von primärer flexion hatten. Mehr als eine blosse möglichkeit ist diess freilich nicht, um so mehr, da die medialen formen der conjunctive mit kurzem bildungsvocal, z. b. *ἅλεται* conjunct. zu *ἆλτο* „er sprang“ (Curtius vb. II 58 f. 259 ff.), immer nur primäre endung zeigen.

Vielleicht ist ein conjunctiv mit secundärer flexionsendung auch noch erhalten in *εἶεν*, einem „bes. im att. dialect gebrauchten ausdruck, der ebenso wol bezeichnet, dass man von einem gegenstand abbrechen und denselben auf sich beruhen lassen will, wie unser *nun gut! genug davon!*, als auch, dass man zu behandlung eines neuen gegenstandes schreiten will, wie unser *wolan! nun weiter!*“ (Passow s. v.). Ausführlicher findet man die gebrauchsweise des wortes behandelt bei Vigerus de praec. gr. dict. idiot. ed. III cur. G. Herm. p. 238. Dieses *εἶεν* kann weder eine 3. sg. opt. = *εἴη* sein, wofür es gewöhnlich gehalten wird (vgl. z. b. Kühner ausf. gramm. I² 667), noch auch wol die 3. pl. optat. *εἶεν* „sint“. Dagegen steht weder begrifflich noch auch formell etwas im wege, wenn wir es mit der vedischen conjunctivform *áy-a-t* von *i* „gehen“ identificieren, so dass sich *εἶεν* zu *εἶσι* ebenso verhielte wie im indischen *áyat* zu *éti*. Hinsichtlich der bedeutung des *εἶεν* wäre zu erinnern, dass der imperat. *ἴτω* mehrmals in derselben weise

wie εἶεν gebraucht wird. Z. b. Soph. Phil. 120 sagt Neoptolemos, indem er sich nach längerem zaudern auf Odysseus' vorschlag einzugehen entschliesst: ἴτω· ποιήσω πᾶσαν αἰσχύνην ἀφείς „nun gut! ich will es thun". Vgl. ausserdem Eurip. Med. 798. 819 und G. Hermann's bemerkung über εἶεν = ἄγε Vigerus p. 750. Dass das ν ἐφελκυστικόν in der form εἶεν festgewachsen wäre, könnte nicht auffallen: das wort wurde ja sicher in seiner adverbialen erstarrung schon frühzeitig nicht mehr als verbalform empfunden.

Nachtrag zu s. 147. Das aind. *bháre* kann natürlich nicht lautgesetzlich aus **bhara*$_2$*-ai* erklärt werden, aus letzterem hätte **bharai* werden müssen. Die form *bháre* hat wahrscheinlich von den andern personen auf *-e, bhárase* u. s. w., das *-e* statt *-ai* angenommen, eine neuerung, zu der der umstand den anstoss gegeben haben mag, dass die 1. sg. conjunct. (*bhárai* = **bharâ-ai*) mit **bhárai̯* = **bhara*$_2$*-ai* zusammengefallen war.

Die arische passivbildung mit suffix *-ya-* und die futurparticipia auf *-ya-*.

Von **Karl Brugman**.

1.

Ueber die herkunft der arischen passivbildung mit *-ya-*, wie z. b. aind. *tudyáte* „er wird gestossen" von wurzel *tud* „stossen", sind zwei verschiedene ansichten aufgestellt worden.

Die meisten sprachforscher, wie Bopp, Humboldt, Pott, Benfey, Curtius, Max Müller, sehen mit Haughton (ausg. des Manu th. I s. 329 ff.) in der silbe *ya* die wurzel *i* „gehen" und lassen demgemäss *tudyáte* ursprünglich „er kommt, er gerät in stossen" bedeuten. Zur stütze dieser ansicht dienen ihnen wendungen wie lat. *res venum it* „die sache kommt zum verkauf, wird verkauft", aind. *grahaṇaṃ samupâgamat* „er geriet, kam in fangung, wurde gefangen" (Râm. I 1, 73), die neuindischen passivbildungen mit hilfszeitwörtern, die „gehen" bedeuten, wie bengal. *korâ yâï* „ich gehe in machung" s. v. a. „ich werde gemacht", u. s. w. Vgl. besonders Bopp vergl. gramm. III³ 86 und H. C. von der Gabelentz „Über das passivum" abhandl. d. k. sächs. ges. d. wiss. VIII 499. 529. Dieser deutung kann ich aus mehreren gründen nicht beitreten.

Erstens. Sie setzt entstehung und ausbildung unserer passivkategorie in der zeit der indogermanischen urgemein-

schaft voraus, während das *ya*-passivum bis jetzt auf anderen gebieten als dem arischen noch nicht mit irgend welcher sicherheit oder auch nur wahrscheinlichkeit nachgewiesen ist und demgemäss zunächst für eine speciell arische neuschöpfung angesehen werden muss.

Zweitens passt die flexion *-ye -yase -yate -yâvahe* u. s. f. weder zu der üblichen flexion von *i* (aind. *emi*), noch zu derjenigen von *yâ* (aind. *yâmi*). Benfey in der kurzen sanskritgrammatik s. 195 sucht diese schwierigkeit so zu lösen, dass er übergang von *yâ* in die analogie der 1. conjugationsclasse annimmt, wie bei *tishṭh-a-ti* für **tishṭhâ-ti*; man könnte hierzu auch griechische neubildungen wie *πρoς-ίει* = *πρός-εισι*, *εἰς-ίουσι* = *εἰς-ίασι*, *ἴοιμι* u. s. w. (s. Baunack in Curtius' stud. X 96 ff.) vergleichen. Aber es bleibt das missliche, dass sich für das passivische *-ye -yase* u. s. w. abfall von einer älteren, andersgearteten flexion historisch nicht nachweisen lässt. Die äussere form unserer passivbildung ist also jener deutung aus *i* „gehen" durchaus nicht günstig.

Drittens ist zu erwägen, dass die passivbildungen überhaupt durch sehr verschiedenartige mittel zu wege gebracht werden (vgl. die v. d. Gabelentz'sche schrift) und dass daher in dem arischen *-yáte* recht gut auch etwas anderes als gerade die wurzel *i* stecken kann. Speciell von dem sinn des gehens ist ja in der gebrauchsweise der auf uns gekommenen arischen *ya*-passiva nicht die leiseste spur zu bemerken. —

Eine andere erklärung gibt v. d. Gabelentz a. a. o. s. 529. Er sagt: „Dieselbe form [nämlich *ya*] bildet aber auch das causale, und wir können also im passivum seiner form nach eine verbindung des reflexivum mit dem causale annehmen, d. h. das passivum drückt aus: etwas an sich geschehen

lassen, z. b. *tudyáte* er lässt sich stossen, er wird gestossen". Dieser auffassung schliesst sich Schleicher an in den beitr. III 127 f., nachdem er schon beitr. I 498 f., unabhängig von v. d. Gabelentz, eine ähnliche erklärung des passivs aus dem causale gegeben hatte. Mir erscheint diese v. d. Gabelentz-Schleicher'sche hypothese eben so unbefriedigend wie die Haughton'sche. Denn

erstlich ist in den passivformen der arischen sprachen causativer sinn nicht nachweisbar.

Zweitens bildet das element *-ya-* allerdings zwar das gewöhnliche arische causativum, aber das pass. *tudyáte* und das caus. parasmaip. *todáyati* âtmanep. *todáyate* sind, wenn sie auch beide *-ya-* enthalten, doch auf jeden fall verschiedenartige formationen. Woher will man also das recht nehmen zu der behauptung, die beiden bildungen hätten von haus aus denselben, den causativen sinn gehabt? Durch die annahme, die als causativum lebendig gebliebene formation und das zum passivum gewordene causativum stammten aus verschiedenen zeitaltern und die sprache habe die causativsilbe *-ya-* zur einen zeit in anderer weise mit dem stamm verbunden als zur andern, würde wenig gewonnen sein. Denn da müsste doch erst festgestellt sein, dass in formationen wie *todáyati mânáyati*, die durch europäische causativa wie lat. *monet*, got. *nasjiþ*, abulg. *buditĭ* als ursprachlich sicher erwiesen sind, der causative sinn lediglich auf der silbe *-ya-* beruht[1]) und die

1) Ich halte sogar das noch nicht einmal für ausgemacht, dass eine form wie *todáyati* sich in *todá-ya-ti* zerlegt. Denn die im altindischen zwischen dem causale und den denominativa wie *devayáti* von *deva-* hervortretende verschiedenheit der betonung haben wir allen grund für eine urindogermanische bildungsdifferenz zu halten. Bekanntlich hat Grassmann (in Kuhn's z. XI 81 ff.) *todáyati* in *tod-áy-a-ti*

übrigen elemente der form für das zustandekommen der causativbedeutung irrelevant gewesen sind. So lange das nicht nachgewiesen ist, schwebt die annahme, das passiv *tudyáte* sei einmal ein causativum gewesen, durchaus in der luft.

2.

Da das *ya*-passivum auf den kreis der arischen sprachen beschränkt ist, so werden wir zunächst zu erwägen haben, ob es nicht als eine neubildung dieser sprachen angesehen werden kann. Einzelsprachliche neubildungen geschehen immer nur auf dem wege der analogie d. h. in anknüpfung an altüberkommenes sprachgut und nach dem muster von schon bestehenden formkategorien. Wir haben also zuzusehen, ob sich eine arische formation findet, als deren descendenz sich das passivum ansehen lässt. Als eine solche formation kommt das mit *-ya-* gebildete sogenannte participium futuri passivi in betracht, das auch als participium necessitatis bezeichnet wird, und ich glaube wahrscheinlich machen zu können, dass *tudyáte* in der that ein denominativum von diesem particip ist.

3.

Für die bildung des passivum gilt von alters her das gesetz, dass die bildungssilbe *-yá-* an die ungesteigerte wurzelform antritt, wie in *tudyáte dṛçyáte* etc. Auf dem

---

zerlegt und eine zusammensetzung der gesteigerten wurzelform mit der nach der 1. conj.-classe flectierten w. *i* „gehen“ angenommen. Mag diese letztere annahme auch problematischer natur sein, jedesfalls ist die möglichkeit zuzugeben, dass wir *todáy-a-ti* zu theilen haben.

gleichen bildungsprincip beruht ein grosser theil jener *ya*-participia, so dass diese, äusserlich betrachtet, zur passivformation genau stimmen.

Man vergleiche zunächst folgende aind. formen, die sämmtlich im veda vorkommen.

tuj „in bewegung setzen": *tujyámâna-* — *túјya-* „zu bewegen",

yuj „verbinden": *yujyámâna-* — *yújya-* „verbunden, verbündet",

guh „verbergen": *guhyámâna-* — *gúhya-* „zu verbergen, verborgen", subst. n. „das geheimniss",

pan „bewundern": *panyâ'mahe* — *pánya-* „bewundernswert",

pac „kochen": *pacyáte* — *a-kṛshṭa-pacyá-* „auf unbestelltem boden reifend",

dabh „schädigen, täuschen": *dabhyáte* — *dábhya-* „den man schädigen kann",

ças· *çaṃs* „praedicare": *çasyáte* — *çásya-* „praedicandus"[1]),

vṛj „umwenden": *vṛjyáte* — *an-apavṛjyá-* „nicht zurückzulegen" (vom weg gebraucht),

dṛç „sehen": *dṛçyáte* — *dṛ́çya-* „sichtbar".

In folgenden fällen ist nur je eine von beiden formen im vedischen, die andere im späteren sanskrit belegt:

duh „melken": *duhyáte* — *dúhya-* „zu melken",

sah „bewältigen": *sahyáte* — *a-sahyá-* „nicht zu bewältigen",

vap „hinstreuen": *upyáte* — *úpya-* „zu streuen, streubar" (vgl. den absolutiv *abhyúpyâ* ṛgv. II 15, 9),

---

1) *ças* steht für **çṉs*, vgl. nachher *mathyámâna-* für **mṉthyámâna-*.

taksh „verfertigen“: *takshyáte* — *tákshya-* „zu schaffen“,

çar „zerschneiden, zerbrechen“: *çîryáte* — *çî́rya-* „zerbrechlich“, *áçîrya-* „unzerstörbar“,

math manth „rühren“: *mathyámâna-* — *máthya-* „zu rühren“ (*math* für **mn̥th*)[1]),

mr̥j „wischen“: *mr̥jyáte* — *mŕ̥jya-* „wegzuwischen“,

sr̥j „loslassen“: *sr̥jyáte* — *sŕ̥jya-* „zu schaffen, hervorzubringen“,

gr̥h grah „ergreifen“: *gr̥hyáte* — *gŕ̥hya-* „zu greifen, zu fassen“ (vgl. den im r̥gveda öfters belegten absolutiv *gr̥bhya*).

Weiter noch ein paar fälle, in denen beide bildungen nur nachvedisch nachweisbar sind:

çak „vermögen“: *çakyáte* — *çákya-*[2]),

par „füllen“: *pûryáte* — *pû́rya-*.

kar „ausstreuen“: *kîryáte* — *uda-kîrya-* „ins wasser zu streuen“ (s. Böhtlingk-Roth s. v. *udakîrṇa-*),

prach „fragen“: *pr̥cchyáte* — *pŕ̥cchya-*,

vyadh „durchbohren“: *vidhyáte* — *vídhya-*,

Ferner darf hingewiesen werden auf die übereinstimmung von *kriyáte* „wird gemacht“ mit *kriyấ-* f. „verrichtung, geschäft“, von *kar-* „machen“, und von *çayyáte* „es wird gelegen“ mit *çayyấ-* f. „bett“ (worauf zu liegen ist), von *çî* „liegen“, und endlich ist auch wol darauf einiges

---

1) Zu *ças-* = **çn̥s-* und *math-* = **mn̥th-* vergl. meine beiden aufsätze über die V. VIII. und IX. conj.-cl. in Kuhn's z. XXIV.

2) Beide formen werden in gleicher weise mit dem infin. activi construiert: vgl. z. b. Manu II 96 *na tathaitâni çakyante saṃniyantum* „nicht können diese (die sinne) in schranken gehalten werden“ und Nalop. X 14 *na caishâ tejasâ çakyâ kaiçciddharshayitum pathi* „nicht kann diese (Damay.) bei ihrer herrlichkeit von irgendwem auf dem weg mishandelt werden“.

gewicht zu legen, dass die verba der X. conjugationsclasse im passivum und in dem *ya*-particip in gleicher weise die silbe *ay* einbüssen; z. b. *coryáte* und *córya-* zu *coráyati*. Aus dem vedischen sanskrit ist diese letztere übereinstimmung, so viel ich sehe, nicht nachzuweisen.

4.

Neben den participia auf *-ya-*, deren wurzelsilbe auf derselben lautstufe steht wie die wurzelsilbe der passivbildung, gibt es eine classe von *ya*-participia mit stärkerer wurzelform. So haben wir im vedischen neben *gúhya-* und *guhyáte* ein *á-gohya-*, neben *çásya-* und *çasyáte* ein *çáṃsya-*, neben *dṛ́çya-* und *dṛçyáte* ein *dárçya-*, neben *mṛjyáte* ein *márjya-* (nachvedisch *mṛjya-* und *márgya-*), neben *nidyáte* ein *á-nedya-*, neben *udyáte* ein *a-vadyá-* (nachvedisch *udya-* in zusammensetzungen) u. s. w. Vgl. Benfey vollst. gramm. § 905 f., Bopp krit. gramm. § 557 ff., Max Müller sanskritgrammatik § 456 ff., Ascoli vorles. über vergleich. lautlehre s. 83. Es wäre nun ganz verkehrt, wollte man annehmen, dass z. b. *dṛ́çya-* aus *dárçya-* oder umgekehrt *dárçya-* aus *dṛ́çya-* auf lautlichem wege entstanden wäre. Die beiden formationen stehen vielmehr in schwesterlichem verhältniss zu einander. Es verhält sich *dárçya-* zu *dṛ́çya-* genau eben so wie z. b. das imperf. *ádarça-t* zu dem aor. *ádṛça-t* oder griech. *ἐδερκόμην* zu *ἔδρακον*, *πένθος* zu *πάθος*, *εἶχον* d. i. **ἔσεχον* zu *ἔσχον*, d. h. es liegen schon von der indogerm. grundsprache her verschiedene wurzelstufen vor. Ob diese formelle verschiedenheit zwischen *dárçya-* und *dṛ́çya-* ursprünglich auch eine differenz der gebrauchsweise involvierte, lässt sich nicht entscheiden. Das aber lässt sich nachweisen — und es ist das für unsere argu-

mentation von einiger wichtigkeit —, dass die formen mit schwacher wurzelgestalt wie *dŕçya-* mindestens urarisch, sehr wahrscheinlich sogar urindogermanisch sind. Zunächst nämlich finden sie sich auch im altbaktrischen, z. b. *ish-ya-* von *ish* „wünschen“ (vgl. Justi gramm. § 282). Von besonderem interesse ist unter diesen abaktr. participien das in *a-daoya-* „nicht zu beirren, unbeirrt“ enthaltene und dem ved. *dábhya-* gleichkommende *daoya-*, indem daneben ein part. praes. pass. *daoyamna-* (in *a-dhaoyamna-* „nicht beirrt werdend“) erscheint, das mit dem ved. pass. *dabhyámâna-* identisch ist. Weiter aber haben wir dieselbe *ya*-bildung mit ungesteigerter wurzelform auch in den europäischen sprachen, z. b. gr. ἅγιος „venerandus, heilig“ = aind. *yájya-*, στύγιος „verabscheuungswürdig“, πάγιος „dauerhaft, fest“, lat. *eximius* „eximendus, vortrefflich“, got. *unnutja-* „unnütz“. Vgl. Bopp vergleich. gramm. III[3] 341 ff., krit. gramm. d. skr.-spr.[3] 369, Schleicher comp. § 217, Leo Meyer got. spr. s. 333 f. Die bildung, an die wir das arische *ya*-passiv anknüpfen, erweist sich demnach als so alt, dass von chronologischer seite gegen unsere auffassung kein einwand zu erheben ist.

5.

Wie ist es nun möglich, *dṛçyáte* als ein denominativum von *dŕçya-* anzusehen? Zunächst scheint es so, als müsse man annehmen, der nominalstamm sei unmittelbar durch anfügung von personalendungen zum verbalstamm geworden. Solche denominativa ohne ableitungssuffix sind mehrfach im indogermanischen anzutreffen, z. b. aind. *bhishákti* „er handelt als arzt, heilt“ (neben *bhishajyáti*) von *bhishaj-* m. „heilender, arzt“, *lohita-ti* „ist rot“ von *lohita-* „rot“, gr. θέρμεσθαι „warm werden“ von θερμό-ς „warm“, got. *sultan*

„salzen“ von *salta-* n. „salz“. Vgl. Schleicher comp. § 210, Curtius grundz.[4] 483, verb. I[2] 335 f., Delbrück altind. verb. 217 f., Max Müller sanskr.-gramm. § 503, verf. in den „sprachwissensch. abhandl. aus G. Curtius' gramm. gesellsch.“ 155 ff. Dabei bleibt aber eine zweifache schwierigkeit. Erstlich fragt man: wenn *dṛçyáte* = *dṛ́çya*+*te* ist, woher dann die accentverrückung? Im hinblick auf den accent der composita *a-juryá-* „unvergänglich“ *a-budhyá-* „unweckbar“ *a-yudhyá-* „nicht zu bekämpfen“ *a-sahyá-* „nicht zu bewältigen“ *a-ghnyá-* „nicht zu verletzen“ *a-vi-dasyá-* „unerschöpflich“ u. s. w. und in anbetracht des umstandes, dass auch sonst schon in sehr alter zeit zurückziehung des accentes von der ultima auf die penultima stattgefunden zu haben scheint (vgl. *gáti-* *tṛ́pti-* *dṛ́ti-* u. s. f. gegenüber *matí-* = got. *ga-mundi-*, Verner Kuhn's z. XXIII 124, verf. stud. IX 325 f.), könnte man die frage so zu beantworten geneigt sein, die participia wie *dṛ́çya-* hätten alle einmal den accent auf dem suffix gehabt, jene denominativa wie *dṛçyáte* seien zu der zeit, als diese betonung noch galt, ins leben getreten und hätten dann die alte betonung ihrerseits festgehalten. Diese annahme hat aber das bedenkliche, dass wir vorläufig kein recht haben für die zeit der arischen urgemeinschaft, in welcher ja unsere passiva entstanden sein sollen, die uncomponierten formen wie *dṛçya-* mit hochton auf der letzten silbe anzusetzen, zumal auch die betonung der gr. adjectiva *ἅγιος* und *στύγιος* in betracht kommt. Die andere schwierigkeit, die sich der annahme, *dṛçyáte* sei ein denominativum nach der art von *lohita-ti*, entgegenstellt, ist der umstand, dass unsere *ya*-participia im veda als suffix meistens zweisilbiges *-ia-* haben, z. b. *túјia-* *yújia-* *gúhia-* *çásia-*, während das *y* des passivs meines wissens stets consonant ist, so dass formen wie **tujiáte* **çiriáte* unerhört sind.

Dass das zweisilbige *-ia-* in den participia uralt ist, ist heute wol allgemein anerkannt, wir müssen es wegen gr. *ἅγιος* und *στύγιος* sogar als urindogermanisch betrachten (vgl. Sievers in Paul-Braune's beitr. V 130). Man müsste also als denominativum von *dṛ́ça-* notwendiger weise ein **dṛçia-te* erwarten. Könnte nun vielleicht der accent von *dṛçyáte çîryáte* als grund dafür geltend gemacht werden, dass das passivverbum, im gegensatz zum particip, *i sonans* in *i consonans* verwandelt habe? Sievers a. a. o. stellt auf grund von umfassenden sammlungen, die er uns freilich leider noch vorenthalten hat, das gesetz auf: „unbetontes (nicht svaritiertes) *i* oder *u* vor einem vocal ist consonant nach kurzer, vocal nach langer silbe ohne rücksicht auf die sonstige accentlage des wortes", und bezeichnet die participia wie *dṛ́çia-* ausdrücklich als ausnahme. Wenn der accent überhaupt ohne einfluss sein soll, so würde berufung auf ihn nichts helfen, und die differente behandlung des ersten lautes der suffixsilbe in *dṛ́çia-* und *dṛçyáte* bliebe unerklärt. Auch diese zweite schwierigkeit findet also keine befriedigende lösung.

Es scheint mir daher angemessener, überhaupt einen andern weg einzuschlagen, um *dṛçyáte* mit *dṛ́çia-* zu vermitteln. Ich muss den leser zunächst bitten mich auf das germanische sprachgebiet zu begleiten. Im gotischen haben wir bekanntlich zahlreiche intransitiva auf *-nan*, wie *af-taúrnan* „sich abtrennen" *fra-lusnan* „verloren gehen" *af-lifnan* „übrig bleiben", deren bildungsprincip im neuhochdeutschen noch in dem verbum *lernen*, gewissermaassen dem passiv zu *lehren*, fortlebt (vgl. Leo Meyer got. spr. s. 215 ff., Skladny Über das gotische passiv, Neisse 1873, s. 11 ff.). Es wird jetzt allgemein mit recht angenommen, dass diesen intransitiva alte participia auf *-na-* zu grunde liegen, die

den altindischen *bhinná- stîrṇá-*, den griechischen *στυγνός σεμνός*, dem lat. *dignu-s*, lit. *pìlna-s* u. s. w. gleichkommen. Ein solches particip ist im gotischen neben dem entsprechenden verbum noch erhalten, *us-lukna-* „geöffnet, offen“ neben *us-luknan* „sich öffnen“. Diese germ. participialverba sind aller wahrscheinlichkeit nach ebenso eine speciell germanische neubildung, wie die passiva wie *dṛçyáte* eine speciell arische sind. Sie flectieren ihr praesens nach der art von *baíra*, gehen dagegen im praeteritum schwach: *af-taúrna, af-taúrnôda*. Woher kommt es nun, dass im praesens der nominalstamm unmittelbar als praesensstamm fungiert? Was Amelung in der zeitschr. für deutsches altertum n. f. IX 241 ff. über diese intransitiva auf *-nan* vorbringt, ist durchaus unbefriedigend, dagegen ist annehmbar was Joh. Schmidt Kuhn's z. XIX 286 f. über ihre praesensbildung bemerkt: er verweist auf got. *fraíhnan* anord. *fregna* ags. *frignan*, vielleicht das einzige verbum, welches von der alten, aus idg. urzeit stammenden praesensclasse mit suffix *-ná-* (aind. *stṛṇâ'ti* u. s. w.) im germanischen übrig geblieben ist[1]) und von Curtius verb. I[2] 248 mit dem umbr. imperat. *persnimu* verglichen wird, und glaubt, man habe bei der verbalisierung des nominalstamms *uslukna-* dieses *fraíhnan* [oder richtiger wol die kategorie des *fraíhnan*, denn zur zeit als die intransitiva auf *-nan* aufkamen werden neben *fraíhnan* noch andere gleichartige praesentia bestanden haben, vergleiche die anmerkung] zum muster genommen; vielleicht, meint Schmidt, habe man zuerst **usluknô -nôs* u. s. f. flectiert und sei später erst in die analogie von *fraíhna* verfallen. Ob letzteres richtig ist

1) Neuerdings stellt A. Hoefer Germania XXIII 3 f. dem *fraíhna* das nd. *darn* audet *dürne* audeat zur seite und vergleicht damit aind. *dhṛshṇóti*.

oder nicht, ist hier gleichgiltig: so viel scheint mir, in anbetracht des praeteritum *usluknôda*, sicher, dass man ein praesens *usluknan* nicht gebildet hätte, wenn nicht schon vorher eine kategorie von praesentia auf *-nan* bestanden hätte.

Wir kehren zum arischen zurück, um die nutzanwendung zu machen. Wie von *índra-* ein *indra-yá-te* „er benimmt sich wie Indra" gebildet ist, so sollte man von *dṛ́çia-* ein **dṛçia-yá-te*[1]) erwarten. Dass man in ein *dṛçyáte* verfiel, daran ist, denk ich mir, vorzugsweise die altüberkommene IV. conj.-cl., z. b. *páçyâmi* = lat. *specio*, schuld, in der die bildungssilbe *-ya-* ebenso wie im passiv stets einsilbig gebraucht wird. Diese bot in derselben weise den äusseren rahmen dar, in den man die denominativbildung vom stamme *dṛ́çia-* hineinstellte, wie im gotischen das praesens *fraíhnan* für die denominativbildung vom stamm *uslukna-* den rahmen bot. Ein völliger zusammenfall des neugeschaffenen denominativum mit den alten *-ya*-praesentia der IV. classe fand im indischen freilich nicht statt, indem *dṛçyáte* den accent stets auf der ableitungssilbe *-yá-* beliess und dadurch seinen charakter als denominativum (vgl. den accent von *indra-yá-te*) nicht ganz verleugnete. Ich sagte, vorzugsweise sei wol der alte bestand der verba der IV. classe schuld daran, dass man von *dṛ́çia-* aus in die verbalbildung *dṛçyáte* verfiel. Daneben wird nämlich auch wol eine art von dissimilationsprocess zu statuieren sein nach der weise von fällen wie abaktr. *maidhyâirya-* statt **maidhya-yâirya-*, *huyâiryâi-ca* (dat. sg. fem., yt. 8, 36) statt **hu-yâiryayâi-ca*, gr. *ἀμφορεύς* statt *ἀμφιφορεύς*, *κελαινεφής* statt **κελαινο-νεφής*, lat. *semestris* „halbmonatlich" statt **semi-mestris*,

---

1) Von der medialen flexion des passivs wird in § 7 ausführlicher die rede sein.

ital. *avamo* statt *avevamo*, span. *ligamba* statt *ligagamba*, franz. *neté* statt *netteté*, got. *avistr* statt **avi-vistr*, acc. *ainôhun* statt **ainanôhun*, lit. *akútas* statt *akotůtas*[1]).

Die frage, ob und inwieweit nach der entstehung der passivkategorie eine vermischung dieser mit der IV. classe eintrat und alte passivformen durch accentversetzung in die IV. cl. übergingen (vgl. Benfey kurze sanskr.-gramm. s. 80 und or. u. occ. III 196), können wir hier, da es uns nur auf die feststellung des ursprungs der passivkategorie ankommt, unberücksichtigt lassen.

6.

Wir haben uns bisher lediglich mit der formellen seite unserer passivbildung beschäftigt und kommen nun zu der frage, ob die function der *ya*-participia, wie sie sich in den denkmälern der arischen sprachen darstellt, mit unserer combination verträglich ist.

Im allgemeinen haben die participia auf *-ya-* im arischen dieselbe function, die im griechischen die verbalnomina auf -τός und -τέος und im lateinischen die gerundiva wie *solvendus* haben. Man könnte danach erwarten, dass z. b. *dṛçyáte* eigentlich „videndus est" bedeutete. Eine betrachtung des gebrauchs der *ya*-passiva im vedischen hat mir nichts ergeben, was eine solche bedeutung direct erwiese, doch steht andererseits auch jedesfalls nichts im wege, sie als die ursprüngliche anzusetzen.

1) Vgl. Justi handb. der zendsprache s. 365. Spiegel altbaktr. gramm. s. 76. Schleicher comp. § 139, 3. Lobeck paralip. p. 43 ff. Baunack stud. X 135 f. Fick Kuhn's z. XXII 98 ff. 371 f. Leo Meyer vergl. gramm. I 281. Fröhde Bezzenberger's beitr. I 189. Michaelis stud. zur roman. wortforsch. s. 18. Osthoff Kuhn's z. XXIII 316 f. Joh. Schmidt vocal. II 435. Brückner lituslav. stud. I 60.

Es findet sich im ṛgveda eine reihe von stellen, wo man das passivum ohne schwierigkeit in der weise übersetzen könnte, wie man die *ya*-participia gewöhnlich wiedergeben hat. Z. b. I 41, 1 *yáṃ rákshanti prácetaso váruṇo mitró aryamā́ nū́ cit sa dabhyate jánaḥ* „wen die sehr weisen Varuṇa, Mitra und Aryaman beschützen, der mensch ist nimmer zu beschädigen", IV 51, 6 *çúbhaṃ yác chubhrā́ ushásaç cáranti ná ví jñāyante sadṛ́çîr ajuryā́ḥ* „wenn die Ushas stralend zu glänzen beginnen, lassen sie sich nicht von einander unterscheiden, die gleiches aussehen habenden, nicht alternden", I 101, 6 *yáḥ çū́rebhir hávyo yáç ca bhîrúbhir yó dhā́vadbhir hûyáte yáç ca jigyúbhiḥ índraṃ . . . . havâmahe* „der von den helden wie von den feigen anzurufen ist, der von den fliehenden wie von den siegenden anzurufen ist [man beachte das vorausgehende *hávyo*!], den Indra . . . . rufen wir an". Andererseits und meistens werden aber handlungen, die nur als thatsächlich eintretend oder eingetreten aufgefasst werden können, mit dem *ya*-passiv gegeben, wie I 110, 4 *saudhanvanā́ ṛbhávaḥ sū́racakshasaḥ saṃvatsaré sám apṛcyanta dhîtíbhiḥ* „die Sudhavansöhne die sonnenäugigen Ṛbhus wurden im laufe eines jahres mit kunstverstand erfüllt". So auch im iranischen, z. b. inschr. von Behist. I 20 *tyasâm hacâma athahya khsapavâ raucapativâ ava ak'unavyatâ* „was ihnen von mir befohlen ward, bei nacht und bei tag, das wurde vollbracht".

Die letzteren stellen sprechen nun keineswegs zu ungunsten unserer combination. Wenn auch *dṛçyáte* von anfang an nur „videndus est" bedeutete, so kann daraus doch sehr wol im laufe der zeit sich der sinn „videtur" d. i. „er wird thatsächlich gesehen" entwickelt haben. Dieser bedeutungsübergang ist ein sehr leichter und hat allenthalben

im indogermanischen analogien. Man drückt sich häufig so aus, dass man eine thätigkeit nur als der verwirklichung entgegenstrebend, als verwirklichungsfähig oder verwirklichungsbedürftig hinstellt und nur von ihren vorbedingungen und ihrer vorbereitung spricht, während man doch eigentlich den thatsächlichen eintritt ausdrücken will. Diesen letzteren hinzuzudenken wird dem hörer überlassen. Es gehört diese erscheinung in das noch wenig bearbeitete capitel von der *ellipse intérieure* und den *idées latentes* der sprache (vgl. M. Bréal Les idées latentes du langage, Paris 1868). Daraus erklärt es sich z. b., dass wir so oft ausdrücke wie *es ist wahrzunehmen*, *man kann wahrnehmen* ganz gleichbedeutend gebrauchen mit *es wird wahrgenommen*. Ferner dass der Römer z. b. sagt: *Superstitione tollenda religio non tollitur* (Cic. div. II 72), *Homines ad deos nulla re propius accedunt quam salutem hominibus dando* (Cic. pro Lig. 12) oder *T. Herminius inter spoliandum corpus hostis veruto percussus est* (Liv. II 20), *Dividendo copias periere duces nostri* (Liv. XXV 38), wo das gerundivum und das gerundium nicht handlungen bezeichnen, die erst realisiert werden sollen oder können, sondern wirklich vor sich gehen.

Auch das arische *ya*-participium selbst hat nicht immer den futurischen sinn. Z. b. ṛgv. I 22, 19 heisst *índrasya yújyaḥ sákhâ* nicht „Indri consociandus amicus“, sondern der freund ist als thatsächlich im bund mit Indra stehend gedacht; III 39, 6 *gúhâ hitám gúhyam gûḷhám apsú haste dadhe dákshiṇe* „das im verborgenen niedergelegte, geheim gehaltene, im wasser geborgene (madhu) nahm er in die rechte hand“. Hiernach beurtheilt sich auch der gebrauch der mit dem particip auf *-ya-* aufs engste zusammenhangenden absolutive auf *-ya -yâ*, welcher nichts futurisches an sich hat; man vergleiche z. b. ṛgv. I 53, 3

átaḥ saṃgṛ́bhyâbhibhûta (*s a ṃ g ṛ́ b h y a abh°*) *ấ bhara* „davon (von dem gut) zusammenraffend, o mächtiger, bring her" und I 104, 1 *yónish ṭa indra nishấde akâri tám ấ ní shîda svânó nấ'rvâ v i m ú c y â váyo 'vasấ'yấ'çván* (*a v a s ấ ' y a áçvân*) „eine stätte ist dir, o Indra, zum niedersitzen bereitet, da lass dich nieder wie ein stampfender renner, ausspannend die fliegenden (nämlich rosse)[1]), freilassend die rosse".

Es fragt sich nach allem dem: haben die *ya*-participia zu der zeit, als die passivkategorie aus ihnen hervorging, überhaupt futurische bedeutung gehabt, so dass dann auch das denominativum *dṛçyáte* zunächst nur „er ist sichtbar, videndus est" bedeutete, oder lag zu jener zeit nichts futurisches in ihnen, so dass demgemäss *dṛçyáte* von vorn herein den sinn „wird thatsächlich gesehen" hatte?

Da die schwestersuffixe unseres futur. participialsuffixes, *-ta-* und *-na-*, aller wahrscheinlichkeit nach von haus aus keine temporale bedeutung besassen und mit der zeitstufe nichts zu thun hatten, so könnte man geneigt sein auch die temporale bedeutung des *ya*-particips für etwas unursprüngliches, für eine relativ junge entwicklung und fixierung der function zu halten und anzunehmen, zu der zeit, wo diese participia zuerst zur bildung des passivverbum verwendet wurden, hätten sie noch nichts von der futurischen bedeutung an sich gehabt. Um so näher liegt diese vermutung, da das suffix *-ta-* im altbaktrischen eine verwendung aufweist, die sich der gewöhnlichen gebrauchsweise des arischen *ya*-particips unmittelbar zur seite stellt und schwerlich aus sehr alter zeit herübergekommen ist: so ist z. b. *â-mrûta-* s. v. a. „dicendus" und vergleicht sich also dem griech. *λυτός* „sol-

1) Ludwig übersetzt: aufgebend die anstrengung.

vendus“ (vgl. Pott et. f. II² 700 anm.**, Bezzenberger in Kuhn und Schleicher's beitr. VIII 120f.). Es wäre dann anzunehmen, dass z. b. jenes vedische *yújya-* „consociatus“ einem *dṛ́çya-* „videndus“ gegenüber ebenso die ältere gebrauchsweise bewahrt hätte wie z. b. ῥητός in μισθῷ ἔπι ῥητῷ „auf grund des (thatsächlich) verabredeten lohnes“ (Φ 445) altertümlicher gebraucht ist als in ἦ ῥητόν; ἦ οὐχὶ θεμιτὸν ἄλλον εἰδέναι; „darf es ausgesprochen werden?“ (Soph. O. R. 993).

Als eine denkbare möglichkeit möchte ich diese auffassung, der zu folge *dṛ́çia-* im urarischen nur „thatsächlich gesehen werdend“ und demgemäss *dṛçyáte* von vorn herein „wird thatsächlich gesehen“ bedeutete, nicht von der hand weisen. Erwäge ich aber, dass die gewöhnliche gebrauchsweise des indischen *ya*-particips in der gebrauchsweise jener s. 194 genannten europäischen adjectiva wie gr. ἅγιος „venerandus“ στύγιος „verabscheuenswert“, lat. *eximius* „eximendus, vortrefflich“, got. *un-nutja-* „unnütz“ ein unverkennbares analogon hat[1]), und weiter, dass, wie bereits bemerkt, der übergang von der zu verwirklichenden zur wirklichen handlung ein sehr leichter und vielfach zu beobachtender ist, so ist es mir viel wahrscheinlicher, dass die futurische bedeutung der arischen *ya*-participia aus der idg. urzeit herüberragt und die bedeutung von *yújya-* („verbunden“) u. ähnl. eine jüngere entwicklung ist. Demnach hiess also *dṛçyáte* zunächst nur „ist zu sehen“.

1) Vgl. auch ved. *sā́cia-* „dem man beispringen, den man wert halten muss“ (von *sac*), welches wol mit lat. *sŏcius* auf ein urindogerm. *sa_2k^2-ia-* zurückzuführen ist. Ist diese combination richtig, so liefert sie, beiläufig bemerkt, einen neuen beweis dafür, dass die zweisilbigkeit des participialsuffixes *-ia-* uralt ist. Denn wäre das *i* consonant gewesen, so hätte das *a_2* von *sa_2k^2ia-* in geschlossener silbe gestanden und es hätte dann **sacya-* mit kurzem wurzel-*a* entstehen müssen.

Damit ist nun natürlich nicht gesagt, dass die function des *ya*-suffixes in der proethnischen periode von allem anfang an eine futurartige gewesen sein müsse. Ueberhaupt ist es vorläufig eine ganz unnütze frage, wo die *ya*-suffixe ihren letzten ursprung haben, ob in ihnen die wurzel *i* „gehen“ oder was sonst stecke. Solche fragen werden auch heutzutage noch vielfach mit einer zuversicht behandelt und entschieden, die durch den gegenwärtigen stand der forschung ganz und gar nicht gerechtfertigt ist. Ich verweise in dieser beziehung z. b. auf Max Müller On the stratification of language, London 1868, p. 28 sqq. (= Essays IV 62 ff.), wo combinationen über mehrere verbale und nominale *ya*-elemente vorgetragen werden, die aller festen grundlage entbehren, und zwar in einer weise vorgetragen werden, als handle es sich um sichere errungenschaften der vergleichenden sprachforschung.

7.

Es bleibt endlich noch ein punkt zu erledigen, der zu gleicher zeit die form und die bedeutung unserer arischen passivbildung betrifft und daher am besten erst hier zur sprache kommt.

Es fragt sich: hatten unsere passiva in der urarischen zeit mediale oder activische flexion, sprach man also *dṛçyáte* oder *dṛçyáti*? Im vedischen herrscht durchgehends die mediale endung, nur an éiner stelle erscheint eine activische, ṛgv. I 112, 18 *yā́bhir angirô* [= *angirau?*] *mánasā́ niraṇ-yátho .... tā́bhir ū́ shú ū́tíbhir açvinā́ gatam* „mit den unterstützungen, mit denen ihr, o Angiras, im geiste ergötzt werdet, ... mit denen kommt, o Açvin's“. Die singularität des falles sowie der umstand, dass im activum ein

präsensstamm *ránya-* mit intransitiver bedeutung existiert, z. b. *rányati* V 18, 1, legt den gedanken an fehlerhafte überlieferung nahe (vgl. Delbrück altind. vb. s. 163). Dagegen ist nun im classischen, namentlich im epischen sanskrit active flexion ziemlich häufig, es finden sich z. b. *dṛçyati mucyeyam sambhriyanti* (Benfey vollst. gr. s. 406, Bopp krit. gr. [3] s. 330). Diese active flexion für etwas altes zu halten, dazu gibt das indische selbst kein recht. Denn es kommt auch sonst im classischen sanskrit nicht selten vor, dass statt alter medialer endung ohne änderung der bedeutung die activische eintritt, z. b. *â'sati* statt *â'sate*, und so erscheint sogar statt der 2. sg. des als passivum fungierenden medialfuturum *mokshyase* im Nalopâkh. XIV 6 mit activer flexionsendung *mokshyasi* „du wirst befreit werden". Active flexion finden wir nun auch im iranischen: aus dem altbaktrischen, wo die medialendungen numerisch bedeutend überwiegen, führt Bartholomae „Das altiranische verbum" (München 1878) I s. 115 sechs fälle an, z. b. *ni-dhayaṭ* yt. 12, 17, *mairyâṭ* vd. 3, 33, und im altpersischen haben wir *thahyâmahy* „wir werden genannt" Beh. I 7 und *athahya* „es wurde gesagt" I 20. 23 neben einem sicheren und einem zweifelhaften fall mit medialer endung (*ak'unavyatâ* und *açariyatâ*), vgl. Spiegel keilinschr. s. 169 f. Spiegel bemerkt über die flexion des abaktr. passivs in seiner abaktr. gramm. s. 254, der gebrauch der flexionsendungen des medium möge wol der ursprünglichere sein, in gleichem sinne spricht sich auch Bartholomae a. a. o. aus, und in der that lassen sich, so viel ich sehe, zwingende gründe für ursprünglich activische flexion von seiten der iranischen sprachen in keiner weise beibringen.

Nehmen wir demgemäss an, die ersten *ya*-passiva, die die Arier bildeten, seien medial flectiert worden, so hätten

wir die mediale endung als ausdruck der intransitiven diathesis anzusehen, und *dṛçyáte* vergliche sich bezüglich seiner flexionsendungen mit media wie *várdhate* „wächst“, *módate* „ist froh“, *spándate* „zittert“, *ṛghâyáte* „bebt“, *tilvilâyáte* „ist reich“, *çubhâyáte* „ist schön“, *kavîyáte* „ist weise“, *taviṣhî-yáte* „ist kräftig“ u. s. w. Hat dagegen, was ja immerhin denkbar ist, von anfang an active endung geherrscht, so dürften wir annehmen, dass das daneben stehende, aus älterer zeit überkommene medialpassivum dem *ya*-passivum die mediale flexion zuführte. Unsere hypothese von der entstehung des *ya*-passivs verträgt sich mit beiden möglichkeiten, ursprünglich medialer und ursprünglich activer abwandlung, gleich gut, während, wenn die active flexionsweise die ältere ist, dieses als ein weiteres argument gegen die von uns oben s. 188 ff. schon aus andern gründen zurückgewiesene hypothese von v. d. Gabelentz und Schleicher, der zu folge *dṛçyáte* das medium eines causale sein und eigentlich „er lässt sich sehen“ bedeuten soll, geltend gemacht werden müsste.

Kleine beiträge zur declinationslehre der indogermanischen sprachen. I.

Von **Hermann Osthoff.**

1. Die bildung des gen. plur. im indogermanischen.

Der ausgang der sämtlichen genitive des plurals im slavischen, *-ŭ*, kann nach den lautgesetzen dieser sprache nicht auf *-ām* zurückgeleitet werden. Darum sieht sich Leskien d. declin. im slav.-lit. u. germ. 84. zu der annahme gedrängt, es habe vor dem wirken der slavischen auslautsgesetze früh eine verkürzung des ursprünglichen *-ām* zu *-ăm* statt gefunden. Wie mislich diese aufstellung sei, wird Leskien selbst gefühlt haben, und andere forscher haben inzwischen seit dem erscheinen des Leskienschen buches ihre zweifel an der richtigkeit jener erklärung erhoben; so namentlich Paul in seinen und Braunes beitr. IV 354. Mir scheint als einziges mittel, um über diese schwierigkeit ins reine zu kommen, die annahme sich darzubieten: das suffix des gen. plur. war indog. gar nicht *-ām*, sondern *-ăm*, genauer *-a_2m*.[1]) Darnach würde sich die bildung dieses casus in den einzelnen sprachfamilien nun so darstellen.

---

1) In der bezeichnung der beiden mit einander ablautenden indogermanischen *a*-laute, europ. *e* und *a* (*o*), durch a_1, a_2 bin ich durch Collitz' jüngste polemik gegen Brugman in Bezzenbergers beitr. II 291. ff.

1. Alle consonantischen stämme und die *i*- und *u*-stämme, da diese ja durch die auflösung der stamm-

---

nicht schwankend, im gegenteil eher bestärkt worden. Collitz gibt am schlusse seiner arbeit „über die annahme mehrerer grundsprachlicher *a*-laute“ ein dürftiges; mit dem prätentiösen tone, den der verfasser anschlägt, wenig in verhältnis stehendes resultat: er erkennt s. 302 ff. die grundsprachliche geschiedenheit der *a*-laute an, zieht es aber vor, lieber geradezu von indogermanichen *e* und *o* zu reden, als von a_1 und a_2. Das ist im grunde, behaupten wir, nichts anderes als Brugmans ansicht, nur ein gut stück weniger vorsichtig ausgedrückt. Ja wenn das sicher stünde, was Collitz will, dass die Indogermanen da ein reines *e* gesprochen, wo es die Europäer sprechen, noch mehr aber, dass dasjenige *a*, welches Arier, Litauer, Germanen, Kelten reden, geradezu aus dem entsprechenden *o* der Griechen, Italer, Slaven, Armenier entsprungen sei: dann freilich für uns um so besser, dann würden wir gern, Brugman sicher nicht ausgenommen, uns dem vorschlag von Collitz anschliessen und den notbehelf des a_1, a_2 mit vergnügen fahren lassen. Das steht aber zur zeit noch nicht fest. Die billigen scherze Collitz' über Brugmans „versteckspielen mit 1, 2, 3“, über die „unglücklichen mitteldinger wie a_1 a_2 a_3“, über den versuch „die dreiheit und die einheit zu einer unbestimmten dreieinigkeit zu vermitteln“ u. dergl. richten sich in den augen des kundigen lesers von selbst. Brugman hat wenigstens bei a_1 und a_2 durch das 1 und 2 nichts anderes sagen wollen, als dass diese zwei *a*-laute mit einander ablauten. Der vorwurf aber, „er vernachlässigt die qualität der europ. *e o a* in einer weise, die . . . . nicht zu rechtfertigen ist“, verdient als einer der ungerechtesten von der welt mit protest zurückgewiesen zu werden. Wenn irgend etwas Brugmans verdienst ist, dann ist es das, gerade dies nicht, und mehr als alle anderen vor ihm nicht getan zu haben.

Eine andere frage ist es, ob Brugmans vorläufige vermutungen über qualität und quantität des a_1 und a_2 in der grundsprache beistimmung beanspruchen können oder nicht. Hier mag nachprüfung seiner resultate sehr wol am orte sein. Aber wenigstens das eine gesetz Brugmans, dass im arischen a_2 erkennbar sei an seiner gestaltung zu *ā* in offener silbe, halte ich auch trotz der bemühungen von Collitz dagegen und trotz seiner gegenliste von 32 nummern s. 293 f. für völlig unerschüttert. Indem ich es Brugman selbst überlasse, seinerseits sich gegen den angriff nächstens eingehender zu verteidigen, kann ich

auslaute in $\underset{\frown}{i}$ und $\underset{\frown}{u}$ (*j* und *v*) vor vocalen zu consonantischen werden, boten in der grundsprache den ausgang

---

doch nicht umhin, die schwäche der Collitzschen argumente an einigen punkten schon hier etwas näher zu beleuchten.

Nro. 13. bei Collitz ist: *χθόνιο-ς* = ved. *kshámia-s*. Natürlich hält Brugman, wenn er dies auch nicht ausdrücklich bemerkt hat (vgl. aber verf. in Paul-Braunes beitr. III 73.), griech. *χθον-*, ganz wie *ποδ-* 'fuss', für die verallgemeinerte starke stammform und identificiert sie mit dem *kshâm-* im nom. plur. *kshâ'mas,* dual. *kshâ'mâ.* Von diesem verallgemeinerten starken *χθον-* ist dann auf griechischem boden mittels des ja immerfort sehr gewöhnlich und gebräuchlich bleibenden secundärsuffixes *-ιο-* jene ableitung *χθόν-ιο-ς* gemacht. Dass diese *-ιο-*bildung so jung ist, beweist evident schon allein das *ν* von *χθόν-ιο-ς*; denn das wird Collitz seinem gegner Brugman stud. IX 308. doch wol glauben müssen, dass dieses *ν* nicht unmittelbar dem aind. *ṃ* gleich steht, sondern erst im griechischen vom nom. sing. *χθών* aus, wo es lautgesetzlich entsprang, sich weiter verbreitet hat. Mit dem *ksham-* von ved. *kshámia-s* musste Collitz vielmehr das *χθαμ-* von griech. *χθαμ-αλό-ς* zusammenstellen: diese beiden folgen der alten regel, dass bei ableitungen wie compositionen nach indogermanischem wortbildungsgesetz die schwache stammform des nomens zu grunde gelegt wird (vergl. Brugman stud. IX 324. 364. f.). Nicht dadurch, dass ein wort in Ficks vergleichendem wörterbuche als indogermanisch verzeichnet steht, ist es auch sogleich ein solches, sondern es bedarf für den forscher immer erst der nachprüfung, ob es ein wort der grundsprache sein kann; diese nachprüfung wäre aber hier bei *χθόν-ιο-ς* : *kshámia-s,* wie wir sehen, nicht gerade etwas schwer zu bewerkstelligendes gewesen. — Ähnlicher art ist Collitz' nro. 9.: mit griech. *βοϝ-*, lat. *bov-*, abulg. *gov-* in *gov-ędo* gestattet Brugman selbstverständlich nicht das schwache aind. *gav-,* sondern nur das *gâv-* in den starken casus *gâ'vam, gâ'vas, gâ'vau* gleichzustellen. — In anderen fällen haben dagegen die arischen sprachen ihrerseits den vocal der schwachen stammform verallgemeinert, und so kommen auch Collitz' nummern 4., 18., 28. als zeugnisse gegen Brugmans gesetz in wegfall: in ved. *ávi-s* 'schaf' (= *ὄι-ς* u. s. w.), *páti-s* 'herr, gatte' (= *πόσι-ς*), abaktr. *staman-* m. 'maul' (= *στόμα*) erscheint darum kein *â* = a_2 in offener silbe, weil angleichung an die normaliter mit der kürze auftretenden casusformen *ávyas* gen. sing. ved. (immer zweisilbig, vergl. Grassmann wörterb. z. ṛgv. sp. 130.) und *ávyâm* loc., *pátyâ pátye pátyus pátyau* und an die altbaktrische schwache

des gen. plur. als -a_2m dar. Dies verhältnis ist aufrecht erhalten allein auf zwei sprachgebieten, dem slavischen und dem keltischen.

---

stammform *stamn-* statt gefunden hat. — Aind. *katará-s,* abaktr. *katârô* = πότερος u. s. w. (Collitz' nro. 7.) stehen mit ihrem ersten *a* sehr natürlich in dem banne des primitivums *ka-,* welches in seiner ganzen declination lautgesetzlich die kürze (in *kás, kám, kásmai* u. s. w.) festhalten muss. Desgleichen wirkt auf die ableitung ved. *prataráꞏm,* abaktr. *fratara-* = πρότερο- (Collitz' nro. 23.) und wol auch auf *práti* = gr. προτί (Collitz' nro. 22.) in durchaus erklärlicher weise das einfache *pra, fra* ein, welches sein *a* trotz der offenen silbe ebenfalls regelmässig, nemlich weil im auslaut stehend, nicht zu *â* entwickelt hat, eine annahme, die um so unverfänglicher ist, weil vedisch auch *prâtár* adv. (im Petersb. wörterb. IV 1137. auch ein *prâtara-* als var. lect.) mit normaler gestaltung des a_2 vorliegt. — Ueber die kürze des wurzelhaften *a* in der 1. sing. perf. von ved. *jâgára* = ἐγρήγορα und *dadráma* = δέδρομα (nro. 11. und 17. des Collitzschen verzeichnisses) sieh nunmehr oben s. 107. und weiter unten die letzte anmerkung in diesem abschnitt über den gen. plur. im indogermanischen.

Auf dieselbe weise oder auf ähnliche lösen sich aber noch eine reihe anderer beispiele, die Collitz gegen Brugmans regel geltend gemacht hat. Ich kann darauf hier nicht näher eingehen. Als eine sehr bemerkenswerte tatsache aber muss ich es zum schlusse noch bezeichnen, dass es Collitz auch in keiner beziehung gelungen ist, für die wirklichen stützen der Brugmanschen ansicht irgendwie in überzeugender weise seinerseits positive andere erklärungen zu gewinnen. Hinsichtlich des langen wurzelhaften *â* in der 3. sing. perf. vor einfacher consonanz, *cakâ'ra* u. s. w., übt Collitz s. 298. eine bei ihm seltene entsagungskraft und will „besser tun, darüber vorläufig gar keine vermutung zu äussern": dieses *á* ist eben — Collitz mag sich drehen und winden wie er will — nichts anderes als das griech. *o* in directer entsprechung, und das *a* der 1. sing. ved. *cakára* ist es auch, nemlich = griech. *o,* nach einer anderen ebenso festen gesetzmässigkeit, mag es auch vielleicht für Collitz schwer werden, diese zu durchschauen. Auch über aind. *já'nu* und *dá'ru* hört man bei Collitz s. 300. nur allerlei negative redensarten und rein gar nichts, was auch nur éinen triftigen grund abgeben könnte gegen die identification des *á* mit dem griech. *o* von γόνυ, δόρυ. Sehr eigentümlich klingt der einwurf,

Im slavischen zeigen die gen. plur. abulg. *mater-ŭ, kamen-ŭ, nebes-ŭ, pątij-ĭ* (aus **pątij-ŭ*), *synov-ŭ, crĭkŭv-ŭ* genau denselben ausgang wie der acc. sing. der männlichen

das *o* von *γόνυ* decke sich vielmehr mit dem *a* von abaktr. *zanva* acc. plur. und dasjenige von *δόρυ* mit dem *a* von ved. *dárvi-* f.: sah denn Collitz nicht, dass dies sich gar nicht widerspricht, dass hier das griech. *o* sowol dem *â* in *jâ'nu, dâ'ru* als auch dem *a* in *zanva, dárvi-* gleich sein kann, da ja in *zanva-, dárvi-* doppelconsonanz folgt, also geschlossene silbe vorliegt? Bei aind. *jâ'n-u*, griech. *γόν-υ* : lat. *gen-u* : aind. *-jñ-u-* (in compp.), abaktr. *zhn-u-*, griech. *γν-υ-* (in compp.), got. *kn-iu*, ebenso bei aind. *dâ'r-u*, abaktr. *dâur-u*, griech. *δόρ-υ* : lit. *der-và*, abulg. *drěvo* aus **der-vo* : aind. abaktr. *dr-u-*, griech. *δρ-υ-*, abulg. *dr-ŭ-* (in compp.), got. *tr-iu*, ferner auch bei griech. *πολ-ύ* : abaktr. *pouru* aus **par-u*, apers. *par-u*, got. *fil-u* : skr. *pur-ú* (aus **pr̥r-ú* mit *r* sonans und *r* consonans, wie ich ein anderes mal beweisen werde) liegt ein altes ablautsverhältnis von der nun schon bekannten form $a_2 : a_1 : a_0$ (d. i. schwund des *a*-vocals) vor, dessen ratio herzustellen und dessen aufhören in den einzelnen sprachen durch verallgemeinerung éiner stammform klar nachzuweisen hoffentlich schon der nächsten folgezeit gelingen wird. Wie aber auch die lösung ausfallen wird, so viel ist schon jetzt absolut sicher, dass sich griech. *γόνυ* und *δόρυ* stets nur auf die seite der stärksten formen stellen und aufs unmittelbarste dem aind. *jâ'nu, dâ'ru*, abaktr. *dâuru* zugesellen werden. Collitz, der davon freilich keine ahnung hat, hätte darum auch das pochen auf die vocaldifferenzen von *πολύς, filu, purús* besser ganz unterlassen. Betreffs des arischen *-â-* als gestalt des verbalthematischen vocals in den ersten personen des plur. und dual. ind., wie in *bhárâmas, ábharâma* u. s. w., bittet Collitz s. 301., dass es ihm gestattet sein möge, sich auch einmal des mittels der „formübertragung“ zu bedienen, und er will analogiebildung nach dem *-â-* der 1. sing. praes. *bhárâmi*, das = griech. *-ω* in *φέρω* ist, statuieren, um die fatale entsprechung arisch *â* = griech. *o* auch hier los zu werden. Die „formübertragungen“ sind freilich eine treffliche erfindung der neuzeit, aber sie sind nicht jedermanns sache, und manchem würde wol betreffs ihrer ein rat gut tun von der art, wie man ihn kindern und unerfahrenen leuten betreffs des schiessgewehres gibt. Die „formübertragungen“ sind nemlich wol dazu da, um die störungen und scheinbaren ausnahmen von einem sicher erkannten lautgesetz zu erklären, nicht aber dazu, um mittels ihrer in verhältnisse von klar vor-

a-declination *vlŭkŭ* aus indog. *$*v\acute{r}k^2a_2$-m*, wie ferner beim verbum die 1. sing. des einfachen aorists abulg. *nesŭ* aus indog. *$*na_1k^1a_2$-m* (Schleicher compend.[3 4] § 292. s. 746.)[1]).

Das altirische stimmt wunderbar schön zum slavischen. Durch Windisch' verdienstvolle untersuchung fällt (Paul-Braunes beitr. IV 223 ff.) auf die gen.-plur.-bildung dieser sprache nunmehr in soweit klares licht, als sich herausstellt: die irischen gen. plur. erfordern nach massgabe

---

liegender formaler gesetzmässigkeit durch willkürliche annahmen verwirrung und regellosigkeit zu bringen. Ein solches verhältnis aber von der strictesten gesetzmässigkeit ist ganz unleugbar dasjenige von skr. *bhár-â-mas, á-bhar-â-ma*, aor. *á-lip-â-ma* und *bhár-a-tha, á-bhar-a-ta*, aor. *á-lip-a-ta*: griech. *φέρ-ο-μεν, ἐ-φέρ-ο-μεν*, aor. *ἐ-λίπ-ο-μεν* und *φέρ-ε-τε, ἐ-φέρ-ε-τε*, aor. *ἐ-λίπ-ε-τε*: got. *bair-a-m* und *bair-i-þ*: slav. aor. *nes-o-mŭ* und *nes-e-te*; ferner im dual dasjenige von skr. aor. *á-lip-â-va* und *á-lip-a-tam*: slav. aor. *nes-o-vě* und *nes-e-ta*. Angesichts dessen ist es weit richtiger, vielmehr in dem auch von Collitz (nro. 25.) herangezogenen griech. *φερ-ό-μενο-ς* anstatt **φερ-έ-μενο-* = skr. *bhár-a-mâna-*, abaktr. *bar-e-mna-* das *o* auf einer formübertragung beruhen zu lassen: dem Griechen mochte leicht ein gefühl sich aufdrängen, als ob ein connex zwischen dem *ο* und nachfolgendem *μ* stattfinde, dem zufolge vor den mit *μ* anlautenden suffixen das *ο* als thematischer vocal einzutreten habe. Dass nemlich diese relation zwischen dem *ο* und *μ* von anfang an nicht vorhanden war, beweisen deutlich die zahlreichen von den medialparticipien ja suffixal nicht bildungsverschiedenen infinitive auf *-έ-μεναι, -έ-μεν*, wie *ἀρχ-έ-μεναι, φερ-έ-μεν* (Curtius vb. II 97.), aber auch alte participia selbst, nemlich erstarrte wie *βέλ-ε-μνο-ν, τέρ-ε-μνο-ς* (Curtius ebend. 118.).

1) Auch der sigmatische aorist im slavischen hat *-ŭ* in der 1. sing. = urspr. *-asm*, z. b. abulg. *pe̜-chŭ, da-chŭ*. In diesem aorist aber besteht das *-ŭ* durch formübertragung von dem einfachen aorist her, so dass sich passend griechische erscheinungen wie *ἔπεσον* damit in vergleich stellen. Brugmans richtige erkenntnis dieses umstandes stud. IX 314. wäre wol geeignet gewesen, ihn auch bei dem *-am* des skr. *ánaisham, ádiksham* die oben s. 106. anm. gegebene richtige erklärung treffen zu lassen.

der von Windisch entwickelten auslautsgesetze notwendig die herleitung von grundformen auf *-ăm*. Wir betrachten zunächst nur die formen von consonantischen stämmen und finden da: altir. gen. plur. *filed*, später *fileadh*, für vorhist. **velet-an* vom *t*-stamme vorhist. **velet-* 'dichter'; ferner *bráthar* 'fratrum' für vorhist. **brāter-an*, *con* 'canum' und *anman* 'nominum' für vorhist. **cun-an*, **anman-an*. Das *filed n-* enthält in derselben weise die normale irische umgestaltung des ausganges indog. *-a_2m* = griech. *-ον*, wie der nom. acc. sing. des neutralen *a*-stammes altir. *dliged n-* 'lex' für vorhist. **dligetan* mit einer suffixbildung wie sanskr. *rajatá-m* 'silber' (Windisch ebend. s. 222.). Windisch sieht sich, um sein auslautsgesetz zu retten, veranlasst die regel über den gen. plur. zu geben: „Die länge des vocals war, ehe die silbe abfiel, gekürzt, so dass urspr. *-ām* wie ursprünglich *-am* behandelt werden konnte"; ein auskunftsmittel, das, wie man sieht, auffallend und wie ein ei dem anderen dem von Leskien für die slavischen gen. plur. gewählten gleicht und ebenso bedenkenerregend ist wie dieses.

2. Die *a*- und *ā*-stämme hatten grundsprachlich den ausgang *-ām*, aus **-a-a_2m*, **-ā-a_2m* durch contraction entstanden, aufzuweisen. Dies verhältnis ist vorliegend in den meisten übrigen sprachen. Also: aind. ved. *devā́'m*; abaktr. *aspām*; griech. *λύκων*; lit. *vilkũ*, *mergũ*, älter und dialektisch erhalten *-ūn* (vergl. Leskien declin. s. 84., Kurschat gramm. d. lit. spr. §. 530. s. 149. §. 604. s. 175.); got. *vulfe*, *gibo*.

Eine tendenz der gleichmachung der gen.-plur.-bildung bei allen nominibus verhinderte es, dass in einer und derselben sprache *-ăm* und *-ām* in beiden declinationsclassen sich neben einander aufrecht hielten. Daher trat beinahe

überall frühzeitig formausgleichung ein, deren resultat nun verschieden ausfallen konnte.

1.a. Im slavischen und altirischen siegten die consonantischen stämme über die *a*- und *ā*-declination.

Abulg. gen. plur. *vlŭkŭ*, *ženŭ* sind analogiebildungen nach *kamen-ŭ*, *mater-ŭ* u. s. w.

Im irischen zeigt die *a*- und *ā*-declination im gen. plur. nicht weniger einen auf *-an* = urspr. *-a_2m* zurückgehenden auslaut, als die consonantischen stämme. So stimmt denn in *na n-ech n-aile* gen. plur. 'aliorum equorum' das *ech n-aile* formal ganz zu dem ebenso lautenden acc. sing. *ech n-aile* 'equum alium', beide aus der gleichen grundform **equan alian* entsprossen, in derselben weise, wie nach der formübertragung auch im altbulgarischen der gen. plur. *vlŭkŭ* mit dem acc. sing. *vlŭkŭ* sich deckt. Die form *inna tuath* gen. plur. von *tuath* f. 'volk', *ā*-stamm, beruht auf vorhist. **tōtan* ebenso wol, wie der nom. acc. sing. *biath* ntr. 'lebensunterhalt' einem vorhistor. **bivata-n* = griech. *βίοτο-ν* entstammt (Windisch a. a. o. s. 222 f., vergl. auch oben s. 111. anm.). Da in altir. *na m-ban* gen. plur. (nom. sing. *ben* 'frau') das *ban* für vorhist. **ben-an* steht, so herrscht stricteste identität mit dem abulg. *ženŭ*: grundform beider wäre ein ursprachliches **$g^2a_1na_2m$*, das seinerseits natürlich nie so existiert zu haben braucht, wie es da construiert vor uns steht[1]).

---

1) Auch 'verb. in d. nominalcomp.' 335. machte ich mir den scherz, für *τεξεῖσθαι* ein „horribel erscheinendes **τεκ-σjε-σjε-σθαι* mit doppeltem futurcharakter" als „grundform" zu construieren. Das hat wunderbarer weise der recensent im Lit. centralbl. 18. mai 1878. sp. 681. misverstanden und scheint zu meinen, ich hätte eine solche grundform nötig zum zwecke meiner erklärung des futurum doricum. „Selbst manche gescholtene grundform", sagt er, „erscheint verzeihlicher, wenn

2. a. Auf den anderen sprachgebieten gaben die ă-stämme mit ihrer formationsweise bei der nivellierung den ausschlag, und so sind die gen. plur. sanskr. *pad-ā́m, ukshṇ-ā́m, nábhas-âm,* abaktr. *vac-ãm, nar-ãm, asn-ãm, raocaṅh-ãm,* griech. *ποδ-ῶν, πατρ-ῶν* (homer.), *ἀρν-ῶν, νεφέ-ων* (anstatt **ποδ-όν* u. s. w.), lit. *dant-ũ, dukter-ũ, akmen-ũ, debes-ũ,* got. *broþr-e, auhsn-e, tuggon-o* in wahrheit nur metaplasmen, wenn auch wol auf den einzelnen sprachgebieten uralte, in die declinationsclasse der *a-* (*ā-*)stämme.

Es fragt sich weiter, ob nicht irgendwo auf einem der bisher genannten sprachgebiete reste der alten doppelformigkeit des gen. plur. in den beiden declinationsclassen vorliegen. Nur das keltische kann hierbei in frage kommen. Denn Windisch Paul-Braunes beitr. IV 234. erwähnt, dass sich in den verwantschaftswörtern neben *bráthar* auch *bráthre* findet, dass ferner auch der gen. plur. feminini der zahlwörter *tri* 'drei', *cethir* 'vier' einen vocal im auslaut habe: *teora n-ungae* 'trium unciarum', ebenso *cetheora.* Für *teora, cetheora* gewinnt Windisch eine wol probabel scheinende erklärung durch herbeiziehung der form *inna* (abgekürzt *na*) des gen. plur. des artikels, deren schliessendes *-a* auf *-āsām,* die alte pronominale endung, zurückgehe. Aber die fernere hypothese Windisch', dass dann weiterwirkend die genitivformen *teora, cetheora* ihrerseits die genitivbildung der verwantschaftsnamen beeinflusst haben könnten, mit denen die

---

man auf ein so „horribles" gebilde wie **τεκ-σjε-σjε-σθαι* stösst, um welches der verf. s. 335. nicht herumkommt". Ich komme für mein teil im gegenteil höchst bequem um diese „horrible" grundform herum, aber nicht bloss um diese: ich kann auch manche sehr schöne und glatte „grundformen" entbehren, nach welchen anderen bei ihren sprachlichen erklärungen ein, wie es scheint, unvertilgbares bedürfnis anklebt.

stämme *teor-, cetheor-* als *r*-stämme für das sprachgefühl in einem gewissen zusammenhange gestanden hätten, klingt doch wenig glaublich, zumal da Windisch sich ausserdem noch nach einem besonderen grunde für den unterschied in der färbung des auslautenden vocals zwischen *teora* und *bráthre* umzusehen nötig hat. Da bleibt es also doch zu erwägen, ob nicht Ebels erklärung des *athre* aus vorhistorischem *(*p*)*atrān* beitr. z. vergl. sprachf. I 170, 172. mit einem anderen grunde, als den Ebel selbst angibt (wahrung des vocals der vorausgehenden doppelconsonanz wegen), aufrecht zu halten sei: weil hier wirklich *-e* für ursprüngl. *-ān* stehe, letzteres aber der bei der *a*-declination entsprungene und von dieser auf die *r*-stämme übertragene genitivausgang sei. Altir. *athre, bráthre* würden sich dann hinsichtlich der bildung dem homer. *πατϱ-ῶν*, sowie dem got. **fadr-e*, *broþr-e* an die seite stellen, während die andere altirische form *athar, bráthar* natürlich mit abulg. *mater-ŭ, dŭšter-ŭ* zusammengehört.

Was aus altem *-ām* = griech. *-ων* im irischen bei normaler lautentwicklung werden musste, dürfte freilich anderswoher schwer zu bestimmen sein. An die acc. sing. der *ā*-declination darf nicht erinnert werden. Denn erstens ist das *-ām* dieser nicht = griech. *-ων*, sondern = *-ᾱν, -ην* — man wird hinfort auf die unterschiede in der färbung der *a*-laute ständig zu achten haben —; und sodann scheinen die acc. sing. dieser declination im altirischen (z. b. *tuaith n-* für vorhist. **tōtin* von *tuath*) nicht einmal ihren grundformen treu geblieben, sondern in die analogie der *i*-stämme umgeschlagen zu sein, was freilich Windisch a. a. o. s. 225. noch nicht lehrt, indes später, s. 258 f., als möglichkeit anerkennt.

Aus einem grunde aber ist es mir selber doch wieder

höchst fraglich, ob wir das *-e* des gen. plur. *bráthre* in der tat als eine fortsetzung des alten *-ām* betrachten dürfen. Wie Paul nachgewiesen hat in seinen und Braunes beitr. IV 354., gehört auch der gen. plur. zu denjenigen fällen, in welchen die europäischen sprachen gemeinsam unter sich auf einen bereits grundsprachlichen ausgang mit dunklem vocal *ō* hinweisen: griech. *-ων*, lit. *-ūn* *-ū* verbürgen ein proethnisches **-ōm*. Nun zweigt sich das keltische in den übrigen fällen bei diesem *ō* in schlusssilben nicht von den übrigen europäischen idiomen ab; man vergleiche die 1. sing. praes. indic. altir. *as-biur* 'dico' aus **beru* **berō* (Windisch Paul-Braunes beitr. IV 233 f.) mit lat. *ferō*, griech. *φέρω*, lit. *vežù* (*vežùs*), ahd. *ge-biru* (sieh oben Sievers bei Brugman s. 142 ff.), ferner den nom. sing. femininer *n*-stämme altir. *er-mitiu* 'reverentia' mit lat. *mentio*. Das lässt darauf schliessen, dass wol auch das genitivsuffix europ. **-ōm* bei lautlich normaler fortsetzung im irischen eine schlusssilbe mit *u*- oder *o*-vocal aus sich gezeugt haben würde. Und ich sehe demnach für *athre*, *bráthre* schlechterdings keine andere möglichkeit der erklärung, als dass man nach wie vor mit Schleicher compend. [3 4] § 253. s. 547. die analogie der *i*-declination anruft, in welcher der gen. plur. *fáthe* aus **vātej-an* lautgesetzlich entsteht gemäss Windisch Paul-Braunes beitr. IV 250. Windisch will zwar ebend. s. 225. diesen einfluss der *i*-, sowie der *ia*- und *u*-stämme (denn auch diese haben im gen. plur. lautgesetzlich entwickeltes *-e*) auf die verwantschaftsnamen im irischen nicht gelten lassen. Indes ist das gar keine seltene erscheinung, dass ein flexionsformensystem A, auch wenn es im übrigen gar nicht auf ein anderes B derselben sprache einwirkt, dies doch ausnahmsweise dann vermag, wenn es A zufällig gelingt, bei der allgemeinen lautlichen formenzerrüttung irgendwo eine einzelne wortform

im vorzug vor B deutlicher differenziert zu erhalten, so dass das sprachbewusstsein daran anzuknüpfen und in dem die differenz ausmachenden lautbestandteile der betreffenden einzelnen form von A hinfort den eigentlichen träger der bedeutungsfunction zu empfinden vermag. Und in dieser günstigen lage waren hier beim gen. plur. im altirischen die *i-*, sowie die *ia-* und *u-*stämme vor den *r-*stämmen der verwantschaftswörter.

Das resultat dieses teiles unserer untersuchung ist demnach ein negatives: im irischen ist von dem ausgange *-âm* des gen. plur. weder bei der *a*-declination selbst, der er ursprünglich zukam, noch auch bei anderen stammclassen, welche ihn auf dem wege der formübertragung von dort her haben könnten, irgend eine spur nachweisbar.

Im slavischen scheint noch ein hindernis zu bestehen gegen die definitive verzichtleistung auf die Leskiensche annahme, dass hier altes *-âm* im gen. plur. vor dem wirken der historischen auslautsgesetze zu *-am* gekürzt sei: man könnte sich auf das pronominale gen.-plur.-suffix *-chŭ* in abulg. *těchŭ, jichŭ, sichŭ* und auf dessen untrennbarkeit von dem indog. *-sâm* berufen, um hier die lautgleichung slav. *-ŭ* = urspr. *-âm* zu retten. Aber *těchŭ* ist eben nach meiner meinung nicht mehr das nur rein lautlich weiterentwickelte und formal unbeeinflusst gebliebene indog. **tai-sâm*, skr. *téshâm*; sondern, nachdem sich das *-ŭ* = urspr. *-a_2m* von den consonantischen stämmen auf die gen. plur. aller nomina verbreitet hatte, konnten dann schliesslich auch die pronomina nicht widerstehen und mussten sich bequemen, ihre alte form des gen. plur. (etwa **-chy* aus **-sûn*) der der sämtlichen nomina anzugleichen.

Wir haben bisher ganz die altitalischen sprachen aus dem spiele gelassen und fragen jetzt: welche stellung

nehmen diese betreffs der genitivbildung des plurals ein, dieselbe wie das slavische und irische, oder die der übrigen sprachen, wie der griechischen, litauischen und germanischen, oder eine andere, ganz besondere?

Man pflegt nach allgemein hergebrachter weise den ausgang *-om*, *-um* sowol von altlat. *Romanom*, *sovom*, *deum*, *liberum* als auch von *poumilion-om*, *ped-um*, *patr-um* und allen übrigen nicht-*a*-stämmen als aus langem *-ōm* hervorgegangen anzusehen; vergleiche Bücheler précis de la déclin. lat. s. 129 ff. Lautlich ist das, wie zugegeben werden muss, vollkommen möglich. Dennoch bedarf diese vulgatansicht jetzt auf grund unserer ermittelung des eigentlichen indogermanischen gen.-plur.-suffixes notwendig einer revision; denn es könnte an sich ja doch sein, dass in diesem *-om*, *-um* die gesetzmässige vertretung des indog. *-a_2m* wie im acc. sing. der masculin-neutralen *o*-stämme vorliegt.

Was das latein allein — ohne das oskische und umbrische — anbetrifft, so hält es aus bekannten gründen schwer, durch metrik und prosodie sichere aufschlüsse über die ursprüngliche quantität einer lateinischen auf *-m* auslautenden schlusssilbe zu gewinnen. Vergl. darüber Bücheler précis s. 82 f. Nach Priscian wurden zu seiner zeit alle vocale in endsilben vor schliessendem *-m* kurz gesprochen („numquam ante m terminalem longa invenitur vocalis“, VII 94. = I p. 366. ed. H.). Die zeit der älteren scenischen und dactylischen dichter muss wol eine zeit des schwankens der quantität der auf *-m* ausgehenden schlusssilben gewesen sein. Denn nur so dürfte es ganz erklärlich sein, wenn jene dichter ebensowol eine sicher ursprünglich kurze silbe auf *-m* vor folgendem vocale als länge massen, wie auch andererseits eine ursprüngliche länge in gleicher stellung kurz gebrauchten. Wir dürfen annehmen, dass, wenn Ennius annal. 275.

dichtete *miscent inter sese inimicitiām agitantes*, er mit diesem -*ām* einen archaismus cultivierte, dass aber Tibull, wenn es bei ihm I 5, 33. heisst *venerāta virūm hunc sēdula curet*, mit diesem *virūm* als acc. sing. in bekannter dichterischer licenz den archaismus über seine legitimen grenzen hinaus ausdehnte. Demnach kann denn auch das Ennianische *mīlia mīlitŭm ócto* annal. 336. weder für ursprüngliche länge des gen.-plur.-suffixes, wie Bücheler précis s. 129. zu wollen scheint, noch auch für das gegenteil irgend geltend gemacht werden.

Ist somit das latein völlig indifferent, so gewähren glücklicher weise etwas mehr aufschlüsse die beiden schwesterdialekte, oskisch und umbrisch, vornemlich aber das erstere.

Im oskischen beweist, um das vorab zu bemerken, bei den denkmälern in griechischer schrift natürlich eine münzaufschrift wie *Λουκανομ* ebenso wenig etwas für die ursprüngliche kürze des gen.-plur.-suffixes, wie andererseits die legende *Μαμερτινουμ* als zeugnis für langes -*ūm* angeführt werden darf: mit *ου* hatte der griechisch schreibende Osker jedes *u* seiner sprache, sowol das kurze wie das lange, wiederzugeben; und wie oft griech. *ο* und *ω* promiscue in oskischen denkmälern gebraucht werden, ein jedes der beiden zeichen um für länge sowol wie für den kurzen oskischen *o*-laut zu dienen, mag aus der zusammenstellung bei Mommsen unterital. dial. 207 f. ersehen werden.

Auch von dem verfahren ist kaum ein gewinn zu versprechen, dass man, da wir ja für unseren zweck beständig die gen. plur. an der form des acc. (nom. neutr.) sing. der *o*-declination zu messen haben, eins der umfangreicheren oskischen denkmäler vornehme und eigens auf jene zwei casusformen hin durchsehe, um entweder eine verschiedenheit der endung beider oder genaue formale identität zu

constatieren. Auf der Bantinischen tafel erscheint zwar z. 29. 31. der gen. plur. *nerum* mit *-um* gegenüber den meist auf *-om* auslautenden formen des acc. (nom.) sing. von *o*-stämmen wie *dolom, mallom, zicolom, nesimom, valaemom, touticom* u. a., aber es begegnen auch acc. sing. mit *-um*, z. b. *dolum, trutum, nesimum*; vergl. Corssen ausspr. voc. II² 114 f. Auf dem cippus Abellanus las man zwar seither nach Mommsen die gen. plur. mit *-um*, púturu[mpid] z. 22., Núvlanum z. 40., Abellanum z. 40., die acc. (nom.) sing. mit *-om*, sakaraklúm z. 11., terúm z. 18., thesavrúm z. 49. Aber Zvetaieffs neuer abdruck des steines hat dargetan, dass auch in den gen. plur. auf diesem denkmal constant *-om* herrscht, also pútúrú[mpid], Núvlanúm, Abellanúm nunmehr zu lesen ist; vergl. Bücheler „de cippo Abellano quaestio epistolica" in den „commentationes philologae in honorem Th. Mommseni" Lips. 1877. p. 235. (separatabdr. p. 11.).

Hieraus ist also nichts zu folgern: der nicht-zusammenfall beider casus in der endung würde, wenn er sicher erweislich wäre, ursprüngliche formale verschiedenheit dartun, während andererseits der tatsächliche zusammenfall zwar die möglichkeit ursprünglicher gleichheit des ausganges offen lässt, aber nicht für die notwendigkeit der annahme einer solchen spricht, also in unserer frage nichts beweist. Wir wählen ein anderes mittel.

Die formen osk. Safinim, úinim, *Aisernim* (auf einer oskischen münze mit lateinischer schrift corp. inscr. Lat. I nro. 20.) werden nach fast allgemeinem übereinstimmendem urteil für gen. plur. von *io*-stämmen gehalten. Vergl. Mommsen unterital. dial. 204. 233. 293., Huschke d. osk. u. sabell. sprachd. 153. 411., Ritschl suppl. quaest. de decl. quad. Lat. recondit., ind. schol. Bonn. 1861–62 p. V, Corssen zeitschr.

f. vergl. sprachf. XI 408 ff. ausspr. voc. u. beton. I[2] 586. krit. nachtr. 201., Schleicher compend. [3 4] §. 253. s. 547., Enderis vers. einer formenl. d. osk. spr. LVI., Bücheler précis s. 141. rhein. mus. XXX 442. Nur vereinzelt haben andere forscher, wie Kirchhoff allgem. monatsschr. 1852. s. 587. anm. 1. und Bugge zeitschr. f. vergl. sprachf. VI 22 f., ihre stimme gegen eine solche deutung namentlich von Safinim erhoben und anderes in dieser münzaufschrift sehen wollen, nemlich den nom. sing. ntr. des landesnamens aus *Safinio-m, *Safnio-m = lat. *Samniu-m.* Diese auffassung scheitert einmal an dem von Mommsen unterital. dial. 204. erwähnten umstand, dass auf den oskischen münzen das ethnikon im gen. plur. „auf volksmünzen immer“ erscheint[1]); dann aber auch nicht minder an dem zusammenhang des sinnes auf der inschrift des censors Maraius von Bovianum (Fabretti 2873 ter), wo Safinim úinim notwendig nur als gen. plur. = *Samnitium universorum* zu fassen ist. Aber die sprachliche form hatten die zweifler an Safinim als gen. plur. ihrerseits für sich: aus *-iom* entsteht nach oskischem vocalischem auslautsgesetz ganz normal *-im,* wie z. b. in *medicim* aus **medicio-m* 'das meddixamt', in Pakim = lat. *Paquium* acc.; vergl. Bücheler rhein. mus. XXXIII 50.[2]). Eine contraction da-

1) Bugge a. a. o. wendet das Víteliú der münzen aus dem bundesgenossenkriege dagegen ein. Aber dieses, sowie das entsprechende *Italia* auf den münzen der lateinischen bundesgenossen, fungiert hier offenbar gar nicht eigentlich als landesname, vielmehr als stadtname der bekanntlich im socialkriege *Italia* umgetauften hauptstadt Corfinium und ist augenscheinlich der römischen münzaufschrift *Roma* nachgeahmt. Vergl. Mommsen unterital. dial. 203. 260.

2) Bücheler sucht ebend. nach einer erklärung, warum in dem Pakim Kluvatiium der oskischen bleitafel der vor- und der familienname eine verschiedene behandlung des themas, jener verlust des *-o-*, dieser nicht, zeigen, und meint: „weil jene [die vornamen] so viel mehr

gegen von *Safiniōm zu Safinim durfte freilich mit recht bedenklich erscheinen. Man sieht nun leicht, wie unsere hypothese uns trefflich aus dem dilemma heraushilft: osk. Safinim, úinim, *Aisernim* sind wirklich gen. plur., aber sie sind aus **Safiniŏm* u. s. w. entstanden und enthalten das hierher von den consonantischen stämmen übertragene genitivsuffix *-ŏm*.

Das gibt uns denn, glaube ich, wol ein recht, dasselbe *-ŏm* noch anderwärts in oskischen gen. plur. zu vermuten, vor allen dingen bei consonantischen stämmen, also bei dem *ner-um* der tab. Bant., bei liimitú[m] auf dem cipp. Abell. z. 29. (vergl. Bücheler commentat. philol. p. 234 f.). Aber dass überallhin das *-ŏm* gedrungen sei, dürfen wir dennoch nicht annehmen. Denn wir sehen im gegenteil, dass auch *-ōm* von den *o*-stämmen aus um sich gegriffen hat.

als diese [die familiennamen] in anwendung kamen, so unterlagen sie auch eher der abschwächung". Diese auffassung, dass häufiger angewandte sprachformen der formalen verwitterung durch die lautgesetze stärker unterliegen sollen, als ihnen gleichgebildete minder häufig gebrauchte, gleichsam wie häufiger gebrauchte münzen eher abgegriffen werden als andere, halte ich für durchaus verwerflich. Der grund also, warum Pakim, aber Kluvatiium erscheint, muss ein anderer sein. Bücheler selbst bemerkt, das „Kluvatiiom würde lat. *Cloatium* mit langer paenultima sein, wie *Lucīus Lucīum* in den saturniern der Scipionengrabschriften gemessen ist". Nichts dürfte folglich einleuchtender sein, als dass in *Kluvatīom* das *-o-* erhalten blieb, weil es in nächster silbe vom hochton ab stand, in **Pákiom* aber schwand, weil es um eine silbe weiter von der hochbetonten entfernt war. Die italischen suffixe *-ĭo-* und *-īo-*, besonders in eigennamen häufig, sind keineswegs unter sich identisch oder das eine aus dem anderen entstanden; *Lucĭu-s* und *Lucīu-s* unterscheiden sich morphologisch nicht minder als im griechischen *Λύκιο-ς* und *Λύκειο-ς*. Bei einer strengeren auseinanderhaltung beider bisher meist confundierten oder wenigstens in ein schiefes verhältnis zu einander gebrachten formen dürften sich manche formale schwierigkeiten in der declination der oskischen und umbrischen *-io*-stämme befriedigend lösen.

Die form *Aisernio* auf anderen inschriften derselben samnitischen stadt Aesernia muss notwendig mit *-ōm* gebildeter gen. plur. sein, nemlich wegen ebenderselben ursprüngliches *-iōm* treffenden lautregel. Die münzlegende Tiiatium ist gen. plur. eines *i*-stammes Tiiati-, vergl. Mommsen unterital. dial. 201. 301., Corssen ausspr. voc. II² 113. 340. Auch hier müssten wir, wenn nicht *-ōm* zu grunde lag, vielmehr *Tiiatim antreffen, und es wäre möglich, dass man mit Huschke d. osk. u. sabell. sprachd. 143. eben diese letztere bildung in dem *Tiati* lateinischer münzen — für *Tiatim* mit dem so häufigen fehlen des auslautenden *-m* — anzunehmen hätte; anders freilich Mommsen unterital. dial. 301 f.[1]). Und derselben beurteilung wie Tiiatium unterliegt dann auch [a]ittiúm cipp. Abell. z. 53., das jüngst Bücheler commentat. philol. 239. scharfsinnig als gen. plur. desselben femininen *i*-stammes aitti- 'teil, anteil' erkannt hat, von welchem auf tab. Bant. der gen. sing. *aeteis* erscheint.

Bei dem umbrischen mangeln im allgemeinen zwar ebenfalls die kriterien, um über die ursprüngliche geltung der endung des gen. plur. etwas sicheres ermitteln und z. b. angeben zu können, ob umbr. *fratrom* (fratrum, fratru) wie das griech. *πατρ-ῶν*, das got. *broþr-e*, oder wie das altir. *bráthar* gebildet sei. Doch kennt das umbrische dasselbe auslautsgesetz, dem zufolge aus schliessendem *-iōm -im* wird, und zeigt es in den bekannten beispielen acc. sing. *Fisim*, *tertim* = lat. *tertium*; vergl. Bréal les tables Eugub. 343.[2]).

1) Sollte Huschke d. osk. u. sabell. sprachd. 322. recht haben, in dem Tiiatium der paenultima langes *i* zuzuerteilen und eine stammbildung wie griech. *Τεατεῖοι* anzunehmen, so wäre natürlich auch hier die bildungsweise des gen. plur. mit *-ōm* zu verteidigen, gemäss dem in der vorigen anmerkung über Kluvatiium bemerkten.

2) Das von Bréal a. a. o. daneben als accusativform mit gebliebenem stammvocal angeführte *tertio* hat unstreitig richtig Bücheler

Wir gewinnen mittels desselben also auch hier doch ein kriterium, um wenigstens bei den *-io-* und den *-i*-stämmen die bildungsweise des gen. plur. zu bestimmen. Es begegnen als gen. plur. dieser stammclassen nur Atiiedịu *Atiersio*, *peracrio*: diese sind mithin durch ursprüngliches *-ōm* gebildet.

Im allgemeinen ergibt die betrachtung der italischen sprachen uns das resultat: *-ōm* liegt unstreitig vor; *-ŏm* aber scheint keineswegs durch *-ōm* endgiltig verdrängt gewesen zu sein, denn eine sichere spur desselben im oskischen lässt vermuten, dass es wol noch einer weiteren verbreitung bei den altitalischen pluralgenitiven sich erfreute. Der umstand aber, dass hier einmal beide formationen sich so lange neben einander hielten — freilich nicht eine jede innerhalb ihrer alten grenzen, wie wir gesehen —, kann an sich nicht auffallen. Die auf den übrigen einzelnen sprachgebieten wahrgenommene durchgreifende uniformierung der gen.-plur.-bildung scheint überhaupt nicht etwas verhältnismässig so sehr frühzeitig vollzogenes zu sein; das beweist wol das abweichende verhalten der so nahe verwanten slavischen und baltischen sprachen in dieser frage: in der balto-slavischen grundsprache müssen notwendig noch beide weisen neben einander bestanden haben, wenn sie auch vielleicht da schon, wie im oskischen, sich gegenseitig ihr terrain streitig machen mochten.

Man könnte vielleicht principiell daran anstoss nehmen wollen, dass wir bei unserer theorie auch in den ältesten und best conservierten der sprachen, wie vornemlich arisch

---

Jenaer literaturz. 17. juni 1876. s. 396. anders, nemlich als ablativ, erklärt, mit dem einfachen hinweis darauf, dass in dem *pos tertio* tab. Iguv. VII a 46., pus tertiu I b 40. die praeposition *post* ebenso wie überhaupt im umbrischen und im oskischen den ablativ regiere.

und griechisch, schon in der zeit vor aller historischen sprachüberlieferung formale beeinflussungen der nicht-*a*-declinationen durch die *a*-declination erfolgt sein lassen. Aber der metaplasmen von derselben art und ähnlichem alter sind gar nicht so sehr wenige, wie wir hier nun noch in kürze ausführen wollen.

Keinem zweifel kann es unterliegen, dass im sanskrit der nom. acc. voc. dual. der consonantischen stämme eine analogiebildung nach der *a*-declination ist. Griechisch und keltisch treten mit ihrem *-ε*, **-e* als ausgang des nom. acc. dual. in der consonantischen declination für *-a_1* als die grundsprachliche form desselben casussuffixes ein; vergl. *πόδ-ε* und altir. *dí síair* 'duas sorores' aus vorhist. **sesar-e* nach Windisch beitr. z. gesch. d. deutsch. spr. u. lit. IV 230. Angesichts dessen muss aind. *pâ'd-â* ved., *pâ'd-au* notwendig eine nachbildung nach *áçvâ* ved., *áçvau* aus **açva$_2$-a$_1$* sein und würde genau nur einem griech. **πόδ-ω* (wie *ἵππω*) gleichkommen. Vergl. Brugman oben s. 159 f.[1]). Im ve-

1) Die doppelheit *-â* und *-au* im altindischen dual, ferner in *ashṭâ', ashṭaú* '8', sowie in den perfectformen *dadâ' dadaú, dadhâ' dadhaú* halte ich nicht für den ausdruck einer zwiefachen lautform: wir haben es offenbar nur mit zwei verschieden ausgefallenen versuchen der mangelhaften schrift zu tun, um einen laut, der nicht ganz reines monophthongisches *â*, aber auch nicht ganz trübes diphthongisches *au* war, zur darstellung zu bringen. Für das *-â -au* des duals und der 3. sing. perf. *dadâ' dadaú, dadhâ' dadhaú* hat Brugman a. a. o. überzeugend den ursprung aus contraction von *a_2* und *ą* + *a_1* angenommen, wie ich ihm auch darin beistimme, dass er das *dadâ' dadaú* und *dadhâ' dadhaú* als 1. sing. perf. für die übertragene 3. person (gemäss dem sonstigen überwiegenden zusammenfall beider formen) erklärt; denn die 1. sing. konnte ja aller wahrscheinlichkeit nach ursprünglich nur **dadâ'm*, **dadhâ'm* lauten, vgl. anm. 1 s. 227 ff. — Betreffs des griech. *-ω* von *ἵππω* ist es wol kaum nötig anzumerken, dass es natürlich nicht für eine griechische contraction von *-ο* + *ε* angesehen werden

dischen finden sich neben den formen auf *-â -au* der *a*-stämme auch solche auf *-a*, z. b. *deva, Mitrâvaruṇa,* später auch *mâtarapitarau* = *mâtarâpitarau,* vergl. Benfey Sâmaveda p. LXIII, vollständ. gramm. s. 302 anm. 5. Sollte nicht dieses vedische *-a* von haus aus nur den consonantischen stämmen zugehört haben und mit dem *-e* des griechischen und keltischen identisch sein?

Ein anderer fall, wo die beiden arischen sprachen das paradigma der consonantischen stämme aus der *a*-declination sich haben recrutieren lassen, ist der acc. sing. aind. *pâ'dam,* abaktr. *pâdhem,* worüber man oben s. 105 anm. vergleiche[1]).

---

darf (eine solche könnte ja im ionisch-attischen nur *ου* sein), sondern vielmehr die lautgesetzliche fortsetzung der von den Griechen aus grundsprachlicher zeit ererbten indogermanischen contractionssumme aus $-a_2 + a_1$ ist. Dies zur beherzigung für Gust. Meyer, welcher in seiner schrift „Herr prof. von Wilamowitz-Möllendorff und die griechischen dialekte“ Leipz. 1878. s. 15. an der entstehung der griechischen dativendung *-ῳ* der *o*-declination (*ἔργῳ*) aus contraction von **-a-ai* darum zweifeln zu müssen glaubt, weil „es nach griechischen lautgesetzen nicht möglich ist, dass in diesem *-ῳ* die wirklichen dativformen vorliegen, denn ein ursprüngliches *-ο-οι* oder *-ο-ει* (aus *-a-ai*) musste im ionisch-attischen zu *-οι* werden“! Die Griechen brachten eben nicht nackte stämme und nackte casussuffixe aus der urheimat mit und begaben sich nicht erst auf dem boden von Hellas angelangt ans zusammenleimen der wortbildungsbestandteile!

1) Es mag gestattet sein, zu dem in dieser anmerkung dargelegten hier einen kleinen nachtrag zu machen. Ich bin nemlich mittlerweile der meinung geworden, dass die dort von der 1. sing. perf. im germanischen vorgetragene erklärung doch wol durch eine andere zu ersetzen ist. Ich nehme nemlich jetzt an, dass die personalendung *-m* doch nicht überall notwendig als *-u* nach consonanten zu erscheinen hatte, dass vielmehr das lautgesetz galt: nach geräuschlauten fungiert *-m* als sonans, germ. *-u*[*n*], nach sonorlauten (*r, l, m, n*) dagegen als consonans. Daher entstanden zuerst neben einander *[*se*]*sátu,* *[*ve*]*vásu,* *[*be*]*báugu,* *[*ge*]*grṓbu* von got. *sitan, visan, biugan, graban;* aber *[*be*]*bárm,* *[*he*]*hálm,* *[*qe*]*qámm,* *[*fe*]*fṓrm* von *bairan, hilan,*

Im griechischen stellt sich ποδ-ῶν als metaplasmus der dualform ποδ-οῖν zur seite, von welcher letzteren ja allgemein anerkannt wird, dass sie durch formübertragung von

---

qiman, faran. Diese letzteren wurden lautgesetzlich zu den historischen formen *bar, hal, qam, for,* nemlich einfach durch wirken des consonantischen auslautsgesetzes. Sie übten dann systemzwang aus auf die andere kategorie und bewirkten die analogiebildungen *sat, vas, baug, grob* anstatt **satu* u. s. w. Der lautgesetzmässige zusammenfall von *bar, hal, qam, for* mit der 3. sing. war auch dem übergewicht dieser kategorie günstig: bei ihr zuerst verwischte sich das gefühl für die ursprüngliche verschiedenformigkeit beider personen. Auf diese unsere annahme führt nemlich entschieden das, was wir in der declination des germanischen mit dem *-m, -n* des acc. sing. und plur. consonantischer stämme vorgehen sehen: got. *fotu tunþu, fotuns tunþuns* entstehen regulär aus **fotm̥ *tunþm̥, *fotn̥s *tunþn̥s* mit *-m, -n* sonans; aber hinter nasalen und liquiden traten *-m, -n* als consonantes an, daher acc. sing. *auhsan, fadar,* acc. plur. *auhsans* aus **auhsann, *fadarm, *auhsanns.* An diese erklärung streifte auch schon Sievers in Paul-Braunes beitr. V 160. Und wenn das dort genannte anord. *fǫður* acc. sing. auf **faðaru* zurückgeht im gegensatz zu got. *fadar* aus **fadarm,* so hat das nordische bei **faðaru* die analogie der accusative anderer consonantischer stämme, der formen wie **fótu,* histor. anord. *fót,* wie **tanþu,* histor. *tǫnn* wirken lassen in seiner speciellen sprachentwickelung.

Nun gewinnen wir hier auch die sichere handhabe, um das im veda ständig kurze *a* der wurzel in der 1. sing. perf. vor einfacher consonanz zu erklären, in ved. *tatápa, cakára* u. s. w. (Delbrück altind. verb. s. 26.). Nach Brugmans gesetz über indog. a_2 müssten wir hier, sowie auch in abaktr. *vavaca,* arisches *â* erwarten. Nun hat Brugman selbst schon vermutet, dass die kürze des *a* wol mit dem *-m* als personalendung zusammenhängen werde, aber seine bemerkung darüber stud. IX 371. anm. 6. enthält nur die erste ahnung des richtigen. In einer grundform ar. **caká₂rm̥* mit sonantischem *-m,* wie er sie construiert, war dennoch die mittlere silbe eine offene, da ja die silbentrennung ** ca-ka₂-rm̥* ergibt; mithin müsste trotz der nasalis sonans langes *â* vorliegen. Auch in dem zu aind. *pấdam* später erweiterten vorhist. **pấda* (= πόδα) ist *â* = a_2, trotz der grundform **pá₂dm̥* oder eben wegen dieser, da sie zweisilbig = **pá₂-dm̥* ist. Wenn aber das verhältnis so war, wie wir es eben im germanischen

ἵπποιν her zu stande gekommen ist. — Das *-ων* übrigens des gen. plur. ist es meiner ansicht nach ganz allein, welches weiterhin in der griechischen dritten declination vielfach

---

wahrscheinlich machen konnten, so entstanden im sanskrit in der 1. sing. perf. einerseits **tatâ'pa, *papâ'ta* mit *-a* = *-m* sonans und regelrecht mit *â* = a_2 in der wurzel, andererseits bei wurzeln mit schliessenden sonorlauten **cakárm, *jagámm* mit *-m* consonans und kurzem *a* = a_2 in der geschlossenen silbe. Aus dem letzteren typus mussten bei lautgesetzlicher fortsetzung die historischen formen **cakár, *jagám* entstehen nach dem bekannten consonantischen auslautsgesetze des sanskrit über wortschliessende consonantengruppen. Dies gesetz hier auch für das altbaktrische in anspruch zu nehmen, steht meines bedünkens nichts im wege: die altbaktrische sprache ist zwar, wie man weiss, duldsamer gegen consonantengruppen im auslaute, indes die consonantenhäufungen, die sie duldet, enthalten erweislich andere endconsonanten, namentlich das ja auch anderwärts (vgl. das germanische, griechische, litauische) am festesten haftende *-s* wie im nom. sing. *vâkhs;* *-t* fällt von der doppelconsonanz ab z. b. in 3. plur. imperf. *baren[t]* = aind. *ábharan[t]*; warum folglich nicht auch in unserem falle, der ja sonst keine analogien hat, das *-m* von **cakárm*? Ja wir sind sogar berechtigt, wie den abfall des *-t* in dem genannten beispiele, so auch den des *-m* von **cakárm* für einen verlust der gemeinsamen arischen sprachperiode zu halten. Nachdem aber unsere **cakár, *jagám* entstanden waren, empfiengen diese von aller personalendung entblössten formen ihre endung als *-a* wieder nach der analogie des anderen typus, desjenigen von **tatâ'pa, *papâ'ta;* so entstanden *cakára, jagáma.* Umgekehrt glichen sich dann die formen **tatâ'pa, *papâ'ta* ihrerseits jenen *cakára, jagáma* in so weit an, dass sie von ihnen die kürze des wurzelvocals bekamen; daher *tatápa, papáta.* Wir haben also tatsächlich die wiedervereinigung der zwei lautgesetzlich auseinandergegangenen typen durch contamination der eigentümlichkeiten eines jeden von ihnen. Die formen wie ved. *bibháya, çuçráva* von *i-* und *u*-wurzeln sind ganz augenscheinlich nur analogiebildungen: die alten echten formen hätten in historischer zeit als **bibhém, *çuçróm* zu erscheinen; vergl. oben über **dadâ'm, *dadhâ'm* als zu postulierende 1. sing. perf. von *dâ-* und *dhâ-*. Das historische *papâ'ta* der 1. sing. im classischen sanskrit ist wol nicht der abkömmling jenes alten **papâ'ta,* sondern die nach dem muster der bildungen wie *dadárça, babándha* für die 1. person substituierte 3. sing.: sonst würde ja wol wenigstens irgend eine spur

den dat. plur. nach sich zieht und die zahlreichen metaplastischen formen wie *ἀγών-οις* bewirkt, über deren verbreitung in den griechischen dialekten zuletzt und am ausführlichsten Baunack in Curtius' stud. X 91 ff. gehandelt hat. Wir haben hier annähernd dieselbe wirkung eines und des ersten frühzeitig in die *a*-declination übergetretenen casus, welche im arischen der acc. sing. consonantischer stämme übt, indem er einzig durch sein muster viele alte consonantische themen zum vollständigen übergang in die *a*-declination verführt; siehe oben s. 106 anm.

Auch auf italischem sprachboden hat, wenn hier das *-ōm* im gen. plur. von den *o*-stämmen aus sich weiter verbreitet, dieser vorgang seine analogien. Meiner meinung nach sind die acc. sing. der consonantischen stämme im oskischen

---

des *papâ'ta* als 1. sing. im veda erscheinen. Die zendsprache setzte umgekehrt die form der 1. pers. an die stelle der 3. sing., vgl. abaktr. 3. sing. perf. *didhara* neben erhaltenem älterem *didhâra* (Spiegel gramm. d. altbaktr. spr. s. 251.).

Es fragt sich nun, ob wir nicht, dem oben s. 110 ff. anm. bemerkten entgegen, jetzt auch die irische 1. sing. perf. als echte perfectform zu retten vermögen. Könnten vielleicht auch im altirischen die formen von sonorlautstämmen wie *cechan* 'cecini', *ad-gén sa* 'cognovi', *ad-ro-gegon sa* 'repupugi' (Windisch zeitschr. f. vergl. sprachf. XXIII 208. 209.) systemzwang übend gewesen sein und, indem sie das consonantische *-m* (*-n*) lautgesetzlich verloren, auch *con-darc* u. s. w. endungslos gemacht haben? Ich masse mir nicht an dies zu entscheiden; sollte es nicht angehen gemäss den irischen consonantischen auslautsgesetzen, so würde ich bei meiner obigen erklärung der irischen 1. sing. perf. stehen zu bleiben um so weniger bedenken tragen, als ja auch sonst der thematische vocal *-a-* im irischen perfect nachweisbar ist und die alte unthematische bildungsweise dieses tempus verdrängt hat. — Ob es auch im griechischen nötig werden wird, die *ἔφθορ-α*, *ἔκτον-α*, ferner *πατέρ-α*, *τέκτον-α* mit ihrem suffix *-α* = *-m* sonans als associationsbildungen nach *τέτοκ-α*, *δέδορκ-α*, *πέπονθ-α*, nach *πόδ-α*, *ὀδόντ-α* aufzufassen, will ich jetzt nicht untersuchen.

und umbrischen, wie osk. *medicatin-om*, *tangin-om*, umbr. uhtur-u, sal-u, *arsfertur-o*, *curnac-o*, ganz entschieden nunmehr der bisherigen herrschenden ansicht entgegen als analogiebildungen nach der *o*-declination zu erklären: denn nach dem gesetz über die nasalis sonans ist wol sicherlich jetzt das lat. *-em* für die echte, „organische“ italische gestaltung des acc.-sing.-suffixes der consonantischen declination anzusehen. Vergl. Brugman in Curtius' stud. IX 306 f., verf. oben s. 105. Daran, dass lat. *-em* die ursprüngliche accusativform der consonantischen stämme sei, hat mit recht im anschluss an Bopp vergl. gramm. I[3] §. 150. s. 316. Merguet festgehalten entwickel. d. latein. formenbild. §. 68. s. 68. Ihm folgt Havet bei Bücheler précis s. 77. anm., überzeugt aber nicht mit seinem versuche, das lat. *-em* mit dem osk. umbr. *-om*, *-um* lautlich zu vermitteln.

Sind alle diese analogien wol geeignet, um unsere behauptung eines frühzeitigen metaplasmus beim gen. plur. zu stützen, so erkennt man endlich auch noch folgendes als einen grund, warum gerade bei diesem casus der austausch der beiden declinationen (*a*- und nicht-*a*-decl.) ein besonders leicht zu bewerkstelligender war. Die beiden ausgänge *-am* und *-ām* standen von allem anfang an nur durch den geringfügigen unterschied der vocalquantität von einander ab. Da mochte es offenbar leicht geschehen, dass bei der phonetischen nähe und völlig gleichen function gar bald auf den einzelnen sprachgebieten zuerst ein schwanken im gebrauche der beiden formen, wie im italischen zwischen *-om* und *-ōm*, sich einstellte, endlich aber ein vollständiges unterliegen der einen von beiden zu gunsten der anderen, so im griechischen des **-ον* gegenüber dem *-ων*, erfolgte.

Von keiner seite also stellen sich unserer annahme des $-a_2m$ als grundsprachlichen gen.-plur.-suffixes schwierigkeiten

entgegen. Ist sie richtig, so rücken sehr natürlich jetzt auch die gen. plur. (und dual.) der persönlichen pronomina der 1. und 2. person im arischen, die formen aind. *asmā'kam, yushmā'kam,* abaktr. *ahmâkem, yûshmâkem, yavâkem* (Spiegel gramm. d. altbaktr. spr. s. 182 ff., S. Goldschmidt beitr. z. vergl. sprachf. VII 253. VIII 375.), in ein neues licht. Es erhebt sich überhaupt im weiteren hintergrunde die frage, ob nicht auf grund unseres nachweises etwas neues in betreff der etymologie des indogermanischen bildungselementes für den gen. plur. sich ergibt, beispielsweise die möglichkeit eines genetischen zusammenhanges mit dem formengleichen nom. acc. sing. neutr. der *a*-declination oder desgleichen. Doch das müssen wir den liebhabern glottogonischer probleme überlassen.

2. Der gen. plur. im germanischen.

Unsere oben entwickelte theorie über die indogermanische genitivbildung des plurals verhilft uns leider nicht zur erkenntnis des gesetzes, nach welchem innerhalb der altgermanischen sprachen jene bekannte differenz im ausgange des gen. plur. entsprungen ist, der zufolge einerseits ahd. *tago,* alts. *dago* nicht zu got. *dagē* stimmen, andererseits im gotischen selbst das -*ō* der femininen *ā*- und *n*-stämme in *gibō, tuggōnō*, und im gen. plur. fem. des artikels *þizō* von dem -*ē* in *dagē, hananē, þizē* abweicht. Denn dass beide lautformen, sowol das got. -*ē* wie das got. -*ō*, ahd. alts. -*o*, notwendig nur auf langvocalische auslautssilbe zurückführbar sind, ist ja klar; klar also auch, dass mit unserem -*ăm* hier nichts anzufangen ist.

Der letzte, welcher meines wissens ausführlicher über diese frage gehandelt hat, ist Leskien d. declin. im slav.-lit.

u. german. 85 ff. Worin ich ihm beistimme, ist das eine, dass es auch mir nicht anzugehen scheint, den unterschied zwischen got. *dagē, vaurdē* und *gibō* — denn auf diesen läuft schliesslich alles hinaus — „einfach an die alte verschiedenheit der verbindungen *-a* + *ām* im msc.-ntr., *-ā* + *ām* im fem. anzuknüpfen". Im übrigen aber haben mich Leskiens aufstellungen wenig befriedigt.

Erstlich meint Leskien, **vulfān* für die *ă*-stämme als urgermanisch ansetzen zu sollen, nicht **vulfōn*. Aus **vulfān* sei regelrecht got. *vulfē* hervorgegangen; im hochdeutschen aber habe sich die im urgermanischen begonnene entwickelung von *ā* zu *ō* fortgesetzt, und dieser „fortgesetzten umbildung zu *ō*" sei dann auch das *ā* des gen. plur. masc.-neutr. gefolgt, daher *wolfo*. Die umbildung von altem *ā* zu *ō* ist entschieden ein gemeingermanisch vollzogener und abgeschlossener lautvorgang gewesen, und von einer einzelsprachlichen fortsetzung desselben ist sonst nirgendwo eine sichere spur erkennbar. Ahd. *neritôs* gegenüber got. *nasidēs,* auf welches sich Leskien beruft, ist eine höchst zweifelhafte analogie, denn es fragt sich sehr, ob hier nicht vielmehr das ahd. *neritôs,* alts. *neridos* das alte haben, und ob nicht im gotischen das *ē* von *nasidēs* eine formübertragung von dem *ē* der pluralformen *nasidēdum* u. s. w. (mit *-dēdum* = ahd. *tâtum*) sei. Das angelsächsische und altnordische mit ihren ganz veranalogisierten formen der 2. sing. ind. praet. der schwachen verba (ags. *neredest,* altn. *tamdir*) entscheiden nichts.

Weiterhin setzt Leskien für die femininen *ā*-stämme aber die form **gibōn* als urgermanisch an und muss sich dabei, da er ja eine u r s p r ü n g l i c h e verschiedenheit des ausgangs *-ām* bei masc.-neutr. und fem. in folge der contraction mit den verschiedenen stammauslauten nicht anerkennt, rechen-

schaft von dem entstehen des abnormen -*ōn* beim femininum geben. Dies geschieht so, dass er sagt s. 87.: „die fem. haben im plural in allen anderen casus *ō* = *ā*, die msc. nur im nom. plur.; wenn man sich die gesamtheit der formen vergegenwärtigt, wird es verständlich, dass im fem. auch der gen. plur. demselben zuge folgte, der in den andern casus das *ā* zu *ō* gemacht hatte, im msc. aber mit den andern obliquen casus das *ā* festhielt.“ Ich kann es mir nicht denken, dass die analogie der übrigen casus den einfluss hätte haben können, dass im gen. plur. dasselbe -*ām* einen anderen weg der phonetischen umwandelung als sonst betrat; zumal da auf ein nach Leskien normal entstandenes got. **gibē*, **tuggōnē* die analogie der gen. plur. aller übrigen stammclassen wol mindestens ebenso stark lautschützend gewirkt haben würde, wie die der anderen casus derselben *ā*-declination gleichsam lautentgleisend gewirkt haben soll. Dagegen ist mir das sehr erklärlich, dass, wenn -*ō* in *gibō* die normale umgestaltung des alten genitivischen -*ām* war und wenn dann in den übrigen stammclassen durch irgend welche störende einflüsse jenes got. -*ē* eintrat, dass da der systemzwang der vielen formen von *giba* mit dem *ō* die verhindernde ursache sein konnte, welche hier das rein lautgesetzlich entsprungene -*ō* im gen. plur. nicht verdrängen liess.

Kurzum, ich halte in der tat das *-*ōn*, -*ō* für die normale, ungestörte germanische fortsetzung des alten genitivausganges -*ām* und will versuchen, im folgenden für das got. -*ē* den lautgesetzlichen entstehungsgrund und den gang seiner ausbreitung durch fortwirkende analogiebildung aufzudecken. Ich stütze damit gewissermassen zugleich eine hypothese Pauls, welcher in seinen und Braunes beitr. IV 354. aus sehr beachtenswerten grün-

den sich dafür entschieden hat, wie in anderen fällen so auch im gen. plur. eine bereits proethnische, nemlich wenigstens gemein-europäische[1]) entwickelung von *ō* in wortschliessender silbe anzunehmen; eine hypothese, welcher ich schon vorhin s. 217. meine zustimmung nicht vorenthalten zu müssen glaubte.

Sievers hat in seinem vortrage „über den umlaut im deutschen" auf der 1872er Leipziger philologenversammlung (vergl. verhandl. d. XXVIII philologenvers. 192.) die ansicht ausgesprochen, dass für die nichtverwandelung einer reihe ursprünglicher *ā* zu germ. *ō* eine art gemeingermanischen *i*-umlauts verantwortlich zu machen sei. Gemeingermanisch eingetretene mouillierung des das *ā* von dem nachfolgenden suffixalen *i* trennenden consonanten soll der grund gewesen sein, warum z. b. in dem *i*-stamme got. *dēds*, anord. *dáð*, ags. *dǣd*, alts. *dâd*, ahd. mhd. *tât* das *ā* der wurzel *dhā-* nicht die umlautung zu *ō* erfuhr wie in dem *a*-stamme von derselben wurzel got. *dōms*, anord. *dómr*, ags. alts. *dôm*, ahd. mhd. *tuom*. Hierin, meint Sievers, haben alle wurzelhaften gotischen *ē*, deutschen *â*, sofern sie nicht, wie im plur. perf. *nēmum, gēbum*, die producte von ersatzdehnung seien, ihren entstehungsgrund; im überlieferten gotischen sprachschatze fügen sich von 31 wörtern mit solchem *ē*, das nicht aus ersatzdehnung entstanden, 26 unmittelbar dieser erklärung, ein verhältnis der gotischen *ē*- und *ō*-laute, das schon Th. Jacobi in seinen beitr. z. deutsch. gramm. 13 ff. erkannt habe.

---

1) Dieses adjectivs bediene ich mich in demselben sinne wie Paul der kürze halber und bitte es nicht miszuverstehen.

Ich weiss nicht, ob diese ansicht seitdem von irgend welcher seite einmal nachprüfung erfahren hat, die sie ohne zweifel wol verdiente. Ich will auch meinerseits ihr hier weder beistimmen noch sie voreilig verwerfen. Schwierigkeiten bleiben jedenfalls, um diese theorie zur allgemeinen anerkennung zu bringen, vorher noch eine menge zu heben übrig. Um nur eins zu erwähnen und bei derselben wurzel *dhā-* zu bleiben: bei dem verbum alts. *dôn,* ahd. *tuon* gienge es sicherlich ohne die annahme einer grossen menge von formübertragungen nicht ab. Nur der infinitiv hätte die zu erwartende gestalt mit *ō*, da er suffixales *-a-* verloren hat; im altsächsischen dazu das part. praet. *dôn.* Für das ahd. part. *-tân* sollte es **tuon* heissen. Umgekehrt wäre im ganzen praes. ind., wo ahd. *gâm, gâs, gât* in ordnung sein würde, bei *tuom, tuos, tuot, tuom, tuot, tuont,* alts. *dôm, dôs, dôd* wiederum das *ô, uo* nicht an seinem richtigen platze: die meisten der personalendungen haben schliessendes *i* eingebüsst, die anderen europ. *e,* das aber seinerseits auch schon gemeingermanisch ausserhalb der wurzel durchweg zu *i* geworden war und ganz wie *i* nachzuwirken pflegt. Vergl. Braune in seinen beitr. IV 556., Sievers ebend. V 157. Man müsste wol, um Sievers' theorie zu retten, annehmen, einerseits dass der einzige infinitiv alts. *dôn,* ahd. *tuon* seinen *ô-, uo*-laut dem verbum finitum aufzudringen vermocht habe (umgekehrt wie bei *gân* der infinitiv sein *â* von dem praes. ind. her bezogen haben würde); dazu andererseits, dass das partic. praet. ahd. *-tân* sich nach dem plur. praet. *tâtum,* dessen *â* mit dem von *nâmum, gâbum* gleichartig ist, gerichtet habe.

Anderes würde sich auch wiederum trefflicher lösen mit hilfe derselben hypothese. Es ist mir nicht einleuchtend, dass das got. *ē*, alts. ahd. *â* von *ga-rēdan*, alts. *râdan,* ahd.

râtan sowie von got. *grētan* u. a. samt dem skr. *â* der auch in der praesensstammbildung genau entsprechenden aind. *râ'dh-a-ti, hrâ'd-a-te* mit Joh. Schmidt z. gesch. d. indog. vocal. I 36. 44 f. 61. 176. aus nasalierung erklärt werden müsse. Ich sehe in allen diesen fällen ursprüngliches indog. *ā*. Im praes. indic. nun wäre — immer die richtigkeit der Sieversschen hypothese vorausgesetzt — das got. *ē*, alts. ahd. *â* vielfach lautgesetzlich entstanden, nemlich überall da, wo der thematische vocal als *-a_1-*, europ. *-e-*, germ. *-i-* (nach dem eben erwähnten gesetz) zu erscheinen hatte, z. b. in got. *rēd-i-s* 2. sing., *rēd-i-þ* 3. sing., *rēd-i-þ* 2. plur. Von hier aus hätte dann eine verallgemeinerung des *ē*, *â* über den ganzen praesensstamm vor sich gehen können. Im perfect aber stand ein *i* in der auf die wurzel folgenden silbe nur in der 3. sing. des indicativs[1]); das von diesem *-i* = europ. *-e* in einer einzigen form etwa gewirkte wurzelhafte *ē*, *â* konnte nicht aufkommen gegen den normal entspringenden *ō*-vocal aller übrigen formen. So würde also nicht uneben der demgemäss secundär entstandene germanische ablaut von got. *rēda : rai-rōþ*, *grēta : gai-grōt* eben hier seine phonologische erklärung finden.

Was aber am meisten eben dieser hypothese von der „spaltung“ des *ā*-lautes im germanischen den boden wankend zu machen droht, das ist ein umstand, den Brugman oben s. 2 f. 31 f. hervorgehoben hat: es sind sichere indicien vorhanden, dass auch der lange *ā*-laut schon in der indogermanischen zeit kein einheitlicher, sondern qualitativ verschieden gefärbt war. In diesem lichte betrachtet, könnte der ablaut von got. *rēda : rai-rōþ* also doch wol ebenfalls seinerseits

1) Die frühzeitig zu *-un* gewordene endung der 3. plur. urspr. **-in*, aus **-ń[þ]* nach dem obigen s. 99., kommt dabei eben wegen ihrer sehr frühzeitigen veranalogisierung nicht in betracht.

ein alter, aus indogermanischer periode stammender sein: dem *á* des perf. skr. *ra-rā́dh-a* wäre eine andere, etwa mit Brugman durch $\bar{a}_2$ zu bezeichnende qualität im gegensatz zu dem $\bar{a}_1$ des praes. *rā́dh-a-ti* zuzuerteilen in derselben weise, wie das kurze *a* von *va-várt-a* perf. notorisch ein anderes war als das von *várt-a-te* praes.[1]).

---

1) Das nichtablauten von got. *slēpa* : *sai-zlēp* betrachte ich unter allen umständen als das unursprüngliche und bin überhaupt der meinung, dass auch die im gotischen noch reduplicierenden starken verba keineswegs von hause aus des ablauts baar waren. Ihr ablaut ist nur jetzt bei den meisten ein versteckter. Es unterliegt ja keinem zweifel, dass das wurzelhafte *a* der verba wie *faran, malan, anan, graban* u. s. w. mit den perfecten *fōr, mōl, ōn, grōb* u. s. w. ganz derselbe *a*-laut ist wie der der verba *halda, fāha* aus **fanha* (Holtzmann altdeutsche gramm. I, 1, s. 3. 9., Joh. Schmidt zeitschr. f. vergl. sprachf. XIX 277 ff., z. gesch. d. indog. vocal. I 43 f.), *blanda* mit den perfecten *hai-hald, fai-fāh* aus **fai-fanh*, **bai-bland.* Mit got. *ala* 'ich wachse empor', perf. *ōl*, ist *alþa* 'ich altere', perf. **aialþ,* von gleicher wurzel und verhält sich zu jenem als praesensbildung mit suff. *-ta-* (freilich erstarrt) wie lat. *plecto* zu gr. *πλέκω*. Der *a*-laut beider ablautsclassen ist ferner derselbe, von dem Brugman oben s. 14. anm. spricht. Mit got. *hafjan hōf* deckt sich lat. *capio,* mit *alan ōl* intrans. lat. *alere* trans., mit anord. *aka ók* lat. *agere,* griech. *ἄγειν*; ebenso mit got. **fanhan* **fai-fanh* lat. *pangere.* Zu got. *anan ōn* 'hauchen' vergleiche man lat. *an-i-mu-s,* griech. *ἄν-ε-μο-ς* von einem verbum lat. **anĕre,* gr. **ἄνειν*. Benennen wir dieses in allen europäischen sprachen im praesens des primären verbums rein bleibende *a* mit A_1, so ist sein perfectablaut A_2. Für das A_2 aber gilt im germanischen genau und ganz deutlich dieselbe regel, die die arischen sprachen für das a_2 kennen (vgl. oben s. 207 ff. 227 ff.): A_2 entfaltet sich germanisch in offener silbe zur länge, zu *ō*, in geschlossener silbe aber nicht und fällt folglich hier wieder ganz mit A_1 zusammen. Mithin ist in got. *hai-hald,* **fai-fanh* nicht weniger ein ablaut latent enthalten, wie in sanskr. *va-várt-a, ta-stámbh-a*; got. *fōr, mōl, ōn, grōb* u. s. w. aber stellen sich mit ihrem *ō* = A_2 in ehemals offener silbe den aind. *da-dā́r-a, ja-jā́n-a, pa-pā́t-a* mit *ā* = a_2 in derselben lage zur seite. — Mit dem A_1, A_2 werden im indogermanischen auch sogenannte *i*- und *u*-diphthonge gebildet. Z. b. in griech.

Dennoch habe ich es hier nicht für überflüssig gehalten, die Sieverssche hypothese der nachprüfung auch jetzt noch zu empfehlen. Denn es könnte ja, wie man a priori zugeben wird, doch recht wol sein, dass beide factoren zur erzeugung der germanischen *ē* (*â*) wirksam gewesen wären: zu der zahl der auf indogermanischem hintergrunde beruhenden germ. *ē* (*â*) konnte ein urgermanischer *i*-umlaut in der von Sievers gewollten weise neue hinzuschaffen aus solchen indogermanischen *ā*-vocalen, welche ohne das in ungestörter entwickelung hätten zu germ. *ō* werden müssen.

Um hiermit abzuschliessen, muss beiläufig noch bemerkt

αἴϑω, lat. *aed-es, aes-tu-ṣ, aes-tāṣ*; griech. *αἰϝών*, lat. *aevo-m*, got. *aiv-s*; griech. *αὔξω*, lat. *augeo*; griech. aeol. *αὔως*, lat. *aurora*, germ. *austana-, austra-* 'osten' (Fick wörterb. III³ 8.). (Beiläufig: die rechtfertigung des ausdruckes „sogenannte *i*- und *u*-diphthonge" wird eine spätere arbeit von mir bringen.) Solcher art ist im germanischen der *ai*- und *au*-diphthong in den praesentien wie got. *haita, skaida, auka* (vgl. *augeo, αὔξω*), *stauta* u. a. Wie im sanskrit das a_2i, a_2u in den perfecten *bi-bhéd-a, bu-bhój-a* mit dem a_1i, a_1u der praesentia ved. *bhéd-a-ti, bhój-a-te* nachträglich unterschiedslos zusammenfällt, so auch im germanischen das A_2i, A_2u in den perfecten *hai-hait, ai-auk* mit dem A_1i, A_1u in den zugehörigen praesentien. Weil aber auf eben diese weise der ablaut bei vielen verben mit A_1, A_2 in der wurzel lautgesetzlich ein latenter geworden war, so liegt eben hier der grund, warum die germanische sprache bei ebensolchen wie *haldan, haitan, aukan* die reduplication als perfectcharakteristicum noch eine geraume zeit hindurch festhielt, als sie bei allen übrigen, besonders auch bei den ursprünglich zu derselben kategorie gehörigen *faran, malan, anan, graban* u. s. w., schon aufgegeben war. Waren aber einmal die *haitan, aukan* für das sprachgefühl zu „ablautslosen" geworden, so sieht man leicht, wie ein *slēpan* es hysterogen auch werden konnte, um so eher, da man ja vielleicht — worauf manches hindeutet — im gotischen schon das *ai* von *haitan* sowol wie das *au* von *aukan* nicht mehr diphthongisch, sondern bereits als monophthongische längen sprach und da ja in dem *fāhan : fai-fāh* und *hāhan : hai-hāh* seit dem verklingen des nasals und in folge der dadurch entstehenden ersatzdehnungslänge auch hier muster für ein perf. *sai-zlēp* neben praes. *slēpa* vorhanden waren.

werden, dass, was das verhältnis des got. *ē* zu dem entsprechenden *â* der meisten übrigen altgermanischen sprachen betrifft, auch ich die jetzt vulgat werdende ansicht teile, dass dem *ē*-laut unbedingt die historische priorität auf germanischem sprachboden zuzuerkennen ist. Vergl. Th. Jacobi beitr. z. deutsch. gramm. 110 ff., Scherer z. gesch. d. deutsch. spr. 126 f., Fick Bezzenbergers beitr. II 204 f., Brugman oben s. 31 f. 53 f. anm.

Wenden wir uns nun zu dem gotischen genitivausgang -*ē* und fragen uns betreffs seiner, von welcher der beiden theorien, die germanischen *ē* zu erklären, wir in diesem falle am meisten gewinn zu haben hoffen dürfen, so ist wol so viel klar: von der zu vermutenden indogermanischen doppelheit des *ā*-lautes profitieren wie hier nichts; man wird doch vernünftiger weise nicht für das -*ē* von got. *dagē* auf den einen, für das -*ō* von ahd. *tago* auf den anderen der grundsprachlichen *ā*-laute recurrieren wollen. Dagegen erscheint mir nichts rationeller, um der entstehung des got. -*ē* auf den grund zu kommen, als in der tat eine einwirkung von *i* oder *j* anzunehmen. Mit anderen worten: nach meiner vermutung, die ich nun wahrscheinlich zu machen suchen werde, entsprang das -*ē* des gen. plur. lautgesetzlich an den *i*- und -*ị̂a*-stämmen. Sollte es gelingen, dieser ansicht einige probabilität zu verschaffen, so wäre es also, im gegensatz zu Sievers' hypothese, vorausgehendes *i* (*ị*) gewesen, welches die *ē*-färbung des *ā*-lautes, und zwar des vor nasal auslautenden, bewirkte. Ich unterlasse nicht, diese differenz im voraus zu bemerken, damit man nicht etwa glaube, mit Sievers' hypothese (welche uns überhaupt nur die erste handhabe geboten hat) müsse notwendig, wenn sie sich als unhaltbar erweisen sollte, auch die unserige von dem -*ē* des gen. plur. fallen.

Aus dem gotischen selbst hätten sich wol kaum jemals bestimmtere indicien ergeben, welche darauf geführt hätten, das *-ē* bei *harjē* anders zu beurteilen als bei *dagē*, dort als lautgesetzmässig entsprungene, hier als übertragene endung. Wir können darum unsere hypothese einzig nur dadurch wahrscheinlich machen, dass wir auf einen ganz analogen lautvorgang in einer der verwanten sprachen hinweisen.

Die tatsache, auf welche ich anspiele, ist die, dass im altbulgarischen ein solches schliessendes *-ān*, welches sonst nach normaler verwandelung durch **-ōn, *-ūn, *-ū* hindurch zu slav. *-y* wird, dieser verwandelung dann nicht verfällt, sondern zu *-ę*, d. i. **-ēn* wird, wenn ihm ein *j* vorhergeht. Und die beispiele, die in betracht kommen, sind die drei fälle: 1) nom. sing. der masculinen *n*-stämme, *kamy* 'stein' aus **kamōn *kamūn*, aber bei *j korę* 'radix' aus **korjōn*; 2) nom. sing. masc. (auch neutr. gemäss formübertragung, wie bei lat. *ferens*) der *-nt*-stämme der participia praes. act., *bery* 'colligens' aus **berōn *berūn*, aber bei *j chvalę* 'laudans' aus **chvaljōn*; 3) acc. plur. der masculinen *a*-, slav. *o*-stämme (und durch formübertragung auch der femininen *ā*-stämme), *vlŭky* 'lupos' aus **vlŭkōn *vlŭkūn*, weiterhin aus **vlŭko-ns*, aber bei *j konję* 'equos' aus **konjōn*, weiterhin aus **konjo-ns* (beim femin. *ženy* 'feminas', mit *j dušę* 'animas'). Vergl. Schleicher compend.[3 4] s. 125. 299. 514. 532.

Ueber die uns hier nahe tretende frage der entstehung des auslautenden *-y* im altbulgarischen aus ursprünglicher nasalenthaltenden silbe haben in jüngster zeit ausführlicher gehandelt Joh. Schmidt z. gesch. d. indog. vocal. I 177 f., Leskien d. decl. im slav.-lit. u. germ. 13 ff., Paul in seinen und Braunes beitr. IV 349 ff. Meine auffassung der sache kommt am nächsten derjenigen von Paul, dem ich ent-

schieden darin gegen Joh. Schmidt und Leskien beistimme, dass ich ebenfalls des glaubens bin: das *-s*, welches in den zwei ersten unserer drei fälle vielleicht (nemlich in weiter indogermanischer vorzeit, sicher nicht mehr im individuellen leben der einzelsprachen), in dem dritten sicher bestand, war trotzdem, auch in diesem dritten falle (acc. plur.), an sich irrelevant bei der gestaltung der endsilbe zu schliesslichem *-y* aus **-ūn, *-ū*. Mit vollstem recht sucht Paul vielmehr den eigentlichen grund für diese entwickelung des auslautenden *-ān* in den beiden ersten fällen darin, dass hier bereits vorslavisch keine silbe mit reinem *ā*, vielmehr mit *ō*-laut, wie in griech. *ἄκμων* und *φέρων*, bestanden habe, im gegensatz z. b. zu dem acc. sing. fem. *ženą* aus **ženām* mit noch reinem *ā*.

Was den acc. plur. *vlŭky* anbetrifft, so wäre Paul noch befriedigender mit diesem und erfolgreicher gegen Leskiens regel fertig geworden, wenn er, anstatt von **vlŭkans* auszugehen und die entwickelungsreihe **-ans, *-uns, *-unn, *-ūn, *-ū, -y* anzunehmen, vielmehr — denn der alte themavocal *-a₂-* ist ja slav. *-o-* ebenso wie griech. und lat. — von **vlŭkons* ausgieng und hieraus **vlŭkōns, *vlŭkōn* werden liess, wie ja auch im altindischen notorisch *vṛkān* aus **vṛkans* durch **vṛkāns* hindurch entstand (vgl. Sonne zeitschr. f. vergl. sprachf. XII 362 f., Joh. Schmidt z. gesch. d. indog. vocal. I 38.). Von **vlŭkōn* aus hätte Paul völligste conformität mit den fällen **kamōn — kamy*, **berōn — bery* gehabt: dort sowol wie hier war es nur der frühzeitig vorhandene *o*-laut, welcher die entwickelung gerade zu *-y* bedingte; dem *-s* aber kam bei dem acc. plur. einzig nur die wirksamkeit zu, dass es seinerseits die länge des *o* in der nasalierten silbe *-ons* herbeiführen half, welche in den beiden anderen fällen bereits viel früher vorhanden war. Um

so sicherer wir aber den *o*-vocal als den eigentlichen grund des *-y* erkennen, um so zweifelloser werden wir auch Pauls erklärung des acc. plur. fem. billigen und abulg. *ženy, dušę* als schlichte analogiebildungen nach dem masculin, nach *vlŭky* und *konję*, ansehen, keine grundformen **ženāns*, **dusjāns* zu ihrer erklärung statuieren.

Noch ein einwand bleibt uns zu beseitigen übrig, um die unrichtigkeit der Schmidt-Leskienschen regel definitiv darzutun. Joh. Schmidt a. a. o. führt auch noch das neutr. *imę* 'name' an als zeugnis, dass bei dem *kamy* ein schliessendes *-s* im spiele gewesen sein müsse. Mir scheint das nicht aus dieser differenz des masc. und neutr. der *n*-stämme zu folgen, vielmehr nur das, dass beim neutrum ein *-ān* mit anderer, offenbar hellerer qualität des *ā* und ein solches, dem sicher im griechischen nicht *-ων* entsprechen würde, zu grunde lag. Was freilich die genaue grundsprachliche gestalt dieses starkformigen nom. acc. sing. der neutralen *n*-stämme war, bleibt noch zu ermitteln. Auf ein *-ān* mit hellerer farbe beim neutr. (und femin.) der *n*-declination weisen bekanntlich auch die westgermanischen sprachen, z. b. ahd. *herza, ouga, ôra* gegenüber masc. *hano, ohso*. Vergl. Paul in seinen beitr. IV 336. 342 f. Das ostgermanische hat freilich den sachverhalt gerade umgedreht und zeigt beim neutrum (und femin.) den dunkleren vocal: got. *hairtō*, anord. *hjarta* aus **hertō* im gegensatz zu masc. got. *hana*, anord. *hani* aus **hana*. Indes ist schon in betreff des masculins seither nicht bezweifelt worden, dass in diesem falle dem westgermanischen zweige der preis der höheren altertümlichkeit gebührt. Vergl. Scherer z. gesch. d. deutsch. spr. 119 f., Braune in seinen beitr. II 152., Paul ebend. IV 339. 356 f. Dass auch beim neutrum das westgermanische dem ursprünglichen näher geblieben ist, dafür kann eben das

zeugnis des slavischen mit *imę* gegenüber *kamy* geltend gemacht werden. Ferner aber auch das zeugnis des altpreussischen: das preussische vocabular bietet im gegensatz zu dem masc. *smoy* 'mensch' = veraltetem lit. *žmů* die alten neutra in den drei beispielen *wundan* 'wasser', *dadan* 'milch', *semen* 'same', wozu noch das *emnan* *emnen* acc. 'name' der katechismen kommt, constant mit der helleren endung dar, deren zwischen *-an* und *-en* schwankende schreibung nach Joh. Schmidts sicherer ermittelung zeitschr. f. vergl. sprachf. XXIII 345 ff. den vocallaut als Brückes a^e anzeigt. Vergl. Pauli beitr. z. vergl. sprachf. VII 165. 202. 204., Leskien declin. 16. 17. 19. 64. Das *-an* von *wundan, dadan* mit Leskien am zuletzt angeführten orte formübertragung von den neutris der *a*-stämme sein zu lassen, ist also kein zwingender grund vorhanden in der verschiedenheit der lautbezeichnung bei *semen*. Jedesfalls aber betone ich, dass auch Leskien wenigstens in dem *-en* von *semen* die echte alte form sieht. Das lit. *-ů* von *vandů, sémů* entspricht nicht lautgesetzlich jenem preuss. *-an, -en* und dem slav. *-ę* von *imę, sěmę,* sondern diese ehemaligen neutra haben im litauischen bei der ablegung ihres neutralen geschlechts auch die form der masculina wie *akmů* angenommen. Wir kommen alsbald weiter unten auf diese frage zurück, wo wir dann auch eine erklärung der zwischen ostgermanisch und westgermanisch eingetretenen abweichungen geben zu können glauben.

Was nun das abulg. *-ę* anstatt *-y* nach *j* anbetrifft, in *korę, chvalę, konję,* so müssen wir uns natürlich auch gegen die auffassung Leskiens a. a. o. 15. erklären, es habe das *j* den folgenden *a*-laut ergriffen und zu *e* hin gefärbt, als derselbe noch reiner *a*-vocal war, es sei *konję* also unmittelbar aus **konjans,* nicht aus **konjons* geworden. Im

nom. sing. masc. der *n*- und -*nt*-stämme ist ja das -*ōn* nach Pauls probabler vermutung proethnischen ursprungs[1]); die *j*-wirkung aber ist im vergleich damit eine sehr junge, weil specifisch slavische erscheinung. Darum hat sich auch bereits Paul a. a. o. 355. richtig dafür entschieden, dass es auch denkbar sei, „dass sich *ję* aus **ją* (mit bereits dumpfer aussprache des nasalvocals) entwickelt hat". Ich sehe in der tat auch nicht ein, was hindern sollte, in allen unseren drei fällen das *-*jēn* -*ję* direct aus *-*jōn* hervorgehen zu lassen, um so mehr, da wir die schönste analogie zu dieser verwandelung von langsilbigem *jō* zu *jē* in dem bekannten slavischen lautwandel des kurzsilbigen *jo* zu *je* haben. Beim nom. acc. sing. neutr. *polje,* ferner beim instr. sing. *konje-mĭ* fällt es keinem menschen ein, das *je* etwa aus **ja* unmittelbar herzuleiten und also zu einer so frühen zeit entstehen zu lassen, als der suffixlaut indog. -a_2- noch nicht zu slav. -*o*- geworden war; es verhält sich aber in genauer proportion *konję* acc. plur. zu seiner grundform **konjōn,* wie der instr. sing. *konjemĭ* zu seiner vorstufe **konjomĭ*[2]).

---

1) Bemerkenswerter weise kommt Leskien selbst declin. 18 f. wenigstens bei dem einen analogen baltischen falle von lit. *akmů,* altpreuss. *smoy* zu dem schlusse, dass die vocalverdumpfung hier alt sei, „dass diese nominative bereits in der zeit der gemeinsamen [baltischen] entwickelung den *u*-laut hervorbrachten".

2) Es braucht nach dem obigen kaum noch gesagt zu werden, dass auch die entsprechende kürze slav. -*ŭ* aus indog. -*a₁m* in *vlŭkŭ* acc. sing. und gen. plur., im aor. *nesŭ* (oben s. 212. 214.) innerhalb der slavischen sprachentwickelung selbst nicht aus reinem -*am,* sondern notwendig aus -*om,* -*on* herzuleiten ist. Die behandlung dieses -*on* nach *j* gibt uns wiederum ihrerseits ein chronologisches moment, um zu sehen, wie relativ jung diese einwirkungen von *j* auf die nachfolgenden vocale sind. Das **konjon* acc. sing. und gen. plur. muss erst vollständig zu **konjŭ* geworden sein, ehe das *j* zu wirken begann und

Paul hat auch mit der bemerkung gegen Leskien recht, dass man „das material nicht als genügend zur begründung von Leskiens regel“ betrachten kann. Ich zweifle nemlich nicht, dass, wenn nicht unglücklicher weise die form *-ām* des gen. plur. bei den *ă*-stämmen durchweg im slavischen verschwunden und durch analogiebildung nach dem *-ŭ* = *-a₂m* der consonantischen stämme ersetzt wäre (oben s. 214.), eben dieser gen. plur. nicht minder dem griech. *-ων* von *λύκων* in der form abulg. *-y* gegenübertreten würde, wie dem *-ων* von *ἄκμων, φέρων* regelrecht *-y* in *kamy*, *bery* entspricht, und dass somit eben jener leider verlorene gen. plur. den sichersten beweis führen könnte, wie ein auslautendes *-s* mit der verwandelung zu *-y* causaliter nichts zu schaffen habe[1]).

---

konjĭ herbeiführte. Das zeigt der völlige parallelismus mit denjenigen fällen, wo das slav. *jĭ* aus **jŭ* = altem indog. *ju* entstanden ist, mit *igo* 'joch', d. i. **jĭgo* aus **jŭgo,* mit *chvalĭši* nom. sing. fem. part. praet. act., d. i. **chvaljĭši* aus **chvaljŭši*.

1) Was die differenz des lit. *-ů* im nom. sing. der *n*-stämme = griech. *-ων* von dem anderen falle lit. *-ū* = griech. *-ων* im gen. plur., *vilkũ* = *λύκων,* anbetrifft, so stimme ich auch hier Paul beitr. IV 351 f. völlig bei, dass man nicht notwendig mit Leskien den grund dafür in dem ehemaligen plus des *-s* bei *akmů̃* finden müsse. Auch ich könnte es an sich als nicht unwahrscheinlich gelten lassen, dass bei den *n*-stämmen es die einsilbler lit. *szů̂* 'hund' und das alte *żmů̃* = preuss. *smoy* waren, welche lautgesetzlich nicht verkürzten (*ū* als kürze neben *ů* angesehen), und dass diese dann, die ja häufig gebrauchte wörter sind, systemzwang ausübten den mehrsilbigen wie *akmů̃* gegenüber. Die gen. plur. sind ja allesamt mehrsilbig. Dagegen der eine grund, den Paul noch anführt, dass die lit. *n*-stämme im nom. sing. „sämtlich, wie ursprünglich wahrscheinlich alle *n*-stämme, den accent auf der endsilbe haben“, wird nicht geltend gemacht werden dürfen: auch die gen. plur. haben im litauischen ganz überwiegend, und bekanntlich auch nach altem indogermanischem betonungsgesetz, den accent auf der endsilbe. Doch werden wir an unserem teile weiter unten eine eigene neue vermutung über diese frage aufstellen.

Schon oben s. 218. vermutete ich ein verdrängtes abulg. ***těchy* = aind. *téshâm* anstatt der neubildung *těchŭ*. Es hätten also die alten gen.-plur.-formen von den *o*-stämmen *vlŭko-, konje-* regelrecht **vluky, *konję* zu lauten, ebenso aber auch beim feminin **ženy, *dušę* von den stämmen *žena-, duša-*. Das führt denn auf die vermutung, dass wahrscheinlich der formale zusammenfall dieser alten genitivformen mit dem acc. plur. für die sprache der treibende grund war, um zu den neubildungen *vlŭkŭ, konjĭ* im gen. plur. nach der weise der consonantischen declination zu schreiten. Man wird entgegnen: incidit in Scyllam etc., der casus fiel ja dann aber mit dem acc. sing. und dem diesem gleichgemachten nom. sing. (Leskien decl. 3 ff.) *vlŭkŭ, konjĭ* zusammen! Indes mochte dieser zusammenfall immerhin erträglicher erscheinen: gegen eine verwechslung von gen. plur. und acc. nom. sing. schützte füglich im satzzusammenhange die bei dem verhältnis von gen. plur. und acc. plur. nicht vorhandene stärkere scheidewand des verschiedenen numerus.

Bei den femininen *ā*-stämmen lauten bekanntlich die singulargenitive abulg. *ženy, dušę*, also genau gerade so, wie wir die alten formen des gen. plur. erschliessen zu müssen glauben. Sollte es möglich sein, dass wir in diesen bisher aller überzeugenden erklärung trotzenden genitiven des singulars (vergl. darüber Leskien decl. 41 ff.) die verschollenen alten gen. plur. vor uns hätten? „Im kreise der bedeutungsgleichheit oder bedeutungsverwantschaft" hielte sich diese analogiebildung wenigstens, wie es Leskien wünscht und von seiner eigenen vermutung (s. 43.) nicht glaubt. Eine brücke zur überführung der pluralform in den singular konnten etwa, wie ich mir denke, die im slavischen so beliebten collectiva der *ā*-declination werden. „Collectiva werden

in jüngeren asl. denkmälern und in lebenden slavischen sprachen nicht selten im plural gebraucht", lehrt Miklosich vergleich. gramm. IV 45. und belegt diese erscheinung u. a. mit den altbulgarischen beispielen dat. plur. *bratijamŭ* 'fratribus', instr. plur. *děcami* (aus *dětĭcami* verkürzt) von *bratija* fem. sing. 'fratres', *dětĭca* fem. sing. 'liberi', mit dem russischen loc. plur. *Sěverachŭ* von dem ländernamen *Sěvera* fem. sing., mit dem polnischen instr. plur. *liściami* 'foliis' von *liścia* fem. sing. 'folia'. Wenn nun dieser „formatio *κατὰ σύνεσιν*" gemäss an solchen collectivis der alte pluralgenitivausgang *-y, -ję* zuerst und frühzeitig auftrat, so konnten die collectiva, da sie ja im übrigen auch für das formale sprachbewusstsein doch singulare blieben, denselben als form des gen. sing. weiter an andere feminina wie *žena* und *duša* vermitteln. Letztere aber mussten um so williger darnach greifen, als nicht nur, wie bereits Leskien bemerkt hat, der ursprüngliche echte gen. sing. dieser nomina seit alter zeit schon mit dem nom. plur. in die éine form **ženās*, später **žena* zusammenfiel, sondern auch mit eben dieser letzteren seit dem *s*-abfall obendrein der nom. sing. sich deckte.

Auch noch aus einem anderen grunde ist es schade, dass uns die alten genitive plur. auf *-ām, -ōm* im slavischen nicht (oder höchstens in der erwähnten einen zweifelhaften spur) erhalten sind. Man sieht, eine wie genaue parallele die altbulgarischen **vlŭky* und **konję* zu dem germanischen nebeneinander von ahd. *wolfo* und got. *harjē* abgeben würden. Indem ich nun frage: stehen im germanischen, speciell im gotischen, ernstliche bedenken im wege, um hier den gleichen lautwandel von auslautendem **-jōn* in **-jēn̨* zuzulassen? — muss ich die betreffenden fälle, in welchen im altbulgarischen das *-ję* aus **-jōn* auftritt, auch im germanischen nunmehr einzeln prüfen.

1) Im nom. sing. der masculinen *-jan*-stämme bietet sich auf dem gesamten altgermanischen sprachgebiet nirgends ein anderer ausgang dar, als derselbe, den auch die reinen, -losen *-an*-stämme haben. Nach unserer vermutung sollten wir hier *-ō*, dort *-jē*, aussergotisch *-jā* erwarten. Offenbar ist es aber ganz unbedenklich, anzunehmen, dass got. *arbja*, ahd. *erbio* 'heres' diesen ihren ausgang unter dem stetigen stemzwange der gleichen form der *j*-losen *-an*-stämme wie *na, hano* erhielten und dass aus diesem grunde die lautsetzlichen got. **arbjē*, ahd. **erbia* (aus **erbiā*) nicht aufmen. Ueberdies kommt hinzu, dass die germanischen *-jan*-dungen insgesamt relativ ziemlich junge spracherzeugisse sind, deren suffixform teils aus antritt des secundären ndividualisierenden" *-an-* an *-i-*, *-ja-* und *-jā*-stämme (*arb-*ı-), teils durch bildung von primären nomina agentis mit *n-* aus den stämmen schwacher verba (ahd. *scepheo*), endh selbst durch einfachen übertritt alter masculiner *-ja*-ämme in die *n*-declination zu stande kam. Vergl. verf. orschungen II 112—119., Leskien declin. 90 ff.

Es bleibt aber doch zu erwägen — und ich stelle dies hier als hypothese auf —, ob wir nicht eine erhaltene spur dieses *-jē* in dem nom. sing. der femininen *n*-stämme des westgermanischen anzuerkennen hätten: ahd. *redia* 'rechenschaft, rede' könnte die genaue lautgesetzliche fortsetzung des urgerm. **raþjē* sein! Zu got. *raþjō* stimmt ja das *redia* im auslaut nicht, wie jetzt durch Pauls untersuchungen völlig feststeht; vergl. besonders Paul-Braunes beitr. IV 356. Man wird füglich anzunehmen haben, dass sich im gotischen das *raþjō* nach *tuggō* gerichtet habe, im althochdeutschen aber umgekehrt die *-jōn*-stämme die reinen *-ōn*-stämme beeinflussten und das lautgesetzlich entstandene *redia* analogisches *zunga* bewirkte. Dazu könnte man an sich auch

annehmen, dass dem *redia*, um solche macht über **zungo* zu gewinnen, auch die unterstützende kraft des nom. sing. der mit der *-ōn*-declination ja immer in engster allianz stehenden femininen *ā*-declination zu hilfe gekommen sei: nach Braunes jetzt wol allgemeiner zustimmung sich erfreuendem nachweise in seinen beitr. II 160. anm. ** ist im althochdeutschen, wie überhaupt im westgermanischen (mit ausnahme des angelsächsischen), bei *geba* die accusativform in den nominativ gedrungen, der nom. sing. lautete also hinfort gleich aus mit unserem *redia*. Aber das angelsächsische widerstrebt dieser letzteren annahme.

Im angelsächsischen stimmt *tunge* genau zu ahd. *zunga*, nicht zu got. *tuggō*; vergl. Paul beitr. IV 336. Es haben auch hier auf die reinen (*j*-losen) *-ōn*-stämme die gemeingermanischen femininen *-jōn*-stämme gewirkt, deren bestand gerade im angelsächsischen wegen der nichtvermischung mit der *ā*-declination besonders klar erkennbar ist. Jak. Grimm gramm. I[3] 561. zählt als ihre spuren auf u. a. ags. *cyrice* 'ecclesia', *vælcyrie* 'parca' (= anord. *valkyrja*), *micge* 'urina', *vicce* 'saga' (engl. *witch*), *viligie* 'sporta ex viminibus saligneis contexta'. Aber auch noch andere, die Grimm a. a. o. wegen des mangels des „bildungs-*i* (*e*)" in den obliquen casus der ersten (*j*-losen) schwachen feminindeclination zuweist, gehören zu unserer kategorie nach ausweis ihres umlauts, z. b. ags. *bricge brycge* 'brücke' (= anord. *bryggja*, ahd. *brucca*), *byrne* 'lorica' (= got. *brunjō*, anord. *brynja*, ahd. *brunia*), *hyrne* 'angulus' (= afris. *herne*), *myre* 'equa' (= ahd. *meriha merha*, nhd. *mähre*), *serce syrce* 'indusium' u. a. Diese also waren es, bei welchen sich nach unserer meinung das *-e* im nom. sing. lautgesetzlich entwickelte.

Da im angelsächsischen der acc. sing. *gife*, *âre* der *ā*-declination nicht zum nominativ geworden ist, so sind wir

sogar genötigt, nur die analogie der *-jōn*-stämme wirken zu lassen, um *tunge* zu gewinnen. Diesen vorgang müssen wir dann aber notgedrungen zu einem gemeinsamen westgermanischen erheben, und so wird uns auch beim althochdeutschen, altsächsischen und frisischen die zuhilfenahme der erwähnten anderen erklärung abgeschnitten, deren unbrauchbarkeit übrigens auch schon Paul beitr. IV 356. erkannte. Es leuchtet aber ein, dass der im althochdeutschen und altsächsischen durch die *-jōn*-stämme bewirkte ausgang *-a* von *zunga, tunga* bei seinem zusammenfall mit dem *-a* des neuen nominativs *geba, geƀa* die veranlassung der bekannten zahlreichen metaplasmen von der femininen *n*-declination in die *ā*-declination und umgekehrt auf eben diesen beiden sprachgebieten werden und zu jener völligen confundierung beider flexionssysteme führen konnte, welche dem angelsächsischen notwendig fremd bleiben musste. So wird im altsächsischen das *redia* selbst zum *ā*-stamm mit dem dat. sing. *rediu* Hêl. 2612. Monac.; so wird *zunga* im althochdeutschen facultativ aus einem *n*-stamme wieder zum *ā*-stamme (vergl. Graff althochd. sprachsch. V 682.), aus welchem es in vorhistorischer zeit erwachsen war.

Man hat deutlich, wie bis jetzt noch nicht klar erkannt worden ist, zwei zeitlich getrennte perioden der vermischung der femininen *ā*- und der *n*-declination zu unterscheiden. Die eine ist die des urgermanischen überganges indogermanischer *ā*-stämme zu germanischen *-ōn*-stämmen. Sie schuf die schwachen feminina wie got. *tuggō, viduvō, qinō, mizdō*, und der ursprung dieser erscheinung hängt eben meiner überzeugung nach causaliter mit der schöpfung des schwachen adjectivs zusammen. Auf diesem standpunkte sind von den altgermanischen dialekten das gotische, altnordische und angelsächsische stehen geblieben: was nicht

urgermanisch zum -*ōn*-stamm geworden war, ward es auch hinterdrein auf diesen gebieten nicht. Dann folgt in beträchtlichem abstande eine weit jüngere periode der speciellen althochdeutsch-altsächsisch-altfrisischen vermengung von *ā*- und -*ōn*-declination: alte *ā*-stämme, die es urgermanisch geblieben waren, treten zur *n*-declination über und werden die nachzügler jener got. *tuggō*, *viduvō* u. s. w.; aber auch umgekehrt wenden sich urgermanische -*ōn*-stämme facultativ zur *ā*-declination zurück, wie eben im althochdeutschen *zunga, witwa, quena* u. a., im altsächsischen *ređia*. So erklärt es sich, wenn ahd. *snora snura* 'schwiegertochter' als schwaches feminin (Graff sprachsch. VI 850.), ferner ahd. *ahsala,* alts. *ahsla* als starke und schwache feminina den nur starken ags. *snoru,* ags. *eaxl,* anord. *ǫxl* gegenüberstehen: letztere verbürgen die urgermanische declination dieser nomina als die noch unerweiterter *ā*-stämme = skr. *snushā́*, abulg. *snŭcha*, lat. **axla āla*. Zu dieser jüngeren erscheinung gab eben der zusammenfall von ahd. *redia, zunga,* alts. *ređia, tunga,* afris. *herne, tunge* mit der in eben diesen sprachen in den nominativ gerückten accusativform *geba, geƀa, jeve* den anstoss. Hiernach modificiert sich die darstellung bei Zimmer nominalsuff. *a* und *â* 240 ff., welche manches brauchbare beibringt, aber z. b. verkennt, dass die gelegentliche *ā*-declination von *zunga* im althochdeutschen, von *tunga* in den kleineren altniederdeutschen denkmälern historisch nichts mit der alten *ā*-declination von altlat. *dingua* zu schaffen hat.

Das verhältnis des ahd. alts. -*a* in unserem nom. sing. der femininen *n*-declination gegenüber dem ags. afris. -*e* von ags. *hyrne*, afris. *herne*, ags. afris. *tunge* und desgleichen des ahd. alts. -*a* im nom. acc. sing. der neutralen *n*-stämme, ahd. *ouga,* alts. *ôga*, zu dem -*e* von ags. *eáge,* fris. *âge* be-

darf noch einer bemerkung. Paul hat in seinen beitr. IV 343 f. diese frage eingehend behandelt und sich für die seither noch nie von jemand bezweifelte priorität des *-a* vor dem *-e* auch seinerseits entschieden. Auf grund meiner vermutung, dass es urgerm. *-ē* war, welches wir als die endung der feminina wie ahd. *redia* und auch der neutra wie *herza* nach dem obigen s. 243 f. am wahrscheinlichsten anzunehmen haben, erlaube ich mir jetzt als der erste zweifler an der priorität des *-a* aufzutreten.

Wenn in älteren angelsächsischen denkmälern sich zuweilen *-æ* und sogar *-a* findet und wenn im nordhumbrischen ein schwanken zwischen *-e* und *-a* auch in späterer zeit besteht, so räumt Paul selbst ein, dass bei diesem ags. nordhumbr. *-a* „vielleicht weniger eine bewahrung des ursprünglichen lautes als eine rückkehr zu demselben vorliegt". Paul sagt weiter: „Interessant ist es, dass das alts. insofern eine brücke vom ahd. zum afris. und ags. bildet, als auch hier das *-a* teilweise eine hellere färbung annimmt und in die schreibung mit *-e* zu schwanken beginnt. Zahlreiche beispiele dafür liefert der Monacensis des Heliand." Von diesen letzteren kommen auf unseren nom. sing. des schwachen feminins die von Paul angeführten beispiele alts. *thiorne, tunge, quene, sunne, suuidare*; auf den nom. sing. des neutrums aber *herte, ore, helage, betzte.* „Dem Cott. ist dieses *-e* fremd, mindestens bis auf ganz vereinzelte fälle. Mir ist nur 47, 21. *that helage barn* aufgestossen." Betreffs des vorkommens des *-e* in westfälischen urkunden verweist Paul auf Jak. Grimm gramm. I^3 552., woselbst *Imeke, Geppe* als nom. sing. schwacher femínindeclination belegt werden. Ja auch sogar auf hochdeutschem boden belegt Paul das *-e*, nemlich bei Isidor: nom. sing. schw. fem. *zifarande,* acc. sing. schw. neutr. *geistlihhe, undarquhedene, susliihhe.*

Bei dieser verbreitung desselben *-e* und bei seinem vorkommen gerade in so alten denkmälern auf den sprachgebieten, wo es sonst fehlt, wie Isidor im hochdeutschen, scheint mir doch die berechtigung vorhanden zu sein, in demselben eine antiquität gegenüber dem *-a* zu sehen. Vor allen dingen halte ich auch das für sehr bemerkenswert, dass diejenigen dialekte, welche uns hier das auslautende *-e* bieten, zumeist gerade die nemlichen sind, welche auch das wurzelhafte urgerm. got. *ē* nachweislich am längsten festhalten, beziehungsweise diesem *ē* nahe bleiben. Das angelsächsische hält bekanntlich die mitte zwischen dem got. *ē* und dem anord. ahd. alts. *â* mit seinem *ǣ* in den wörtern wie *vǣpn, vǣg, mǣl, slǣpan,* plur. praet. *lǣgon, ǣton* (Grimm gramm. I[3] 196 f.); es bleibt sogar ganz bei dem *ê* vor nasalen, z. b. in *cvên, vên* = got. *qēns, vēns* (Heyne kurze laut- und flexionsl. der altgerman. sprachst. [1] s. 54.). Im altsächsischen ist es eben auch der Münchener codex des Heliand, welcher constant *gêr* für *jâr* des Cotton. schreibt und in welchem sich auch *wêg* für *wâg, andrêdan* neben *andrâdan* u. dergl. findet. Die Essener legende bringt *bêdi, gêfi* für *bâdi, gâfi* (vergl. Heyne a. a. o. s. 39 f.). Auch Scherer z. gesch. d. deutsch. spr. 126. betrachtet diese sächsischen *ê* als „nachzügler".

Diese parallele macht es mir doch wahrscheinlich, dass wir auch in dem *-e* des auslauts auf denselben dialektgebieten wol eher eine dem urgerm. *-ē* näher gebliebene lautstufe, in dem gemeinen alts. ahd. *-a* dagegen dieselbe rückentwickelung des alten *-ē* zu dem *a*-laute zu sehen haben, welche uns in dem innern der wörter als *â* entgegentritt. Dass auch in anderen fällen ebendieselben dialekte oder quellen das *-e* anstatt *-a* aufweisen, z. b. der Monacensis im gen. sing. der feminina nach der *ā*-declination die formen

frofre, bede, helpe bietet, spricht an sich noch nicht gegen unsere vermutung betreffs des nom. sing. der schwachen feminina und neutra: dort könnte man ja immerhin ruhig die priorität dem *-a* erteilen. Aber den acc. sing. fem. der *ā*-declination, für den Paul besonders häufig auf altsächsischem und althochdeutschem boden das *-e* nachweist, lassen wir nicht als gegenzeugnis gegen uns gelten: bei dieser casusform erkenne ich ebenfalls dem *-e* die priorität zu aus gründen, die erst weiter unten klar werden können.

Wie es mir scheint, sind wir hier nun auch an einem punkte angelangt, wo es gelingen kann, die sämtlichen schwierigkeiten, welche die nom.-sing.-formen der *n*-stämme aller drei genera im germanischen bereiten, zu heben, vornemlich aber die zwischen ostgermanisch und westgermanisch bestehenden unebenheiten zu glätten. Auch dies excursweise zu versuchen sei uns hier noch gestattet. Ich spreche der kürze halber dabei im folgenden in der regel nur von gotisch und althochdeutsch: gotisch und althochdeutsch sind ja eben in dieser frage ein jedes der vollbeglaubigte vertreter seines grösseren hauptzweiges, daher hier für uns gleichbedeutend mit ostgermanisch und westgermanisch.

Nach meiner vermutung würden uns die formen des nom. sing. masc., fem. und neutr. der *n*-declination im gotischen und althochdeutschen, wenn alles richtig im alten geleise geblieben wäre, historisch so vorliegen:

	masc.		fem.		neutr.
got.	**hanō*	**arbjē*	*tuggō*	**raþjē*	**hairtē*
ahd.	*hano*	**erbia*	**zungo*	*redia*	*herza*.

Dass masc. und fem. von hause aus gleichgebildet waren,

ist ja wol von vorne herein über allen zweifel erhaben; auch im griechischen unterscheiden sich die feminina *εἰκών*, *ἀηδών*, *χελιδών*, *τρήρων* formal in nichts von den masc. *τέκτων*, *οὐρανίων* u. s. w.; im lateinischen stimmen *caro*, *hirundo*, *virgo*, *ratio* fem. im nom. sing. morphologisch genau zu *homo*, *leo*, *pūgio* masc. Die berechtigung, das germanische neutrum der *n*-declination so anzusetzen, ergibt sich, wie gesagt, aus dem oben s. 243 f. bemerkten.

Was zunächst den grundsprachlichen ausgang des nom. sing. masc. und fem. der *n*-declination angeht, so gilt es nun, auch diesen unsererseits hier festzusetzen, denn auch über diese frage ist man bisher ja nicht zu einem klaren resultate gekommen. So viel ist vorab sicher: nach lateinischen lautgesetzen können die nominative sing. wie *homō* kein *-n* — von einem *-s* dazu gar nicht zu reden — verloren haben, ebenso wenig wie skr. *ukshâ'* nach indischen lautgesetzen, wie zuletzt Windisch in Paul-Braunes beitr. IV 269. anm. mit recht hervorgehoben hat. Auf der anderen seite aber können wir auch den nasal nicht entbehren, um die formen der übrigen sprachen, z. b. des griechischen, slavischen, litauischen, germanischen, genügend zu erklären. Ich vermute, man hat, um aus diesem dilemma herauszukommen, anzunehmen: der grundsprachliche ausgang des nom. sing. der geschlechtigen *n*-stämme war *-ā̃*, europ. *-ō̃*, d. i. langes *ā*, *ō* als nasalvocal. Dann würden gerade ar. *-â* und lat. *-ō* wenigstens auf den ersten blick allein als die getreuesten lautlichen fortsetzungen der alten form betrachtet werden können. Dass im sanskrit alsdann *-âṃ* mit anusvâra zu erwarten wäre, kann nicht eingewendet werden: historischer sanskritischer nasalvocal ist der vertreter einer grundsprachlichen silbe mit vollem nasal als consonanten, ein grundsprachlicher nasalvocal

ist aber überhaupt bis jetzt noch nicht vorgesehen. Zu dem aind. *-â* von *ukshâ'*, lat. *-ō* von *homō* gesellt sich aber das griech. *-ω* in den nebenformen bei femininen: *εἰκώ, ἀηδώ, Γοργώ, Μορμώ*. In der gewöhnlichen griechischen form *-ων* würde das volle *ν* wiederaufgefrischt sein durch die analogie der übrigen casus, während jene *εἰκώ, ἀηδώ* u. s. w. von ihrer späterhin absonderlich dastehenden nominativform aus bekanntlich in andere flexionsbahnen einlenkten. Für das germ. *hanō, tungō* und das slav. *kamy* würde man übrigens, glaube ich, auch wol noch mit dem nasalvocal *-ō̃* auskommen, nicht notwendig der vollen silbe *-ōn* bedürfen; wo nicht, so hätte man unbedenklich dasselbe anzunehmen wie bei dem griech. *-ων*. Denn das ist ja offenbar nicht ausser acht zu lassen, dass die lautgesetzmässigen abkömmlinge eines grundsprachlichen *-ō̃* und eines ebensolchen *-ōn* ganz wol auch einmal in einzelnen der sprachen formal zusammenfallen können: ahd. *hano* aus **hanō̃* gerinnt mit *wolfo* gen. plur. aus **wolfōn*, abulg. *kamy* aus **kamō̃* mit *vlŭky* acc. plur. aus **vlŭkōn* (s. oben s. 242.) und *bery* part. ausg rundsprachl. **berōn* (nicht **berō̃*, sieh unten s. 263.) in der endung dann notwendig zusammen, wenn das *-ōn* so frühzeitig in der einzelsprache selbst zum nasalvocale *-ō̃* geworden war, als das alte *-ō̃* im nom. sing. der *n*-stämme noch bestand. Im litauischen aber haben wir die verschiedenheit von *akmũ* nom. sing. und *vìlkũ* gen. plur.: es ist darum sehr zu erwägen, ob dieselbe nicht doch, der oben s. 246. anm. erwähnten Paulschen erklärung entgegen, besser durch die alte differenz von *-ō̃* dort und *-ōn* (aus *-ōm*) hier im gen. plur. gedeutet würde. Und endlich: dürfte es denkbar sein, dass in den wunderlichen oskischen nominativformen von *-iōn*-stämmen úittiuf, fruktatiuf, tribarakkiuf (vergl. darüber verf. forsch. II 95. anm.) das -uf weiter nichts wäre,

als eine freilich wol recht unbeholfene graphische darstellung des nasalvocals? [1])

Um nun hiernach zum germanischen zurückzukehren, so gelangen wir sehr einfach im althochdeutschen beim nom. sing. der *n*-declinationen von dem vorausgesetzten zustande zu dem tatsächlich historisch überlieferten: es traten bloss die erwähnten zwei analogiebildungen *erbio* nach *hano* und *zunga* nach *redia* ein.

Mannigfaltiger sind die vorgänge im gotischen. Ich nehme folgenden entwickelungsgang an.

Zuerst glichen sich wol die formen der geschlechtigen *n*-stämme gegenseitig wieder an einander an, so dass *raþjō* (hist.) nach *tuggō*, aber auch **arbjō* (noch vorhist.) nach **hanō* entstand. Es trat also nächst dem obigen, ursprünglichen verhältnis folgendes neue nebeneinander von gotischen formen ein:

---

1) Griech. *ἐγώ*, lat. *egō*, an die man bei der frage nach dem nasalverlust von *εἰκώ*, *homō* leicht denkt, gelten mir als analogische verwandlungen von **ἐγόν*, **egom* = aind. *ahám*, abulg. *azŭ* unter dem einfluss der so häufig damit verbundenen 1. sing. praes. ind. *φέρω*, *ferō*, über deren *-ω*, *-ō* nunmehr Brugman oben s. 139 ff. zu vergleichen ist. Unsere ganze theorie aber von dem grundsprachlichen ausgange des nom. sing. der *n*-declination würde noch zuversichtlicher vorgetragen werden können, wenn die arischen nominative der *r*-stämme wie aind. *dâtâ'*, *pitâ'* nicht da wären, diese ebenso *r*-los wie *ukshâ'* *n*-los. Da aber hier das lateinische nicht einstimmt (*pater* aus **patēr*), da ferner abulg. *mati*, lit. *motė* das *-r* sehr gut einzelsprachlich verloren haben können, nach Leskien declin. 24 f. sogar müssen, so stehe ich kaum an, die *r*-losigkeit des nom. sing. der *r*-stämme im arischen als analogiebildung nach dem nom. sing. der ihnen in der ganzen declinationsweise ja sehr ähnlichen *n*-stämme zu erklären. So gewinnt denn allerdings an bedeutung, worauf Grassmann wörterb. z. rigv. vorw. s. VII. aufmerksam machte, dass im vedatext häufiger die veralteten nominativformen *mâtâ'r*, *hótâr* herzustellen seien.

masc.		fem.		neutr.
**hanō*	**arbjō*	*tuggō*	*raþjō*	**hairtē.*

Dem masc. assimilierte sich alsdann das neutrum und ward zu *hairtō*, offenbar wegen der gleichformigen obliquen casus (*hairtins, hairtin* wie *hanins, hanin*). Das führte zu:

masc.		fem.		neutr.
**hanō*	**arbjō*	*tuggō*	*raþjō*	*hairtō*;

lauter formen auf *-ō*, wie man sieht. Aber das neutrum behielt bei diesem übergange wenigstens sein altes geschlecht bei. Dieselbe analogiebildung nemlich ereignete sich teilweise auch im westgermanischen mit dem schwachen neutrum, dieses aber gieng dabei einen schritt weiter und gab in solchem falle auch das neutrale geschlecht preis gegen das masculine: ahd. alts. *namo*, *sâmo* masc. erhielten diese ihre form ganz unter derselben bedingung wie im gotischen *namō, hairtō*, aber jene rücken alsdann eine stufe weiter, so dass sie ganz mit lit. *vandů, sėmů* (oben s. 244.) auf einem niveau sich befinden. Umgekehrt ergeht es dem einen nomen 'herz' auf angelsächsisch-frisischem sprachboden: hier behält ags. *heorte*, afris. *herte* seine alte form, wird aber wegen derselben und ihres zusammenfalls im auslaut mit *tunge* vielmehr zum feminin.

Beiläufig bemerke ich, dass, wenn man es vorziehen sollte, die ausgleichung der anfänglichen masculinen formen got. **hanō*, **arbjē* lieber in der richtung geschehen zu lassen, dass daraus das verhältnis **hanē*: **arbjē* (nicht **hanō*: **arbjō*) entstand, an sich auch dies wol angienge. Man hat dann nur nötig, die schöpfung der neutralform *hairtō* in eine chronologisch frühere periode zu verlegen, nemlich vor die zeit dieser ausgleichung zu **hanē*, **arbjē*: denn **hanō* musste

noch bestehen, da wol kaum das fem. *tuggō* das geeignete muster abgeben konnte zur umgestaltung der alten form **hairtē*.

Es fehlen uns nur noch die historischen formen des masculins got. *hana, arbja*. Um diese zu gewinnen, könnte man annehmen, es habe die analogie der starken casus des masc. wie acc. sing. *hanan*, nom. und acc. plur. *hanans* den auslaut *-a* im nom. sing. anstatt des *-ō* (*-ē*) von **hanō*, **arbjō* (**hanē*, **arbjē*) hervorgerufen nach massgabe des verhältnisses, wie man entsprechend beim fem. neben acc. sing. *tuggōn*, nom. und acc. plur. *tuggōns* den nom. sing, *tuggō* hatte. Das wäre eine erklärung derjenigen ähnlich, wie sie meines erachtens durchaus treffend Paul in seinen beitr. IV 353. für das *-ην* statt *-ων* in griech. *ποιμήν* gegeben hat, wenn er dort annimmt, „dass das *η* des nom. sich zu dem *ε* der obliquen casus gebildet hat, nach analogie des verhältnisses von *ω* und *ο*" (*ἄκμων : ἄκμον-α*). Aber für got. *hana* scheint es mir doch ratsamer, eine andere erklärungsweise in anwendung zu bringen, um so mehr, da hier die sache nicht so günstig liegen würde wie im griechischen bei *ποιμήν : ποιμέν-*: im griechischen ist ja die themaform mit dem *e*-laut durch alle casus verallgemeinert, im gotischen ist das mit *hanan-* nicht der fall.

Ich ziehe den bestimmten artikel und das schwache adjectiv herbei. Schon früher, in meinen forschungen II 156 ff., schloss ich mich der meinung Jak. Grimms an, dass ein causaler zusammenhang bestehe zwischen den gleichen, geradezu auf einander reimenden auslauten von *sa* und *blinda* im masc. einerseits und von *sō* und *blindō* im fem. andererseits. Worin ich aber irrte a. a. o., das war erstens dies: ich liess nach dem constanten zuerst vorhandenen *sa blinda* des masc. sich das feminine *sō blindō* bilden. Es war viel-

mehr der hergang richtiger der, dass anfangs bei dieser stehend werdenden solidarischen verbindung der substantivierungsform des adjectivs mit dem deiktischen pronomen sowol im masc. got. *sa *blindō* (oder auch nach der vorgeschlagenen modification *sa *blindē*), als auch im fem. *sō blindō* gesprochen ward. Der trieb nach harmonie bewirkte beim masc. die herstellung der neuen form *blinda* anstatt des alten **blindō*. Die zahllosen substantivierungsformen der adjectiva aber wirkten zurück auf die übrigen der gleichen masculinen *n*-declination angehörigen nomina; so entsprangen *hana, arbja*. Ein anderer punkt, worin meine frühere darstellung irre gieng, war der, dass ich die einwirkung der artikelformen *sa, sō* auf den nom. sing. der geschlechtigen *n*-stämme gemeingermanisch sein liess; sie ist vielmehr ein specifisch ostgermanischer sprachvorgang gewesen. Dass im altnordischen die concordanz durch das wirken der speciellen nordischen lautgesetze später wieder zerstört worden ist, ist ja nicht verwunderlich: die verschiedenformigkeit von anord. *sá* und *blindi, hani, sú* und *blinda, tunga* ist natürlich auf den unterschied von einsilbigkeit und mehrsilbigkeit zurückzuführen.

Unser fahnden auf den dem abulg. *korę* analogen fall im germanischen ist, wie mich dünkt, nicht so ganz resultatlos geblieben. Prüfen wir nun weiter, ob der zweite der slavischen fälle von *-ję* aus **-jōn*, der von abulg. *chvalę*, auf germanischem boden seine analogien hat oder haben kann.

2) Im nom. sing. masc. der participialen *-nt*-stämme sind got. *nasjands* und alle ebenso beschaffenen formen der übrigen altgermanischen sprachen ganz sicher neubildungen, wie schon Sievers in seinen paradigmen zur deutsch. grammat.

vorw. s. V. und Paul in seinen beitr. IV 353 f. erklärt haben. Neubildungen von derselben oder ähnlicher art sind auf europäischem boden auch noch das lit. *dugąs* und das lat. *ferens*; ferner die nom. sing. der keltischen participia wie altir. *lóche* 'blitz' (eigentl. 'leuchtender'), *cara* 'freund' (eigentl. 'liebender'), welche nach Windisch' sehr einleuchtender darlegung in Paul-Braunes beitr. IV 209 f. 269. in vorhistorischer zeit sigmatische nominativbildung gehabt haben müssen. Und eine neubildung gleicher art zeigt an seinem teile sogar auch das griechische, z. b. mit dem in jüngerer weise sigmatisch gebildeten nominativ der participia wie *διδούς*, *τιθείς*, *ἱστάς*, ferner gelegentlich auch sonst, wie in *ὀδούς* von einem erstarrten urindogermanischen particip, anstatt dessen dialektisch, nemlich neuionisch bei Herod. VI 107. und bei Hippokrates, auch noch das ältere asigmatische *ὀδών* begegnet. Sonst ist es gerade die griechische sprache und daneben die slavische, welche sich mit ihrer nominativbildung des particips wie *φέρων*, wie abulg. *bery*, *chvalę* aus **berōn*[1]), **chvaljōn* **chvaljēn* entschieden als die altertümlichsten von allen europäischen sprachen, ja nicht nur von diesen, sondern von allen indogermanischen sprachen insgesamt erweisen. Denn auch im arischen hat zunächst abaktr. *barãç* ebenfalls offenkundig die jüngere sigmatische bildungsweise. Aber auch das skr. *bháran* gehört in dieselbe kategorie, und ich muss Sievers und Paul entschieden eines irrtums zeihen, wenn sie

---

1) Warum Paul beitr. IV 354. es merkwürdig findet, dass der nom. sing. fem. und die obliquen casus dieses *bery* *ą* haben: *berąšti*, *berąšta* etc., verstehe ich nicht recht. Das *ą* = *on* + conson. beruht hier auf lautgesetzlicher wandelung der starken form indog. **bha$_1$ra$_2$nt-* = urslav. **beront-*. Abulg. *ą* ist nicht nur der vertreter einer ursprünglich von n a t u r, sondern auch einer durch p o s i t i o n langen silbe; vgl. Leskien declin. 15.

aa. aa. oo. dieses aind. *bháran* auf die seite des griech. *φέρων* und des abulg. *bery* stellen: *bháran* entsteht auf speciell indischem boden normal aus **bhárants* und nur aus diesem und ist folglich ebenso gut eine sigmatische nominativbildung wie etwa *marút* aus **marúts.* Der aind. nom. sing. *dán* 'zahn' ist somit um nichts ursprünglicher als das griech. *ὀδούς*, das lat. *dens*, das ahd. *zand*, welche sämtlich sigmatischer bildung sind: alle aber überragt an altertümlichkeit jenes neuion. *ὀδών.*

Als der grundsprachliche ausgang der *-nt*-stämme im nom. sing. masc. ist eben entschieden *-ān* anzusehen, das im europäischen zu *-ōn* wird[1]. Diese alte bildungsweise ist im altindischen selbst keineswegs ganz ausgestorben und durch die jüngere von *bháran* völlig verdrängt worden. Zunächst zeigen sie durchgängig die stämme mit den secundärsuffixen *-mant-* und *-vant-*, deren declination doch kaum von hause aus verschieden von derjenigen der praesensparticipia gewesen sein kann; vgl. nom. sing. ved. *mádhumân* 'mit süssigkeit versehener', *bhágavân* 'segensreicher'. Dann aber findet sich das *-ân* vereinzelt auch bei den praesensparticipien selbst, nemlich da wo solche zu substantiven oder adjectiven erstarrt sind. Dahin

---

1) Man sieht, wie im griechischen auch das normale *-ων* der *-nt*-stämme für den nom. sing. der *n*-stämme mit eine ermutigung sein konnte, sich sein *-ν* hinter dem *-ω* = grundsprachl. *-ō̆* (oben s. 257.) aufzufrischen. Geschah dies, so machte wol gelegentlich die auffrischung einen alten *n*-stamm eben vom nom. sing. aus ganz in die *-nt*-declination entgleisen; z. b. bei *λέων λέοντ-ος*, das durch lat. *leo* und ahd. *lewo* und überdies im griechischen selbst durch das daraus movierte fem. *λέαινα* untrüglich als ursprünglicher *n*-stamm erwiesen wird. Für die entgegengesetzte erscheinung, dass vielmehr alte *-nt*-stämme im griechischen vom nom. sing. aus zu *n*-stämmen werden, werde ich in kurzem bei anderer gelegenheit beispiele beibringen.

gehört *bhávân* als ehrerbietige anrede der zweiten person, gegenüber dem jüngeren sigmatischen *bhávan* 'werdender, seiender' als lebendigem particip von wurz. *bhû- bhávati*: es ist wol möglich, dass bei jenem *bhávân* zur erhaltung der alten form ausser dem umstande der erstarrung auch die formale association wegen des *v* mit dem nominativ der *-vant*-adjective mitwirkte; vergl. analoge erscheinungen bei Brugman zeitschr. f. vergl. sprachf. XXIV 71.[1]). Von derselben art ist ausserdem aind. *mahá'n*, nom. sing. des erstarrten particips *mahánt-* 'gross' von wurz. *mah-* 'wachsen, gross sein'. Und interessant ist es bei diesem *mahâ'n* wiederum zu sehen, wie gerettetes altes auf der einen seite junge ausschreitungen auf der anderen im gefolge hat: das *ân* in den starken casus acc. sing. *mahá'ntam*, nom. plur.

---

1) Wenn Grassmann wörterb. z. rigv. vorw. VII. und sp. 1288. auch die form *víbhvân* namhaft macht als solche, welche an drei ṛgvedastellen (IV 33, 3. 36, 6. VII 48, 3., immer vor *ṛ*) anstatt *víbhvá* nom. sing. des *n*-stammes *víbhvan-* gelesen werden müsse (überliefert ist die schreibung *víbhvâň*), so hat dies *víbhvân* natürlich nicht dieselbe sprachgeschichtliche bedeutung wie das *mâtâ'r* ṛgv. V 45, 6. und das *hótâr* ṛgv. I 127, 10. (vgl. oben s. 258. anm.): in *víbhvân* ist das *-n* jung und entstanden durch dieselbe „anempfindung" des wurzelhaften *v* von *víbhvan-* (wurz. *bhû-*) an das *v* des suffixes *-vant-*, wie nach Brugman a. a. o. bei ved. *svávân, svátavân* als nom. sing. der *s*-stämme *sv-ávas-, svá-tavas-*. Natürlich stellt Grassmann ṛgv. V 45, 6. mit fug und recht das *mâtâ'r* her anstatt der auch dort überlieferten schreibung *mâtâ'ň*, ebenfalls vor anlautendem *ṛ*- des folgenden wortes. Schreibungen wie *mâtâ'ň* an dieser stelle und ähnliche, von einem *r*-stamme noch *vidhartâ'ň ṛ-* ṛgv. II 28, 4., sind wol nur consequenzmacherei der Inder, welche die alten formen wie *mâtâ'r, vidhartâ'r* später nicht mehr verstanden und nach dem rein äusserlichen schema solcher fälle wie des *víbhvâň ṛ*- das nasalzeichen auch bei den *r*-stämmen schrieben. Als solche aber dürfen uns, wie man sieht, eben diese schreibungen nicht zu so verfehlten schlussfolgerungen verleiten, wie man sie neuerdings bei Bechtel anzeig. f. deutsch. altert. III 218 f. findet.

mahâ'ntas u. s. w., sowie in abaktr. *mazâoñtem* beruht nur auf formübertragung von dem nom. sing., und ich vermag darin nicht mit Joh. Schmidt zur gesch. d. indog. vocal. I 38 f. eine lautgesetzmässige dehnung des *an* vor *t* zu sehen.

Also das got. *nasjands* ist sicherlich jung, vielleicht gar noch jünger als die entsprechenden sigmatischen bildungen der anderen sprachen, da die germanische form ja wol nur schlichte analogiebildung nach der *a*-declination sein wird, wie sicher der gen. *nasjandis* und ebenso sicher der acc. sing. dieser substantivierten participia, z. b. das belegte *fijand* acc. sing., das als echte consonantische form notwendig **fijandu* mit *-u* = *-m* nach geräuschlaut (vergl. oben s. 227. anm. 1.) zu lauten hätte. Mithin ist auch das *nasjands* dem abulg. *bery* gar nicht vergleichbar, und der fall des abulg. *chvalę*, dem gemäss man in genauer entsprechung ein got. **nasjē* zu erwarten hätte, ist im germanischen nicht aufzutreiben.

Anhangsweise ist hier die erwähnung einer hypothese meines freundes Sievers am platze, welche mir derselbe vor längerer zeit schon mitteilte und die mir jetzt plausibler als ehemals erscheint. Sievers meinte: ob nicht die grosse ausbreitung der bildung der primären nomina agentis mit suff. *-an-* im germanischen, welche hier zum schwachen adjectiv und zum überhandnehmen der *n*-declination überhaupt geführt hat, wesentlich auch dadurch befördert sein könne, dass alte participia praesentis durch ihre echte alte lautgesetzlich mit dem nom. sing. der *n*-stämme zusammenfallende nominativform veranlasst worden seien, sich gänzlich der *n*-declination zuzuwenden, also den gerade entgegengesetzten weg wie im griechischen *λέων* (sieh die anmerkung auf der vorletzten seite) zu gehen. Für diese an-

sicht glaubt Sievers das zeugnis namentlich derjenigen nomina agentis mit *-an-* in anspruch nehmen zu sollen, welche ich in Paul-Braunes beitr. III 20. 22. 26 ff. behandelt habe, der bildungen nemlich wie ags. *lifa* = ahd. *lîbo*, ahd. *blint-slîhho*, ferner ags. *hreóða*, *geóta*, ahd. *biogo*, *diozo*, *giozo*, ferner ags. *spreca* = ahd. *sprehho*, ahd. *horno-bero*, *nemo*, *trincho* u. s. w., welche sich dem von mir nachgewiesenen gesetz über die ursprüngliche ablautsstufe bei den primären *-an*-bildungen nicht fügen wollen, sondern den wurzelvocal des praesensstammes aufweisen. Sodann liesse sich zu gunsten derselben hypothese auch das beliebtwerden jener primären nomina agentis als zweiter compositionsglieder und ihr sehr häufiges abwechseln an dieser stelle mit wirklichen participien anführen, z. b. bei alts. *alowaldo*, ags. *eal-vealda* und andererseits *alo-waldand*, *eal-vealdend*: beide formen würden sich bequem zu éinem grundsprachlichen paradigma, dem des part. praes., vereinigen lassen. Sollten wir dieser feinsinnigen Sieversschen vermutung gemäss demnach in solchen nominen wie ahd. *scepheo* 'creator' = urgerm. **skapjō* vielmehr den alten nom. sing. des praesensparticips von *skapjan* vor uns haben, so müsste immerhin und könnte auch unbedenklich das *-jō* anstatt **-jē* durch die association an die *j*-losen nom. sing. der dann auch participialformen seienden bildungen wie ahd. *lîbo*, *biogo*, *nemo* u. s. w. erklärt werden; vergl. oben s. 249.

3) Auch der fall des acc. plur. abulg. *konję* hat im germanischen nichts commensurables: got. *harjans* zeigt eine völlig abweichende lautentwickelung des schliessenden *-jans*; zu einem **-jōn* konnte es hier nie kommen, da einmal das suffixale *-a-* nicht zu *-o-* geworden, dann auch das auslautende *-s* germanisch festgehaftet hat.

Zum ersatz für diesen ausfall haben wir aber im germanischen endlich einen anderen fall, der wiederum seinerseits im slavischen nichts analoges hat; das ist

4) der acc. sing. der femininen *-jā*-stämme.

Auch das suffix indog. *-ā-* der feminina ist im germanischen zu *-ō-* geworden; eine wandelung, die zwar Paul beitr. IV 347 ff. 356 f. mit recht als eine jüngere der europäischen entwickelung von *ō* im gen. plur., im nom. sing. der *n-* und *-nt*-stämme entgegenstellt (vergl. auch Sievers beitr. V 133.), welche aber doch so alt ist, dass sie als gemeingermanisch zu gelten hat und dass man meiner ansicht nach nicht mit Paul daran denken darf, die spur ihrer verschiedenheit von der älteren europäischen *ō*-entwickelung in der westgermanischen spaltung von *-a* (*-e*) und *-o* (*-a*), z. b. im acc. sing. ahd. *geba* = ags. *gife* gegenüber dem gen. plur. *gebo* = ags. *gifa*, zu suchen. Man vergleiche den dat. plur. got. *gibō-m* mit ahd. *gebô-m* und beide mit abulg. *žena-mi* instr. plur.; man denke ferner an das allerseits in den germanischen sprachen durchgehende *-ō-* in dem stamme der ja von der *ā*-declination ausgehenden denominativen verba wie got. *salbō-n, salbō-da*. An andere casus von *gibō-* als den dat. plur. lässt sich nicht gut erinnern, da bekanntlich in dem gen. sing. *gibōs*, nom. acc. plur. *gibōs* nicht reines indog. *-ā-*, sondern contractionsproducte desselben enthalten sind.

Das indog. *-ā-* der feminina ist jenes A_2, von welchem wir oben s. 238. anm. handelten. So zeigt es denn auch dieser seiner natur gemäss in den suffixen und bildungssilben, wie bei *gibō-* und *salbō-n*, germanisch genau die nemliche gestalt *ō* wie in der wurzel bei den perfectis *fōr*, *grōb* u. s. w. So entspricht es dort, bei *gibō-*, genau ebenso griech. *ᾱ*, ion.-att. *η* in dor. aeol. *τιμᾱ́-*, ion.-att. *τιμή-*, wie

mit dem *ō* der wurzel in dem perfect anord. *ók* von *aka* 'agere' das griech. *ᾱ, η* in *στρατ-ᾱγό-ς, στατ-ηγό-ς* harmoniert und wie das *ō* von germ. *brōþar-, mōdar-* mit dem griech. *ᾱ, η* von *φρά́τωρ* und dor. aeol. *μάτηρ* = ion.-att. *μήτηρ* identisch ist. Auch in den bildungssilben correspondiert griech. *ᾱ, η* = A_2 völlig ebenso mit *ᾰ* = A_1, z. b. in dem vocativ homer. *νύμφᾰ, δέσποτᾰ* zu dem nominativ *νύμφη, δεσπότη-ς*, wie unter ganz entsprechenden verhältnissen mit dem griech. *ο* = a_2 das *ε* = a_1 ablautet, z. b. im voc. sing. *ἵππε* gegenüber dem nominativ *ἵππο-ς*. Vergl. Brugman in Curtius' stud. IX 371.[1]) Als A_2 hat denn auch das feminine indog. *-ā-* mit dem *-a-* = a_2 der masculina und neutra phonetisch nichts zu schaffen, sondern ist ein suffix von völlig anderer herkunft, obwol es, wie bekannt, in aind. *áçvâ* = lat. *equa* und sonst häufig nach altem brauche feminina aus masculinen *-a₂*-stämmen moviert.

An der forderung einer germanischen grundform **ge-bō-m *gebōn* für den acc. sing. kann uns also zunächst das griech. *τιμήν* und das lat. *equam*, das abulg. *ženą* aus **ženān* nicht hindern. Es hindert uns aber daran auch das lit. *mergą* nicht. Ich kann nemlich nicht mit Leskien declin. 61. in diesem *mergą* die lautgesetzliche fortsetzung einer grundform **mergān* sehen. Leskien muss vorhergehende speciell litauische verkürzung von **mergān* zu **mergăn* annehmen, um zu *mergą* zu gelangen. Das ist aber ebenso bedenklich wie seine ähnliche annahme beim slavischen gen. plur.; vergl. oben s. 207. Meiner ansicht nach ist lit. *mergą* nur für

1) Wie ehemals in der indogermanischen grundsprache die bildungs- und ableitungsilben durchaus derselbe dreistufige vocalablaut beherrschte, wie die wurzelsilben, das nachzuweisen wird aufgabe einer der nächsten abhandlungen von mir sein.

eine analogiebildung nach dem masculin, nach *pōną*, zu halten. Denn im litauischen ist ja die normale gestaltung von indog. A_2 sowol in der wurzel wie in den suffixsilben ebenso *ō* wie im germanischen; vergl. die casus *mergō-mìs* instr. plur., *mergṓ-ms* dat. plur., *mergō-sè* loc. plur. mit got. *gibō-m*; vergl. ferner lit. *mōtė̃*, *brōterė̃lis* mit germ. *mōdar-*, *brōþar-*. Mithin war der regelrechte acc. sing. urlitauisch **mergō-m*, **mergōn* gebildet, und daraus hätte nur **mergū* werden können wie im gen. plur. *mergų̃*. Eben der lautliche zusammenfall mit diesem casus mag die veranlassung gewesen sein, warum die sprache die analogiebildung *mer̃gą* vornahm. Das apreuss. *genan*, das Leskien auch herbeizieht, erleidet eventuell dieselbe auffassung, kann aber vielleicht wol auch noch als = *genān* angesehen werden. Ebenso entscheidet das lett. *růku* = lit. *rañką* nichts, da es in der endung sowol mit dem acc. sing. masc. *wilku*, als auch mit dem gen. plur. *růku* = lit. *rankų̃* zusammenfällt. Der acc. plur. lit. *mergàs* aber aus **mergāns*, verkürzt **mergăns* (Leskien declin. 105.) kann gegen unsere erklärung nicht eingewendet werden: hier hat die verkürzung ihren lautgesetzlichen grund in der ursprünglichen schliessenden doppelconsonanz; und dass dieselbe — wie auch Leskien annimmt — frühzeitig statt gefunden haben muss, zeigt einmal das nochnichteingetretensein des ja ziemlich späten, weil mit dem slavischen und sogar mit dem lettischen nicht geteilten lit. *ō* = urspr. *ā*, sodann auch der genaue einklang von lett. *růkas* acc. plur. = lit. *rankàs*.

An der forderung einer germanischen grundform **gebō-m* **gebōn* für den acc. sing. kann uns aber endlich auch innerhalb des germanischen selbst die accusativform der westgermanischen sprachen, ags. *gife*, afris. *jeve*, alts. *geƀa*, ahd. *geba*, nicht hindern, wenn es, wie ich hoffe, gelingt,

diese selbst als das product einer formübertragung zu erweisen[1]).

---

1) Durch die klar hervortretende tatsache, dass germ. *-ō-* = griech. *-ᾱ-* *-η-* = indog. *-A_2-* das femininsuffix ist, rücken jetzt auch die composita von der form wie ahd. *beto-hûs, gibo-hûs,* über welche ich verb. in d. nominalcomp. 21 ff. gehandelt habe, in ein anderes licht der betrachtung. Ich entschied mich dafür, mit Jak. Grimm den compositionsvocal *-o-* dieser bildungen für dialektisch anstatt *-a-* zu halten. Das kann, wie ich jetzt sehe, nicht aufrecht erhalten werden. Vielmehr scheinen mir jene composita betreffs der gestaltung des themas des ersten gliedes genau den griechischen bildungen wie homer. *βουλη-φόρος, αἰϑρη-γενής*, nachhomer. *δαφνη-φόρος, πυλη-δόκος*, dor. *ἀρετᾱ-λόγος* vergleichbar zu sein. Was ist dann dem gegenüber von *beta-hûs*, *jaga-hunt* u. s. w. mit *-a-* zu halten? Dass diese mit der den stamm vertretenden jungen accusativ-nominativform *beta*, *jaga* gebildet seien, braucht wol nicht angenommen zu werden: solche wie *beta-hûs* können sogar ihrerseits trotzdem noch eine ältere bildungsweise repräsentieren als *beto-hûs*. Erinnern wir uns des von Brugman in Curtius' stud. IX 324. anm. 37., 364 f. besprochenen wichtigen gesetzes der wortbildung, dass die abstufenden stämme von der ursprache her in der derivation und composition in der schwachen stammform auftreten, und bedenken wir ferner, dass voc. *νύμφᾰ* uns die schwache stammform der *ᾱ*-declination als auf der stufe A_1 erweist, germanisch aber *a* = A_1 ist: so ergibt sich wol, dass *beta-hûs* als dem alten gesetze folgend angesehen werden kann. Ich vergleiche dann die sicher — auch wenn ahd. *beta-hûs* anderer art sein sollte — so zu beurteilenden griechischen bildungen von hohem alter wie homer. *Ἀλκᾰ-ϑοος, λυκᾰ-βαντ-, πυλᾰ-ωρός* u. a., die man bisher noch stäts misverstanden hat (vergl. Gust. Meyer in Curtius stud. V 82., Zacher dissert. philol. Hal. I 293., Clemm stud. VII 22.). Es verhielte sich demnach ahd. *bẹtó-hûs : beta-hûs* = griech. *πυλη-δόκος : πυλα-ωρός*. Das ahd. compositions-*o-* bei masc. ntr. wie in *spilo-hús, lobo-sam, tago-sterno* u. a. darf wol als analogiebildung nach den femininen betrachtet werden, und es würden sich wiederum trefflich im griechischen die von Clemm a. a. o. 23. richtig für nachbildungen erklärten compositionen *ἐλαφη-βόλος, ϑανατη-φόρος*, dor. *πολεμᾱ-δόκος* vergleichen lassen. Im deutschen konnte die formübertragung des feminincharakters auf masculina und neutra um so leichter geschehen, als ja die nebenform *beta-hús* mit *-a-* = *-A_1-* und *spila-hús* mit *-a-* = *-a_2-* im compositionsvocale zusammentrafen: so konnte man

Wo sehen wir denn aber nun der forderung unseres theoretischen ansatzes der accusativform urgerm. **gebō-m* **gebōn* praktisch genügt? Beim nomen selbst, wie zugestanden werden muss, nirgends. Denn auch im ostgermanischen sind die accusative sing. got. *giba,* anord. *gjǫf* nach Pauls überzeugender erklärung Germania XX 105. nicht anderes als die übertragungen der nominativform.

Dagegen aber halte ich nun meine zurückführung der altgermanischen adverbia mit den einzelsprachlichen ausgängen got. *-ō,* ahd. alts. *-o* u. s. w. auf den acc. sing. fem. der *ā-*, germ. *ō*-declination, freilich hier nicht in dem vollen umfange, wie ich zeitschr. f. vergl. sprachf. XXIII 90 ff. diese erklärung aufgestellt, aber in beschränkterem und modificiertem umfange um so zuversichtlicher, aufrecht. Paul hat meiner hypothese in seinen beitr. IV 340. zuerst mit entschiedenheit beigestimmt, gerät aber allerdings späterhin, ebend. s. 391., auf andere vermutungen. Nach meiner jetzt noch festeren überzeugung repräsentieren die gotischen adverbia wie *galeikō, missō, sinteinō, usdaudō,* die althochdeutschen wie *gerno, gilîcho, harto,* die altsächsischen wie *gerno, gilîko, fasto* völlig und sie an ihrem teile einzig normal den urgermanischen ausgang des acc. sing. fem. *-ōn* = indog. *-A_2m.* Und ich glaube, dass sich nunmehr völlig bewahrheiten dürfte, was ich a. a. o. s. 92. bemerkt habe: „Es ist sogar recht wol möglich, dass fortan umgekehrt die adverbien selbst einen neuen regulator für die beurteilung

hier hysterogen ein *spilo-hûs* bilden, wie dort auch ein *beto-hûs* vorhanden war. Das *petu-* von dem auch nicht jungen *petu-pûr* bei Graff ahd. sprachsch. III 18. aus Ra. (vergl. verf. verb. in der nominalcomp. 24.) betrachte ich jetzt als die alte hier den stamm vertretende nominativform, welche ja ehemals auf ein bei kurzsilbiger wurzel bleibendes *-u* auszugehen hatte (vergl. Sievers oben s. 142 f. bei Brugman).

der declinationsverhältnisse bei der -*ā*-declination abgeben können. Die adverbien sind aus dem casusverbande, dem auch sie vordem angehörten, heraus getreten und haben sich ganz selbständig und darum auch ganz frei und vielleicht regelrechter entwickelt; im declinationsparadigma beeinflusst immer eine casusform die nebenstehende andere, es treten verschiebungen, angleichungen und überhaupt mancherlei störungen der ursprünglicheren und normaleren formenverhältnisse ein"[1]).

Worin ich nur irre gegangen bin a. a. o., das ist das, dass ich die angelsächsischen adverbia auf *-e*, wie *georne, deópe, gelíce, lange, vîde,* zu ebenderselben kategorie gestellt habe. Ags. *-e* entspricht nun einmal nicht lautgesetzlich dem got. *-ō*, ahd. alts. *-o*. Aber ags. *-a* ist es, welches normal diesen genannten ausgängen der übrigen sprachen entspricht. Daher ziehe ich es jetzt vor, vielmehr das *-a* der angelsächsischen adverbia auf *-unga* und *-inga*, wie *dearnunga* 'heimlich', *eallunga* 'durchaus', *fǽringa* 'plötzlich', zu jenem accusativischen got. *-ō*, ahd. alts. *-o* der adverbia zu stellen.

An welchem orte das altnordische adverbiale *-a* von *líka* 'gleich', *víđa* 'weit' u. s. w. unterzubringen sei, ob bei dem got. *-ō*, ahd. alts. *-o*, ags. *-a*, oder bei dem ags. *-e*, ist an sich schwer zu bestimmen. Lautlich ist es indifferent; vergl. weiter unten. Doch ist es wol wegen der nahen verwantschaft des nordischen mit dem gotischen entschieden wahrscheinlich, dass wir diese altnordische adverbial-

---

1) Eine treffende, auf Lobeck paralip. gramm. graec. 362 ff. fussende erklärung, wie feminine casusformen von adjectiven dazu kommen, adverbia zu werden, und wie man nicht der stätigen ellipsenstatuierung zum verständnisse dieser spracherscheinung bedürfe, hat vor kurzem K. Zacher gegeben in seiner schrift „De nominibus graecis in *ΑΙΟΣ ΑΙΑ ΑΙΟΝ*“ Halis Sax. 1877. s. 91 ff.

bildung mit *-a* von der gotischen mit *-ō* nicht zu trennen haben.

Beim nomen hätte gemäss unserer lautregel, germ. *-jē* aus **-jōn*, der acc. sing. von *-jō*-stämmen wie got. *sibja* in der historischen gestalt got. **sibjē* gegenüber got. **gibō* zu erscheinen. Dieses **sibjē* ist lautgesetzlich gerade so notwendig, wie umgekehrt im slavischen ein acc. sing. abulg. **dušę* bei nicht zu grunde liegendem **-jōn* nicht statthaft ist, sondern nur *dušą* mit *-ją* aus vorhergehendem **-jān*.

Wir finden auch das **sibjē* im gotischen nicht, sondern anstatt dessen nur *sibja*, die nominativform auch hier im accusativ wie bei *giba*. Dass auch bei denjenigen *-jō*-stämmen wie *bandjō-*, wo der nom. sing. tatsächlich anders lautet als der acc., nemlich *bandi* nach der jüngst von Sievers in Paul-Braunes beitr. V 136 ff. grundlegend erörterten indogermanischen bildungsweise — dass auch selbst da die accusativform auf *-ja*, *bandja*, nicht den anspruch erheben kann, das product der lautgesetze zu sein, ist mir nicht zweifelhaft: das *bandja* hat hinwiederum sein *-a* durch formübertragung von den accusativen *giba*, *sibja*, bei welchen es aus deren nominativ stammt. So statuiert ebenfalls richtig schon Paul Germania XX 105.

Aber die genaue lautgesetzliche entsprechung des postulierten **sibjē* treffen wir glücklicher weise in den westgermanischen sprachen an; sie lautet ags. afris. *sibbe*, alts. *sibbia*, ahd. *sippia sippa*. Da die form der reinen, *j*-losen *ō*-stämme, ags. *gife*, afris. *jeve*, alts. *geƀa*, ahd. *geba*, nicht ebenso ihrer grundform **gebō* aus **gebōn* entstammen kann, so ist nun wol nichts natürlicher, als das *-e*, *-a* dieser durch das wirken des systemzwanges von dem acc. der *-jō*-stämme zu erklären. Es haben mithin im westgermanischen betreffs des acc. sing. die *-jō*-stämme die reinen *-ō*-stämme genau

ebenso beeinflusst, wie betreffs des nom. sing. die femininen *-jōn-* die reinen *-ōn*-stämme; vergl. s. 249. 258. Daher denn auch der lautliche zusammenfall der endungen von ahd. *zunga* und *geba;* daher im letzten grunde die causa movens zu der neuen zweiten germanischen vermischung der starken und der schwachen feminindeclination auf althochdeutsch-altsächsisch-altfrisischem sprachboden, von der oben s. 251 f. die rede war. Dass auch der westgermanische sieg der *-jō*-stämme im acc. sing. über die *-ō*-stämme seinen guten grund hatte und welchen, werden wir weiter unten erfahren.

Die angelsächsischen adverbia auf *-e* vermöchten wir nun auch als accusative zu retten. Sie stimmen ja mit *gife,* könnten folglich die form der endung aufweisen, welche von den aus adjectiven mit suff. *-ja-* gebildeten adverbien aus sich verallgemeinerte; wie umgekehrt im gotischen notwendig die adverbialbildungen *alakjō, allandjō, andaugjō, arvjō, gahāhjō, þiubjō, uffjō* ihr *-ō* anstatt *-ē* durch formübertragung von den *j*-losen adverbien haben müssen. Doch gestehen wir gern unsere bereitwilligkeit, diese angelsächsischen adverbia auf *-e* auch an einen anderen casus, wenn es sein muss, zu überlassen, an den instr. sing. derselben ō-declination (ags. *gife*), über dessen bildung wol eine von Sievers in Paul-Braunes beitr. V 136. und in diesen morphol. unters. oben s. 143. in aussicht gestellte abhandlung das nötige licht verbreiten wird.

Den streit um die priorität von ags. afris. *-e* in *sibbe, gife* und *jeve* und alts. ahd. *-a* in *sibbia* und *sippa, geba* und *geba* muss ich nun natürlich meinerseits in derselben weise schlichten, wie oben s. 252 ff. beim nom. sing. der femininen und neutralen *n*-declination. Es ist bezeichnend, dass unter den beispielen für alts. ahd. *-e* anstatt *-a,* die

Paul sammelt beitr. IV 343 f., gerade auch der acc. (nom.) sing. der starken feminindeclination besonders stark vertreten ist: *harmscare, scole, huuile, erde, frume, unsculdige, lange, ene, these* u. s. w. im Monacensis des Hêliand; *sine, chimeine* bei Isidor; *gruobe, fuzze, sine, thine* bei Tatian (vergl. Sievers Tatian s. 35.). Die denkmäler sind, abgesehen vom Tatian, dieselben, welche auch beim nom. sing. fem. und neutr. der *n*-declination das *-e* anstatt *-a* liefern. Was Tatian betrifft, so scheint das *-e* in dessen acc. sing. *gruobe, thine* in gutem einklang zu stehen mit dem in derselben quelle beliebten wurzelhaften *ê* der formen des verbums *gân : gêst, gêt* u. a. (vergl. Graff ahd. sprachsch. IV 66.).

Nachgerade wenden wir uns endlich zu dem gen. plur. zurück, für dessen zweiformigkeit im gotischen die erklärung zu suchen wir ausgiengen. Auf grund aller vorhergehenden erörterungen glaube ich nun die ursprüngliche germanische bildungsweise dieses casus und die art und weise ihrer beseitigung sehr einfach reconstruieren zu können. Ich bediene mich dabei wiederum nur der zwei sprachen gotisch und althochdeutsch. Letzteres vertritt auch hier wieder hinreichend das gesamte westgermanische; nur in einem falle, bei dem gen. plur. der femininen ā-declination, muss das ags.-afris. mit *gifa jeva* aushelfen, welche alte bildung ja im gesamten westgermanischen ziemlich lange fortbestanden haben muss, bevor sie der neubildung ahd. *gebôno* wich; vergl. Sievers in Paul-Braunes beitr. I 489. und die ahd. alts. spuren des **gebō* bei Dietrich histor. declin. 7. anm. 14. und Zimmer ostgerm. u. westgerm. 32 f., in anbetracht deren ein ahd. *gebo* gen. plur. als historisch belegt zu betrachten uns hier einmal der einfachheit der darstellung

wegen gestattet sei. — Ob das gotische andererseits ebenso ausreichend das ostgermanische vertritt, kann noch nicht sogleich von vorne herein bestimmt gesagt werden, sondern bedarf einer nachträglichen bemerkung.

Bei reiner lautgesetzlicher fortpflanzung der alten urgermanischen grundformen würde der bestand der historischen gotischen und althochdeutschen gen.-plur.-formen in den einzelnen stammclassen folgender sein:

got. *hairdjē*, **sibjē*, **balgjē* ‖ **dagō*, *gibō*, **sunivō*, **brōþrō*, **hananō*, *tuggōnō*, **þizō* masc., *þizō* fem.

ahd. **hirtia*, **sippia*, **belgia* ‖ *tago*, *gebo*, *sunio*, *bruodro*, *hanôno*, *zungôno*, *dero* masc., *dero* fem.

Es kommt selbstverständlich bei diesen ansetzungen nur auf die gestaltung des casussuffixes allein an; die sonstigen veranalogisierungen, die im stamme nemlich, wie bei ahd. *hanôno* nach *zungôno*, beim pronomen *þizō dero* (Sievers Paul-Braunes beitr. II 105 f.), kommen hier nicht in betracht.

Am einfachsten stellt sich wiederum beim althochdeutschen der historisch überlieferte sachverhalt her: die wenigeren stammclassen mit dem lautgesetzlich gewonnenen ausgange *-a* vermochten auf die dauer dem erdrückenden übergewichte der grossen mehrzahl mit *-o* nicht zu widerstehen; so stellten sich *hirtio*, *sippio* (später dafür *sipp(i)ôno*), *belgio* ein.

Spuren des *-ē* aber scheinen sich doch auch im westgermanischen erhalten zu haben. Eine solche hat sich, worauf mich dr. O. Behaghel aufmerksam macht, sehr wahrscheinlich in den pronominalformen alts. *ûsa* 'unser', *iwa iuwa*

'euer', *unka* 'unser beider', *inka* 'euer beider', sowie afris. *ûse* 'unser' (westfris. *onse*), *iuwe* 'euer' festgesetzt. Diese formen dienen zwar als possessivpronomina und werden als solche in den obliquen casus auch nach starker adjectivflexion decliniert. Aber die possessiva erwachsen bekanntlich fast stäts in unseren sprachen aus dem genitiv der personalpronomina; und der beweis dafür, dass alts. *ûsa, iuwa* u. s. w. in ihrem gebrauche als nom. sing. tatsächlich noch nichts anderes als erstarrte gen. plur. sein können, liegt in der abwesenheit der starken adjectivflexion im nom. sing. überhaupt und beim masc. (vergl. z. b. *ûsa aldiro* Hêl. 571.) auch der unmöglichkeit der annahme schwacher declination, welche beim fem. und neutr. (vergl. *iuwa herta* Hêl. 4707.) ja denkbar wäre. Das *-a* im nom. sing. masc. der schwachen adjectiva im Hêliand eignet, wie Paul in seinen beitr. IV 346 f. nachweist, nur den comparativen und superlativen (z. b. *betera, bezta*); es kann also nicht zur erklärung der formen *ûsa, iuwa* masc. herbeigezogen werden. Wol dagegen scheint die annahme erlaubt, dass bei den comparativen und superlativen jene übertragung des *-a* aus dem femin. und neutr. in das masc. — so fasst Paul den vorgang — ihr leitendes vorbild an den im nom. sing. mit recht indeclinabelen *ûsa, iuwa* gehabt haben könne. Das *-ē* aber = alts. *-a*, fris. *-e* in diesen pronominalgenitiven muss natürlich selbst schon durch formübertragung dahin gekommen sein, da die stämme nicht *j*-enthaltend sind.

Vielleicht ist es nun auch nicht ferner nötig, in den vereinzelten althochdeutschen beispielen von *-a* im gen. plur., welche Graff ahd. sprachsch. I 14. aus nicht sehr alten quellen anführt (*reitwagana, lagara* u. a.), das *-a* mit Paul beitr. IV 347. aus *-o* entstanden sein zu lassen und das aber schon in der Benedictinerregel und daselbst zweimal auf-

tretende *kidancha* 'cogitationum' mit Seiler Paul-Braunes beitr. I 437. und Paul a. a. o. für einen übersetzungs- oder schreibfehler zu halten: auch hier können reste des verallgemeinerten urgerm. *-ē* des gen. plur. vorliegen.

Im übrigen aber haben wir doch wol allen grund anzunehmen, dass sich die verallgemeinerung des *-ō* im gen. plur. des westgermanischen im allgemeinen ziemlich frühzeitig vollzogen hatte. Und nehmen wir dies an, so können wir dann, glaube ich, auch den grund finden, warum im acc. sing. auf demselben sprachgebiete die femininen *-jō*-stämme über die reinen *-ō*-stämme siegten, nicht umgekehrt (oben s. 273 f.). Wie unter ganz gleichartigen umständen im litauischen (sieh oben s. 269.), so waren auch im germanischen in diesen beiden declinationen anfänglich der acc. sing. und der gen. plur. in éine form zusammengefallen: **gebō* und **sibjē*. Wenn nun zunächst im gen. plur. anstatt dieses **sibjē* unter dem walten des systemzwanges sich *sibjō* hergestellt hatte, so waren alsdann die *-jō*-stämme ihrerseits in der glücklichen lage, lautlich differenzierte formen beider casus zu besitzen: *sibjō* und **sibjē*, d. i. ahd. **sippio* und *sippia*, ags. *sibba* und *sibbe*. Das war für *gebō*- und genossen ein willkommener anlass, sich bei im übrigen ja gleicher declination nun auch des *-ē* = ahd. *-a*, ags. *-e* im acc. sing. zu bemächtigen. Ja es ist mir sogar auch nicht unwahrscheinlich, dass demselben kampfe ums dasein zwischen dem gen. plur. und dem acc. sing. auch die vielumstrittene westgermanische neubildung ahd. *gebôno*, alts. *geƀono*, ags. *gifena*, afris. *jevena* (vergl. verf. in Paul-Braunes beitr. III 4.) ihren ursprung verdankt: bestanden noch die alten lautgesetzlichen acc.-sing.-formen ahd. **gebo*, alts. **geƀo*, ags. **gifa*, afris. **jeva*, so war es für die sprache ein anderes mittel, den gleichklang der beiden casus zu ver-

meiden, wenn sie den gen. plur. nach der femininen *n*-declination bildete, was um so eher angieng, da auch schon die dat. plur. in beiden paradigmen (ahd. *gebôm* wie *zungôm*, alts. *geƀon* wie *tungon*, ags. *gifum* wie *tungum*, afris. *jevum* wie *tungum*) vorher einander gleich waren. Eine erklärung von dieser art musste man ja notwendig für die neubildung *gebôno* u. s. w. suchen, da betreffs dieser mit der allgemeinen vermischung der starken und schwachen feminindeclination wegen des nicht daran teil habenden angelsächsischen (vergl. oben s. 250 ff.) nichts anzufangen war. — Derselbe trieb nach formdifferenzierung wird es denn auch wol, beiläufig gesagt, gewesen sein, der im ostgermanischen den alten lautgesetzlich mit dem gen. plur. zusammenfallenden acc. sing. got. **gibō*, anord. **gjafa* verschwinden liess und dafür die nominativform *giba*, *gjǫf* einsetzte. Im übrigen ist das ja bekanntlich keine schwäche des ostgermanischen, die nominative und accusative einander gleich zu machen.

Im gotischen gen. plur. hat sich im allgemeinen, wie man sieht, die wagschale durchaus zu gunsten der form -*ē* gesenkt. Nur *gibō* und ihm nach *tuggōnō* in der immer im gefolge der -*ō*-declination bleibenden -*ōn*-declination retteten die alte *ō*-form und erwehrten sich mit erfolg des um sich greifenden -*ē*. Und daran ist bei *gibō* allerdings, wie ich schon eingangs dieser untersuchung oben s. 234. gegen Leskien bemerkte, der s c h ü t z e n d e systemzwang der vielen formen desselben paradigmas mit dem hier charakteristischen -*ō*- schuld gewesen. Ja, und die von diesem -*ō*- und der kraft seines systemzwanges ausgehende gegenströmung gegen die allgemeine sprachrichtung beim gen. plur. ist so stark gewesen, dass sie sogar auch altes legitimes terrain des -*ē* diesem zu entreissen vermocht hat: die form der

-jō-stämme, *sibjō* anstatt **sibjē*, ist analogiebildung nach *gibō*, deckt sich darum auch formal genau mit der entsprechenden westgermanischen, mit ags. *sibba*.

Was die ausbreitung des got. *-ē* anbetrifft, so wird wol im allgemeinen der gang dieser entwickelung am richtigsten so angegeben, dass man zuerst die masculin-neutralen *-a*-stämme von den entsprechenden *-ja*-stämmen diesen ausgang empfangen, dann von beiden zusammen, wesentlich aber von den reinen *-a*-stämmen, die gesammte consonantische declination beeinflusst sein lässt. Das verhältnis nom. plur. *hairdjōs : hairdjē* bewirkte ein analoges *dagōs, vulfōs : dagē, vulfē* mit den neuen formen *dagē, vulfē;* ebenso beim neutrum dasjenige von nom. acc. plur. *kunja : kunjē* ein entsprechendes *vaurda, juka : vaurdē, jukē* mit neuem *vaurdē* und *jukē*. Die *-a*-stämme aber fügten sich in diesem falle wol um so lieber der herrschaft der *-ja*-stämme, als nachgerade das *-ō*, besonders nach der wirkung des *gibō* auf **sibjē*, dem sprachgefühl eine berechtigte eigentümlichkeit der zugehörigen feminina zu scheinen anfangen musste. Unter dem einfluss der formen wie *dagē, vaurdē* enstanden dann weiterhin leicht die neubildungen *sunivē, brōþrē, hananē, namnē*. Unter demselben einfluss spaltete sich von der ehemals für masc.-neutr. und fem. gemeinsam dienenden form des demonstrativpronomens *þizō* eine eigene neue zweigform *þizē* für den masculin-neutralen gebrauch ab.

Ein lehrreiches gebilde ist insbesondere auch das got. *balgē*. Ich möchte es mit einem ausdrucke Brugmans in Curtius' stud. IX 297. anm. 12. als eine „analogieschöpfung zweiten grades" bezeichnen. Die verschollene grundform **balgjē* war selbst mit unter denen gewesen, welche das *-ē* ausbreiten halfen und in gemeinschaft mit *hairdjē, harjē* das

dagē, vulfē bewirkten. Nachdem **balgjē* das getan, „kehrte der pfeil, den diese form abgesandt, verwundend auf sie selbst wieder zurück“[1]): *balgē* ist schlichte nachbildung nach *vulfē*, *dagē*, und diese war um so eher möglich, als ja schon im singular desselben paradigmas die analogiebildungen nach der *-a*-declination gen. *balgis*, dat. *balga* vorhanden waren, diese letzteren zwar wol nicht gemeingermanisch (vergl. Paul in seinen beitr. IV 396 ff.), indes im speciellen gotischen sprachleben wol ohne zweifel früh eingetreten. Nach *balgē* richtet sich dann weiter das feminine *anstē*, wegen der im übrigen gleichen pluraldeclination, trotz des femininen für das *-ō* inclinierenden geschlechts.

Die formen *svistrē, dauhtrē*, die man gewöhnlich ansetzt, sind in den texten nicht belegt. Nötig ist die annahme ihrer existenz nicht, denn nur **svistrō*, **dauhtrō* sind die directen lautgesetzlichen abkömmlinge der indogermanischen grundformen. Waren aber **svistrē*, **dauhtrē* historisch vorhanden, so müssen sie ebenso als im banne von den formen *brōþrē*, **fadrē* der gleich declinierenden masculina stehend erklärt werden, wie bei den *i*-stämmen *anstē* sich im schlepptau von *balgē* befindet.

Ich habe mir erlaubt, das bild von der eigentümlichen gotischen ausbildung der gen.-plur.-formation etwas ausführlicher zu zeichnen: sie ist meines erachtens eins der interessantesten beispiele, wie in dem leben der sprache

---

1) Dies bild gebraucht Brugman a. a. o., und eins seiner beispiele, das als parallele zu dem obigen gotischen hier stehen möge, ist: die dativ-plur.-endung griech. *-εσσι* geht aus von den *-εσ*-stämmen (*ἔπεσ-σι*, *ἀεικέσ-σι*), lebt sich an andere consonantische und *i*- und *u*-stämme an (*κύν-εσσι*, *πόδ-εσσι*, *πολί-εσσι*, *ταχέ-εσσι*) und kehrt von da zu ihrem ausgange an die *-εσ*-stämme zurück (*ἐπέ-εσσι*, *διοτρεφέ-εσσι*).

strömung und gegenströmung bei den neubildungen immerfort einander die wage halten, wie oft der nach der einen richtung hin wirkende formassociierende trieb durchkreuzung und lahmlegung der mannigfaltigsten art durch andere gleichartige von anderer seite her in bewegung gesetzte triebe erfährt.

Wie sich das bis jetzt ganz bei seite gelassene altnordische betreffs der gen.-plur.-bildung stellt, haben wir nun noch kurz zu erörtern.

Die altnordischen pluralgenitive endigen sämtlich auf *-a*. Dass dieser auslaut, wie im angelsächsischen und altfrisischen, der lautgesetzliche vertreter eines germ. got. *-ō* sein kann, ist bekannt. Fraglich ist nur, ob das genitivische anord. *-a* unter allen umständen = jenem *-ō* sein muss, ob es nicht auch, wie im altsächsischen und althochdeutschen, der reflex von germ. got. *-ē* sein kann. Die frage, was aus germanischem *-ē* am wortende nach nordischen lautgesetzen normal werden musste, hat ja bis jetzt bei dem dunkel, das seither über allen den gotischen auslautenden *-ē* lagerte, noch nicht einmal ernstlich aufgeworfen, geschweige denn beantwortet werden können.

Da die altnordische sprache in übereinstimmung mit dem altsächsischen und althochdeutschen germ. got. *ē* in den wurzelsilben zu *ā* wandelt, da wir ferner überall auf den einzelnen sprachgebieten einen genauen einklang in der vocalfarbe zwischen der vertretung des auslautenden *-ē* und desjenigen im wortinnern bemerkt haben, so möchte ich es für möglich und wahrscheinlich halten, dass germ. *-ē* im auslaute altnordisch auch nicht anders als durch *-a* wiedergegeben sein könne. Demnach entsteht die frage: können nicht wenigstens einige der altnordischen pluralgenitivischen *-a* den gotischen *-ē* gleichstehen? Oder gar: kann man nicht

bei der besonders nahen verwantschaft des nordischen mit dem gotischen ein ganz ebensolches verhältnis der verteilung des -ē und -ō im gen. plur. annehmen, wie es im gotischen herrscht, so dass z. b. *gjafa'* zwar = got. *gibō*, aber auch *úlfa* = got. *vulfē* und das letztere nicht = ahd. *wolfo* wäre? Diese frage lässt sich nicht entscheiden, so lange nicht kriterien nachgewiesen werden, nach denen man in dem altnord. *-a* das germ. *-ō* und das *-ē*, wenn eben auch dieses darin enthalten sein mag, von einander sondern kann. Dass aber nicht alles in den altnordischen pluralgenitiven völlig ebenso war wie im gotischen, dafür bürgt einiges, z. b. das anord. *belgja* der masculinen *i*-declination. Auf keinen fall ist ja dies *belgja* unmittelbar = got. *balgē*. Ist es = ahd. *belgio*, so bleibt es immer, wie wir wissen, eine analogiebildung; sollte es aber gar = **balgjē* sein, so wäre es die best conservierte form des gen. plur. des stammes *balgi-* im gesamten altgermanischen und müsste gegen Sievers' cursiven druck in den paradigmen zur deutschen grammat. bl. 2. in schutz genommen werden[1]. Dass über-

1) Auf den dat. plur. anord. *belgjum* darf man sich nicht berufen, um den gen. *belgja* mit Sievers zu einer formübertragung von den *-ja*-stämmen (*herja*) zu stempeln: der dat. *belgjum* ist allerdings analogiebildung nach *herjum*, aber diese analogiebildung ist augenscheinlich erst ermöglicht worden durch den zusammenfall der endungen des gen. plur. beider stammclassen. Eine ebensolche analogiebildung ist im altsächsischen der dat. plur. *gastiun gestion*, bei welchem auch von Sievers paradigm. bl. 4. das verhältnis zu *gastio gesteo* gen. plur. richtig dargestellt wird. Dieselbe ursache, zusammenfall der gen.-plur.-formen, bewirkt bekanntlich im althochdeutschen umgekehrt störungen in der *-ja*-declination, den nach *gestin* gebildeten dat. plur. *hirtin* bei Tat. und Otfr., die wiederum nach masculinformen wie *hirtim* sich bildenden dat. plur. von neutris wie *kewâtim, widarmuatim* der Benedictinerregel. Anders, aber unrichtig, über diese dativformen auf *-im* von *-ja*-stämmen Heyne kurze laut- und flexionsl.[1] 246., Seiler in Paul-Braunes beitr. I 437.

haupt gerade im gotischen beim gen. plur. sich viele verhältnismässig recht junge neuerungen zeigen, hat sich hoffentlich aus unserer ganzen darstellung ergeben. Und wie dieses *belgja* lautlich das urgerm. **balgjē* sein könnte, so wäre an sich betrachtet auch die zurückführung der singularnominativform der *-jōn*-stämme anord. *-ja* auf den für das urgermanische zu fordernden ausgang *-jē* wol gestattet: anord. *brynja* 'panzer' liesse sich von dem veranalogisierten got. *brunjō* losreissen und unmittelbar den westgermanischen formen ags. *byrne*, ahd. *brunia* anreihen; vergl. oben s. 250. Entsprechend würde sich auch selbst das schwache neutrum anord. *hjarta* von got. *hairtō* weg auf die seite der westgermanischen den ursprünglicheren ausgang *-ē* reflectierenden formen stellen lassen; sieh oben s. 243 f. 255. Das altnordische also scheint sich, wie man erkennt, vor der hand völlig indifferent in unserer frage zu verhalten, und das auffinden entscheidender kriterien bleibt abzuwarten.

Eine andere meinung über die stellung des altnordischen in der gen.-plur.-frage hegt mein freund Paul, dem ich die hauptresultate dieser arbeit vorlegte. Ihm scheint das anord. *-a* nur = germ. *-ō* sein zu können, da er vielmehr in einem *-i* ohne umlautswirkung die normale altnordische fortsetzung des germ. *-ē* im auslaute sieht. Was für diese ansicht sprechen dürfte, ist im einzelnen folgendes: 1) anord. *fadir* vermöchte auf das **fadēr* der westgermanischen sprachen und sicher auch (gemäss der übereinstimmung des *-ēr* mit der form der übrigen europäischen sprachen) des urgermanischen zurückzugehen[1]; 2) anord. *tamdir* 2. sing. ind. praet. könnte

1) Das aus el. *πατάρ* sich scheinbar gegen den ansatz von gemeineurop. **patēr* ergebende moment findet auch meiner überzeugung nach seine erledigung so, wie sie ihm von Brugman oben s. 53 f. anm. zu teil wird.

= got. *tamidēs* gesetzt werden; 3) anord. *úlfi* dat. sing. der *a*-declination geht auf eine vorform **vulfē* = ahd. *wolfe* zurück; 4) anord. *blindi(r)* nom. plur. steht ebenso für **blindē* = ahd. *blinde*; 5) anord. *nemir, nemi* u. s. w. opt. praes. entsprechen ahd. *nemês, neme* aus **nemē*.

Was zunächst die drei letzten fälle angeht, so sind sie nur scheinbare parallelen zu dem *-ē* im gen. plur.: bei anord. *úlfi, blindi(r), nemi* handelt es sich um ursprüngliches und urgermanisches *-ai* (vergl. got. *blindai, nimiai*), das erst secundär zu *-ē* sich verdichtete, wie des näheren Braune in seinen beitr. II 161 ff. ausgeführt hat. Dass beide *ē*, das = urgerm. *ē*, urspr. *ā* und das = urgerm. urspr. *ai*, wenn sie wirklich einmal gleichzeitig neben einander in der sprache bestanden, doch von einander qualitativ verschieden geblieben waren, zeigt deutlich das althochdeutsche, welches jenes im auslaut durch *-a*, dieses aber in *wolfe, blinde, neme* durch *-e* fortsetzt. Urgerm. **fadēr* hat zwar den *ē*-laut, der nicht aus einem diphthong entsprang. Aber es fragt sich erstens, ob das anord. *faðir* wirklich auf diese form zurückgehe und nicht vielmehr mit dem von der germanischen grundform abgefallenen got. *fadar* genau sich deckt. Zweitens ist einzuwenden, dass hier der fragliche vocal gar nicht im unmittelbaren auslaut steht, daher also wol auch ahd. *fater* den *e*-laut haben mag gegenüber dem *-a* von *redia, herza, sippia*. Aus demselben grunde, weil nemlich der *ē*-laut nicht selbst unmittelbar auslautet, wäre eigentlich an und für sich auch schon die parallele von anord. *tamdir* = got. *tamidēs* abzuweisen; es scheint mir aber überdies fraglich, ob *tamdir* wirklich direct der gotischen form entspreche. Ich nannte schon oben s. 233. anord. *tamdir* eine veranalogisierte form, und meine ansicht darüber ist die, dass es in der endung der entsprechenden optativform *temdir*

gleichgemacht worden ist. Veranlassung zu der übertragung konnten die gleichauslautend gewordenen dritten personen beider modi werden, *tamdi* ind. und *temdi* opt., welche ja sogar bei den verben mit langer wurzelsilbe wegen des hier auch im indicativ herrschenden umlauts, z. b. bei *dœmdi* ind. (= got. *dōmida*) und opt. (= got. *dōmidēdi*), ganz und gar formal zusammengefallen waren[1]).

Somit kann ich denn nach allem diesem nirgend einen stichhaltigen grund finden gegen die meinung, dass anord. *-a* im auslaut der vertreter eines germ. got. *-ē* sein könne oder müsse. Der parallelismus aber des anord. *ā* = *ē* in den wurzelsilben spricht umgekehrt, wie schon bemerkt, stark für eben diese ansicht. Eben darum kann ich denn auch mich nicht entschliessen, das anord. *hani*, wie mir gleichfalls Paul vorschlug, = einem vorhist. **hanē* zu setzen

1) Das streben der sprache, den sing. ind. und opt. praet. der schwachen verba formal auszugleichen, erstreckt sich noch weiter, nemlich auch auf die 1. pers. Meines erachtens sind bei dieser *tamdi, dœmdi* im indicativ (= got. *tamida, dōmida*), dagegen *temda, dœmda* im optativ (= got. *tamidēdjau, dōmidēdjau*) die ursprünglich allein herrschenden formen. Nach dem lautgesetzlichen zusammenfall der formen der 3. pers. (anord. *dœmdi* ind. = got. *dōmida*, anord. *dœmdi* opt. = got. *dōmidēdi*) und dem durch analogie bewirkten der 2. personen stellte sich leicht auch bei der 1. sing. einerseits im indicativ eine junge nebenform *tamda, dœmda*, andererseits im optativ ein nicht weniger junges *temdi, dœmdi* ein. Dies beispiel bewirkte selbst im opt. praet. der starken verba das emporkommen der 1. sing. *gœfi* neben dem älteren *gœfa* = got. *gēbjau*; die 2. und 3. sing. endigten ja hier auch auf *-ir, -i* (= got. *-eis, -i*). Ja auch in den praesensoptativen griff das *-i* als nebenendung der 1. sing. um sich, so dass *gefi, temi, dœmi* entstanden neben *gefa, temja, dœma* = got. *gibau, tamjau, dōmjau*: auch hier waren ja die 2. und 3. sing. lautgesetzlich zu den ausgängen *-ir, -i* (= got. *-ais, -ai*) gekommen. Es ergibt sich also, dass überhaupt das *-i* in der 1. sing. sämtlicher optative des altnordischen in seinem letzten grunde nirgend anderswoher stammt als aus der 1. sing. indic. der schwachen verba.

und als analogiebildung nach solchen wie *bryti* 'vorschneider, haushälter', st. *brutjan-* (vergl. Wimmer altnord. gramm. §. 66.), zu betrachten, so dass also die ausgleichung der masculinen *-an-* und *-jan-*stämme im nom. sing. im altnordischen anders ausgefallen wäre als im westgermanischen (vergl. s. 249. 258.). Ich wage es vielmehr nicht, die anord. *hani, bryti* von den got. *hana, arbja* zu trennen, welchen sie im auslaute ebenso genau gleichkommen, wie *tamdi, dœmdi* der 1. sing. praet. indic. der genaue reflex von got. *tamida, dōmida* sind (vergl. s. 286. d. anmerk.); und ich bleibe demgemäss bei der oben s. 260 f. vorgetragenen erklärung der abnormität des nom. sing. der masculinen *n*-stämme im ostgermanischen stehen.

Wenn wir mit unserer hypothese von dem entstehen eines germ. *-jē* aus grundsprachlichem **-jōn* nicht alle auslautenden got. *-ē* erklären können, so begründet das natürlich keinen einwand gegen die richtigkeit derselben. Einige der *-ē* mögen ganz wol einen anderen ursprung haben, wie ja z. b. nach unserer eigenen meinung das *-ē* von vorhist. got. **hairtē* = ahd. *herza* (sieh oben s. 255.) mit einem ehemaligen *j* causaliter nichts zu tun hat. So mag denn auch das *-ē* von got. *þē, hvē*, welche man gewöhnlich als instr. sing. deutet, auf anderen gründen beruhen. Ich weiss über diese *þē* und *hvē* meinerseits nichts zu sagen, behaupte aber nur, dass ich an der richtigkeit der herkömmlichen identificierung des *þē* mit ágs. *þá*, alts. *thô*, ahd. *dô* aus lautlichen gründen stark zweifle und dass mir diese gleichsetzung jetzt nicht mehr durch die parallele von got. gen. plur. *dagē* = ags. *daga*, alts. *dago*, ahd. *tago* gestützt werden zu können scheint. Auch hierin ist wol von Sievers' oben s. 143. berührter untersuchung neue aufklärung zu hoffen.

Zum schlusse ist es wol nicht unzweckmässig, wenn wir unser neu gefundenes lautgesetz, demgemäss aus grundsprachl. *-jōn* germ. *-jē* wird, etwas näher präcisieren.

Man könnte daran denken, uns zur scheinbaren consequenz hindrängen zu wollen. Wenn aus altem **-jōn* germ. **-jēn, -jē* wird, könnte man sagen, so müssten wir folgerichtig auch behaupten, dass *-jōs* zu *-jēs* gewandelt werde, dass überhaupt der betreffende lautwandel einfach als die einwirkung eines *j* (*i̯*) auf nachfolgendes *ō*, einerlei vor welchen nach dem *ō* folgenden consonanten, gefasst werden müsse. Wir unsererseits könnten uns vorerst dieser forderung fügen und uns vielleicht auf so etwas, wie dass got. *jēr* 'jahr' etymologisch dem griech. *ὥρα* verwant sei (Brugman oben s. 4.), berufen. Wir könnten ferner daran erinnern, dass ja in historischer zeit des germanischen ein einfluss eines ursprünglich vorhergehenden *j* wenigstens auf nachfolgendes kurzes *a* nachweisbar sei, namentlich gerade in den ältesten althochdeutschen, besonders alemannischen quellen, worüber Paul in seinen beitr. IV 344 f., vornemlich gestützt auf das material bei Henning Sanktgall. sprachdenkm. 90 f. 92. 94., handelt.

Allein wir verwerfen dennoch diese consequenz; denn man bedenke, wohin sie führt. Got. *hairdjōs* nom. plur., *sibjōs* gen. sing. und nom. acc. plur., *sibjōm* dat. plur., ferner die obliquen casus von *raþjō* wie gen. sing. *raþjōns*, dat. *raþjōn* u. s. w., ferner in den gesamten verbalformen von verben wie got. *sunjōn, gavadjōn, gasibjōn, frijōn* u. a. (Leo Meyer got. spr. s. 332. 622.) müsste man den nirgends mit einem *ē* abwechselnden *ō*-laut durch den nie rastenden systemzwang der entsprechenden *j*-losen nominal- und verbalbildungen aufrecht erhalten sein lassen. Das geht offenbar nicht an, zumal deshalb nicht, weil es eine ganz will-

kürliche zumutung wäre, glauben zu sollen, dass von dem *jē* aus *jō* bei *-jōn* gerettete, historisch vorliegende spuren mehrfach vorhanden seien, von dem *jē* aus *jō* bei *-jōs* (in *hairdjōs, sibjōs*), bei *-jōda* (in *frijōda, sunjōda* u. s. w.) aber nirgends eine einzige spur. Dem got. gen. dat. acc. sing. *raþjōns, raþjōn* entspricht ahd. *rediûn* ebenso, wie dem got. *tuggōns, tuggōn* ahd. *zungûn*; und wir würden offenbar jeden sicheren anhaltspunkt verlieren, um die wiederangleichung des nom. sing. got. *raþjō* an *tuggō*, des ahd. *zunga* an *redia* irgend leidlich zu motivieren, wenn wir uns der annahme begeben wollten, dass die obliquen casus beider formensysteme von je her lautgesetzlich gleichgeformt geblieben seien.

Darum ziehe ich es vor, eine andere fassung meines lautgesetzes zu suchen als die, dass aus *jō* germ. *jē* werde. Wir müssen überhaupt notwendig, weil aus gleichem nicht verschiedenes werden kann, einen anderen vocal nach dem *j* haben, um erklären zu können, wie aus dem schliessenden grundsprachlichen *-jōn* germ. *-jē(n)* werde, dagegen z. b. nicht aus dem schliessenden *-jōs* ein germ. *-jēs*. Und da bleibt wol nichts anderes übrig — aber dies übrig bleibende hilft auch trefflich aus — als zu sagen: das *ō* von *-jōn* war nicht mehr *ō*, nemlich reines *ō*, als es in *ē* verwandelt wurde, es war nasalvocal *ō̃*. Ueber den beträchtlichen physiologischen unterschied von nasalvocal und vocal + nasal dürfte wol jetzt jeder moderne sprachforscher namentlich durch Brücke grundz. d. physiol. u. systematik d. sprachlaute [1] s. 27 ff. 50. 61., durch Joh. Schmidt z. gesch. d. indog. vocal. I 41. anm. und Sievers grundz. d. lautphysiol. s. 47 f. genügend orientiert sein. Wir behaupten also nicht, wie betont werden muss, einen germanischen übergang von *-jōn* in *-jēn* und von da in *-jē*; sondern unsere meinung ist die, dass aus grundsprachl. *-jōn* germanisch zu-

